DAS PROBLEM DER MÄNNLICHKEIT

Eine interdisziplinäre Analyse unter besonderer Berücksichtigung tiefenpsychologischer Ansätze

Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades
am Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften
der Freien Universität Berlin

vorgelegt von Malte Putz
aus Itzehoe

Tag der mündlichen Prüfung: 27.6.1984
Tag der Promotion: 27.6.1984

UNIV.
LEIDEN
BIBL.

DAS PROBLEM DER MÄNNLICHKEIT

Eine interdisziplinäre Analyse unter besonderer Berücksichtigung tiefenpsychologischer Ansätze

Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades
am Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften
der Freien Universität Berlin

vorgelegt von Malte Putz
aus Itzehoe

Tag der mündlichen Prüfung: 27.6.1984
Tag der Promotion: 27.6.1984

1. Gutachter: Prof. Dr. H. Bach
2. Gutachter: Prof. Dr. G. Lischke

INHALTSVERZEICHNIS

1.	Einleitung Teil I	1
1.1.	Methode	4
2.	Die Entstehung der männlichen Ueberlegenheit	6
2.1.	Das Verhältnis der Geschlechter nach F. Engels und A. Bebel	6
2.2.	Das Verhältnis der Geschlechter aus der Sicht der modernen ethnologischen Forschung	8
3.	Geschlechtsgebundene Merkmale und Verhaltensweisen	12
4.	Der gegenwärtige Forschungsstand zum Problem der Geschlechtsrollen	16
4.1.	Biologische Grundlagen	16
4.2.	Ethnologie	22
5.	Soziologie	27
5.1.	Einfluss des Geschlechts auf die Zuweisung von beruflichen Positionen	28
5.2.	Perpetuierung der Arbeitsteilung durch gesellschaftliche Einstellungen und Meinungen	3o
5.2.1.	Der Mann im Beruf	31
5.2.2.	Die Frau im Beruf	31
5.2.3.	Die Ehe	33
5.2.4.	Sexualität	35
5.2.5.	Der Mann als Vater	36
5.2.6.	Die Frau als Hausfrau und Mutter	38
5.2.7.	Das Selbstbild des Mannes	39
5.2.8.	Das Bild des Mannes von der Frau	41
6.	Psychologische Ergebnisse	42
6.1.	Unbegründete Annahmen	43
6.2.	Unterschiede	46
6.3.	Offene Fragen	47
6.4.	Diskussion	48
7.	Der Geschlechtsrollenerwerb als sozialer Lernprozess	5o
7.1.	Imitation und Identifikation	5o
7.2.	Theorien des sozialen Lernens	53
7.3.	Kognitive Theorie	55

7.4.	Kritik	57
8.	Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse	57
8.1.	Die Entstehung der männlichen Position	57
8.2.	Ethnologie	58
8.3.	Soziologie	58
8.4.	Biologie	6o
8.5.	Empirische Psychologie	6o
8.6.	Soziales Lernen und Kognitive Theorie	61
8.7.	Zusammenfassung und Fragen	61
Teil II		
1.	Sigmund Freud	63
1.1.	Das Freud'sche Entwicklungsmodel	63
1.2.	Definition von Männlich und Weiblich	65
1.3.	Die konstitutionellen Unterschiede	69
1.3.1.	Der Penismangel	73
1.3.2.	Die Bedeutung der ödipalen Situation	78
1.4.	Diskussion	82
2.	A. Adler	84
2.1.	Einführung	84
2.2.	Die Bedeutung der Männlichkeit	86
2.3.	Der Männliche Protest	93
2.4.	Die Bedeutung der Gleichheit	95
2.5.	Das Zusammenleben der Geschlechter	97
2.6.	Die Erziehung der Geschlechter	1o1
2.7.	Diskussion	1o6
3.	C.G. Jung	1o9
3.1.	Einführung	1o9
3.2.	Typenlehre	11o
3.2.1.	Der extravertierte Denktypus	112
3.2.2.	Der introvertierte Denktypus	115
3.2.3.	Der extravertierte Empfindungstypus	115
3.3.	Die Struktur des Seelenlebens	118
3.3.1.	Die Persona	118
3.3.2.	Der Schatten	12o
3.3.3.	Animus und Anima	12o
3.3.4.	Das Kollektive Unbewusste und die Archetypen	125
3.4.	Diskussion	127

4.	Wilhelm Reich	131
4.1.	Einleitung	131
4.2.	Die Entwicklung vom Matriarchat zum Patriarchat	133
4.3.	Der Mann des Patriarchats	135
4.4.	Die männliche Sexualität unter patriarchalischen Bedingungen	137
4.5.	Die Bedeutung der Ehe	14o
4.6.	Die Zerstörung der kindlichen Sexualität	142
4.7.	Kritik	145
4.8.	Der genital befriedigte Mann	146
4.9.	Die sexuelle Dauerbeziehung	148
4.1o.	Die Arbeit unter sexualökonomischen Bedingungen	152
5.	Zusammenfassung Teil II	155
5.1.	Bestehen prinzipielle, von der Anatomie abgesehene Unterschiede zwischen den Geschlechtern? Welcher Art sind die Unterschiede und wie wird ihr Zustandekommen erklärt?	155
5.1.1.	Freud	155
5.1.2.	Jung	156
5.1.3.	Adler	157
5.1.4.	Reich	158
5.1.5.	Zusammenfassung Frage 1	159
5.2.	Welchen Stellenwert messen die Autoren der unterschiedlichen Bewertung der Geschlechter in der patriarchalischen Gesellschaft bei?	16o
5.2.1.	Freud	16o
5.2.2.	Jung	16o
5.2.3.	Adler	161
5.2.4.	Reich	161
5.2.5.	Zusammenfassung	162
5.3.	Sehen die Autoren die pathogene Wirkung der männlichen Rolle auf das Seelenleben des Mannes bzw. der Frau?	162
5.3.1.	Freud	162
5.3.2.	Jung	163
5.3.3.	Adler	163

5.3.4. Reich 164
5.3.5. Zusammenfassung 164
5.4. Besteht die Möglichkeit zur Veränderung der traditionellen Geschlechtsrollen? 165
5.4.1. Freud, Jung 165
5.4.2. Adler 165
5.4.3. Reich 165
5.5. Welche Bedeutung messen die Autoren dem Verhältnis des Mannes zur Frau, zu Kindern und zur Arbeit bei? 166
5.5.1. Freud 166
5.5.2. Jung 166
5.5.3. Adler 167
5.5.4. Reich 167
5.5.5. Zusammenfassung 168
5.6. Welchen Stellenwert messen die Autoren der Erziehung bei der Entstehung der männlichen Rolle bei? 169
5.6.1. Freud 169
5.6.2. Jung 169
5.6.3. Adler 17o
5.6.4. Reich 17o
5.6.5. Zusammenfassung 171
Teil III
1. Vergleich der Ergebnisse des ersten und zweiten Teils 173
1.1. Freud 173
1.2. Jung 174
1.3. Reich 176
1.4. Adler 177
2. Wie kann die von der Ethnologie konstatierte tendenziell schwächere soziale Stellung der Frau erklärt werden? 18o
3. Wie können die von der Forschung mit 'höherem Aggressionspegel' begründeten Verhaltensweisen der Knaben begründet werde? 183

4.	Warum braucht der Mann die Position mit höherer Geltung, warum strebt er nach Ueberlegenheit über die Frau?	184
5.	Die Angst des Mannes vor der Frau	186
5.1.	Die Auswirkung dertraditionellen Erziehung auf das Verhältnis des Mannes zur Frau. Ein Männergespräch	188
5.1.1.	Angaben zu den Teilnehmern	189
5.1.2.	Kurzer Abriss der theoretischen Grundlagen und des therapeutischen Konzeptes der 'Zürcher Schule für Psychotherapie'	189
5.2.	Gesprächsprotokoll	193
5.3.	Auswertung des Gesprächs	193
5.3.1.	Der 'rechte' Mann	194
5.3.2.	Die 'Unsicheren'	195
5.3.3.	Zusammenfassung Gruppe I und II	196
5.3.4.	Die 'Bemühten'	196
5.3.5.	Die Distanzierten	198
5.3.6.	Die 'Flüchtlinge'	2oo
5.3.7.	Zusammenfassung	2oo
6.	Exkurs:Frau und Christentum	2o3
7.	Erklärungsversuch des Ist-Zustandes	21o
7.1.	Die seelische Heimatlosigkeit des Mannes	212
Teil IV	Konsequenzen	
1.	Zielbestimmung	214
1.2.	Alternative Männlichkeit als Befreiung des Mannes	217
1.2.1.	Zum Gemeinschaftsgefühl	22o
1.2.2.	Männlichkeit im Horizont des entwickelten Gemeinschaftsgefühls	225
2.	Die Möglichkeit der Realisierung alternativer Männlichkeit	229
2.1.	Die gesellschaftliche Ebene	229
2.2.	Die individuelle Ebene	23o
2.3.	Schlussbetrachtung	232
3.	Anhang: Männergespräch	234
4.	Literaturverzeichnis	245

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41549615_0002

1. Einleitung Teil I

Im Zusammenhang mit dem in den sechziger Jahren wieder neu entstandenem Feminismus ist ein umfangreiches Schrifttum entstanden, in dem die psychische, sexuelle und soziale Situation der Frau umfassend analysiert worden ist. Der Versuch, an die durch den Nationalsozialismus zerschlagene Frauenbewegung der Weimarer Zeit wiederanzuknüpfen, führte notwendigerweise dazu, dass auch der Mann in zunehmendem Masse seine psycho-sexuelle und soziale Situation hinterfragen musste, da er im Verhältnis zur Frau, die unter dem Eindruck des Feminismus ein neues Rollenverhalten zu verwirklichen sucht, mit seinem erlernten Verhaltens- und Gefühlsrepertoire in Konflikt kam.
Neben der allmählich unübersichtlich gewordenen Literatur zur 'Frauenfrage' finden sich von daher seit einigen Jahren verstärkt auch Veröffentlichungen zur 'Männerfrage', die aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen stammen, so der Biologie, Ethnologie, Anthropologie, Soziologie und Psychologie. Neben diesen empirischen Ansätzen findet sich eine Anzahl von Veröffentlichungen, die auf mehr intuitiv-geisteswissenschaftlicher Grundlage Konzepte alternativer Männlichkeit präsentieren, die je nach weltanschaulich-ideologischer Ausrichtung unterschiedlich ausfallen, so dass bis heute ein umfassendes, wissenschaftlich abgesichertes Konzept alternativer Männlichkeit noch nicht existiert.
Gegenstand des ersten Teils der Arbeit wird die Darstellung und kritische Würdigung der empirischen Forschungsergebnisse bezüglich des Mannes sein. Es soll herausgearbeitet werden, welche Ergebnisse heute als gesichert angesehen werden können und welche Meinungen über den Mann als überholt eingestuft werden müssen.
Beim Studium der psychologischen Fachliteratur und neuerer Veröffentlichungen zur Frage der Geschlechtsrollenproblematik fällt auf, dass der Beitrag der tiefenpsychologischen Persönlichkeitsmodelle nur sehr kurz und oberflächlich abgehandelt wird. Dies wird zum Teil mit mangelnder Wissenschaftlichkeit und Unüberprüfbarkeit tiefenpsychologischer Forschungsresultate begründet, zum überwiegenden Teil aber nicht kommentiert. An diesem Punkt schliesst sich eine weitere Fragestellung der Arbeit an.

Gegenstand des zweiten Teils ist eine Untersuchung des Beitrages der Hauptvertreter der Tiefenpsychologie zu den Problemen, die die psychische Situation des Mannes in der heutigen Gesellschaft bedingen. Es soll herausgearbeitet werden, ob und inwieweit die Autoren in der Ausarbeitung ihrer Persönlichkeitsmodelle die bestehenden Vorstellungen darüber, wie 'der Mann' ist bzw. seinsollte, tradieren oder einer kritischen Würdigung unterziehen. Die leitende Grundannahme dabei ist, dass die tiefenpsychologischen Ansätze zum Komplex der Geschlechtsrollen unter besonderer Berücksichtigung des Mannes bisher zu wenig in die Forschung einbezogen worden sind.
Die Darstellung beschränkt sich auf Freud, Adler, Jung und Reich, da sie als die für die Entwicklung der Tiefenpsychologie wichtigsten Autoren angesehen werden können.
Die Untersuchung orientiert sich zunächst immanent an den jeweiligen Persönlichkeitstheorien. Zur genaueren Vergleichbarkeit werden als weiterer Schritt die Ergebnisse dann nach folgenden Kriterien geordnet:
1. Besteht ein prinzipieller, von der Anatomie abgesehener Unterschied zwischen den Geschlechtern? Welcher Art sind diese Unterschiede und wie wird ihr Zustandekommen erklärt?
2. Welchen Stellenwert messen die Autoren der unterschiedlichen Bewertung der Geschlechter in der patriarchalischen Gesellschaft bei?
3. Sehen die Autoren eine pathogene Wirkung der traditionellen Männerrolle auf das Seelenleben des Mannes bzw. der Frau?
4. Besteht die Notwendigkeit und Möglichkeit zur Veränderung der traditionellen Geschlechtsrollen?
5. Welche Bedeutung messen die Autoren dem Verhältnis des Mannes zur Frau, zu Kindern und zur Arbeit bei?
6. Welchen Stellenwert messen die Autoren der Erziehung bei der Entstehung der männlichen Rolle bei?
Im dritten Teil der Arbeit sollen die Ergebnisse des ersten und zweiten Teils miteinander konfrontiert werden. Dabei wird zum einen der Frage nachzugehen sein, welche tiefenpsychologischen Erkenntnisse bezüglich des Mannes von der modernen Forschung bestätigt wurden und welche als überholt angesehen werden müssen. Zum anderen soll untersucht werden, inwieweit die tiefenpsycho-

logischen Erkenntnisse zur Klärung von Lücken und Einseitigkeiten der empirischen Ansätze herangezogen werden könnten.
In der einschlägigen Literatur wird das Verhältnis des Mannes zur Frau hauptsächlich unter dem Blickwinkel der männlichen Ueberlegenheit und der sozialen Bevorzugung dargestellt. Damit verbunden wird die Aufforderung an den Mann, von dieser Position abzulassen und die Frau als gleichberechtigten Partner neben sich gelten zu lassen. Es hat sich aber gezeigt, dass die Realisierung dieser Forderung auf grosse Schwierigkeiten stösst.
Das Ueberlegenheitsstreben des Mannes über die Frau kann zum einen unter dem Aspekt der Imitation betrachtet werden. Dem Knaben wird von Geburt an eine bestimmte Form von Männlichkeit vorgelebt und er lernt durch familiäre und gesellschaftliche Vorbilder, wie ein Mann sich zu verhalten hat, welches Verhalten dem Anspruch 'rechter Männlichkeit' genügt.
Bisher wurde aber nach unserer Einschätzung nicht genügend berücksichtigt, wie sich die traditionelle Erziehung zum Mann auf das Seelenleben des Knaben auswirkt, d.h. welchen Einfluss die Strategien, die von den Erziehungspersonen, und hier in der Regel von der Mutter, angewendet werden, auf dessen seelisches Befinden und sein Verhältnis zur Frau haben. Es soll in der Arbeit die These bewiesen werden, dass das Ueberlegenheitsstreben des Mannes über die Frau im wesentlichen durch zwei Ursachen bewirkt ist. Zum einen durch die allgegenwärtigen Vorbilder, die der Knabe zu imitieren lernt und zum anderen durch die konkreten Erfahrungen und Erlebenisse mit der Mutter als erste Repräsentantin der Frau.
Als weiterer Faktor, der meines Erachtens im Seelenleben des Mannes eine grosse Rolle spielt und sein Verhältnis zur Frau stört, muss das Bild der Frau, wie es sich in zweitausend Jahren christlich geprägter Kultur entwickelt hat, angesehen werden. Es handelt sich dabei um ein schwer nachweisbares Phänomen, dessen Wirkung unseres Erachtens aber trotzdem als sehr tiefgehend angesehen werden muss. In den patriarchalischen Kulturen des Judentums, der Griechen, Römer und des Christentums hat sich, neben einer Idealisierung der Frau z.B. im Bild der Jungfrau Maria, eine Diskriminierung und Diffamierung der Frau durchgesetzt, die

nicht ohne Folgen auf das Verhältnis des Mannes zur Frau geblieben sein kann.
Zum Abschluss der Arbeit soll dann der Rahmen abgesteckt werden, in dem sich eine seelisch reifere Form von Männlichkeit entfalten kann. Dabei wird es nicht darum gehen darzustellen, wie der Mann 'eigentlich' sein sollte, denn die Geschlechtsidentität ist nur eine Bedingung der Individualität, sondern es sollen aufgrund der heute gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnisse die Bedingungen abgesteckt werden, die dem Mann ein produktives und sinnerfülltes Leben ermöglichen könnten.

1.1. Methode

Der mit der Anlage der Arbeit beabsichtigte und von uns realisierte Vergleich wirft einige methodische Fragen auf.
Ein wesentliches Problem besteht darin, dass Biologie, Ethnologie, Soziologie und Psychologie unterschiedliche Disziplinen mit unterschiedlichen Vorgehensweisen, unterschiedlichen begrifflichen Instrumentarien sind, die sich unmittelbar einer Gleichstellung im Vergleich widersetzen.
Ein ähnliches Problem taucht auf, wenn wir verschiedene theoretische Richtungen innerhalb der Tiefenpsychologie (Freud, Adler, Jung, Reich) heranziehen, um sie aufeinander zu beziehen und so unserer Fragestellungen vor dem Hintergrung der Entwicklung einer Disziplin, nämlich der gesamten Tiefenpsychologie zu beantworten.
Unserem Vorgehen liegt folgende Ueberlegung zugrunde. Es ist in der heutigen wissenschaftstheoretischen Diskussion innerhalb der Humanwissenschaften allgemein anerkannt, dass der theoretische Zugriff auf den Gegenstandsbereich einer Disziplin je nach theoretischen Prämissen je unterschiedlich verläuft. Dies heisst auch, dass der theoretische Zugriff den Gegenstand, so wie er sich für die nach Massgabe dieser Theorie durchgeführten Forschung, darstellt, konstituiert. (Vergleiche dazu die methodische Grundlagendiskussion in der amerikanischen verstehenden Soziologie, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976). Wenn dies richtig ist, dann drängt es sich auf, die hier zu untersuchende Problemstellung 'Männlichkeit' auch im Forschungshorizont aller theoretischen Richtungen innerhalb einer

Disziplin, bzw. mehrerer Disziplinen innerhalb der Humanwissenschaft zu behandeln. Dies deshalb, da kaum davon auszugehen ist, dass eine einzige Richtung eine 'objektive' (gemessen am naturwissenschaftlichen Objektivitätsbegriff) Erkenntnis des Problems zu leisten vermag. Das hier gewählte Vorgehen, die verschiedenen psychologischen Richtungen und humanwissenschaftlichen Disziplinen daraufhin zu untersuchen, was sie zur Beantwortung der hier aufgeworfenen Fragen beizutragen haben, bedingt notwendig das methodische Vorgehen des Vergleichs. Damit wird das Problem aufgeworfen, ob etwas höchst Unterschiedliches zu vergleichen ist, wobei es gilt, diese Unterschiedlichkeit näher zu bestimmen.

In den von uns durchgeführten Vergleichen wurden verschiedene Richtungen und Disziplinen immer auf exakt festgelegte, begrenzte Fragestellungen, die sich aus unserer interdisziplinären Auseinandersetzung ergeben haben, aufeinander bezogen. Es wurde jeweils darauf geachtet, dass es sich um den gleichen Gegenstandsbereich handelte, auch wenn die Terminologie in den verschiedenen Theorien unterschiedlich war. Die Gleichsetzung erfolgte also auf der Ebene von Phänomenen.

Auf theoretischer Ebene wurde ein transskriptionsähnliches Verfahren übernommen, da Psychoanalyse und Individualpsychologie prinzipiel andersartige, nicht kompatible Ursachenerklärungen der menschlichen Psyche geben, so dass sich aus methodischen Gründen eine Gleichsetzung verbietet.

Die Arbeitsresultate des 2. Teils dienen uns als Grundlage für einen Vergleich (3. Teil der Arbeit). Der Vergleich wiederum bezieht sich nicht auf die Ebene von Ursachenerklärungen, die ja, wie gezeigt, höchst unterschiedlich sind, sondern auf die Ebene von gleichen Forschungsergebnissen. Damit sind wir in der Lage, im 4. Teil unserer Untersuchung die eigentliche Problemebene der untersuchten Fragestellung anzugeben und die in dem gegenwärtigen Forschungsstand implizit enthaltenen Konsequenzen herauszuarbeiten.

2. Die Entstehung der männlichen Ueberlegenheit

Die Unterordnung der Frau unter den Mann und die daraus resultierende unterschiedliche Bewertung der Geschlechter historisch zu erklären, ohne dabei auf ein angenommenes 'Wesen' von Mann und Frau abzustellen, wurde erstmals von Marxisten unternommen. Hervorzuheben sind hier Bebels Buch 'Die Frau und der Sozialismus' (erschienen 1878) und Engels Werk 'Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates' (erschienen 1884). Beide Autoren zeigten auf, dass die unterlegene Stellung der Frau nicht naturgegeben sei, sondern ein Produkt der Entwicklung der Produktivkräfte und der damit einhergehenden Umgestaltung der Arbeitsteilung.

2.1. Das Verhältnis der Geschlechter nach F. Engels und A. Bebel

Bebel und Engels bezogen sich auf die Forschungsergebnisse von Bachofen und Morgan, die zu der Auffassung gelangt waren, dass es eine Zeit gegeben habe, in der die Frau eine dominierende Rolle gespielt haben soll. Diese von Bachofen als mutterrechtlich bezeichnete Periode wird von ihm auf das nachweisbare Existieren von Gruppenehen zurückgeführt. Zwar waren die Geschlechtsbeziehungen innerhalb der Gruppenehen geregelt (Gens exogam, Stamm endogam), doch da der Geschlechtsverkehr zwischen mehreren Personen und nicht nur zwischen Paaren vollzogen worden sein soll, war eine genaue Bestimmung der Vaterschaft nicht möglich. Dies änderte sich auch nicht, als die Gruppenehe durch die Paarungsehe abgelöst wurde, da auch sie nicht monogam war. In dieser Phase der Geschichte (Engels: Unterstufe der Barbarei) existierte bereits eine gewisse Arbeitsteilung: Während der Mann dem ausserhäuslichen Nahrungserwerb nachging, bewältigte die Frau die häuslichen Arbeiten wie Töpferei, Weberei, Gärtnerei. Da diese Tätigkeiten jedoch produktiver Art waren, d.h. lebensnotwendige Gebrauchswerte hervorbrachten, soll diese erste Form der Arbeitsteilung nichts an der dominierenden Stellung der Frau verändert haben, zumal die matrilineare Erbfolge erhalten blieb. In dieser Zeit war aller Besitz kollektives Eigentum.

In diesen Verbänden herrschte das Prinzip der Gleichberechtigung aller erwachsenen Mitglieder. Es gab keinerlei Status- oder Vermögensunterschiede oder irgendwelche Vorrechte.
Die Erweiterung der Produktivität der Arbeit in Ackerbau, Viehaufzucht und die beginnende Metallurgie machten Sesshaftigkeit zur Bedingung. Sobald aber die Gens einen festen Platz für ihre Nahrungsbeschaffung hatte, wurde die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau unumstösslich: er versorgte Acker und Vieh, sie versorgte Haushalt, Kinder und schuf den Hausrat. Durch Intensivierung und Organisierung der Arbeit wird es erstmalig möglich, mehr zu produzieren, als unmittelbar zum Verzehr nötig war. Bis auf die Unterstufe der Barbarei musste die Nahrung täglich errungen werden. Mit der Einführung der systematischen Viehzucht hatten die Hirtenvölker ein Mittel in der Hand, das sie befähigte, reichlich Nahrung an Fleisch und Milch zu produzieren. Dieser neue Reichtum gehörte ursprünglich der Gens, aber nach Engels muss sich früh Privateigentum an den Herden entwickelt haben. Wie dieser Uebergang stattgefunden hat, kann Engels nicht genau ausführen (Vgl. Engels 1962, S. 157). An der Schwelle der beglaubigten Geschichte sollen sich die Herden überall in Privateigentum von Familienvorständen befunden haben, ebenso die Sklaven.
Die neuen Reichtümer gaben "der auf Paarungsehe und mutterrechtliche Gens gegründeten Gesellschaft einen mächtigen Stoss" (Engels 1962, S. 58). Da der Mann Eigentümer der zur Nahrungsbeschaffung notwendigen Arbeitsmittel war, gehörten das Vieh als Nahrungsquelle und die Sklaven als Arbeitsmittel ihm. Nach dem Brauch dieser Gesellschaften konnten aber seine Kinder nicht von ihm erben, da die Kinder des verstorbenen Mannes nicht seiner Gens, sondern der ihrer Mutter angehörten. Die Vermehrung des Reichtums innerhalb der Paarungsfamilie gab dem Mann aber einerseits eine wichtigere Stellung in der Familie der Frau, zum anderen erzeugte sie in ihm den Wunsch, die überkommene Erbfolge zugunsten seiner Kinder umzustossen.
Die Beschränkung der Frau auf die Hausarbeit, die ihr früher die Herrschaft im Haus gesichert hatte, sicherte jetzt die Herrschaft des Mannes, da die Hausarbeit neben der Erwerbstätigkeit des Mannes an relativer Bedeutung verlor. Der Mann

nutzte seine starke Stellung aus, um die Abstammung und Erbfolge nach dem Mutterrecht umzustossen. So vollzog sich überall dort, wo der Reichtum die Form von Privateigentum annahm, allmählich eine der "einschneidensten Revolutionen, die die Menschen erlebt haben."(Engels 1962, S. 61) "Der Mann ergriff das Steuer auch im Hause, die Frau wurde entwürdigt, geknechtet, Sklavin seiner Lust, blosses Werkzeug der Kindererzeugung. Diese erniedrigte Stellung der Frau(...)ist allmählich beschönigt und verheuchelt, auch stellenweise in mildere Form gekleidet worden, beseitigt ist sie keineswegs. (Engels 1962, S. 61)
Der Gedankengang von Engels, den er von Morgan übernommen hat, war demnach, dass der Uebergang von Matrilinearität zur Patrilinearität auf die Zunahme der Produktivität der Landwirtschaft, besonders des Viehs, zurückzuführen sei.
Damit enstand die Idee des Privateigentums; gegen den anfänglichen Urkommunismus setzte sich die Eigentumsvorstellung des Mannes durch und der Wunsch, sein Eigentum auf seine Kinder zu vererben, was bei Matrilinearität nicht möglich war. Damit einher ging die Entstehung der monogamen patriarchalischen Ehe und die Entstehung des Stattes zur Verteidigung des Privateigentums.

2.2. Das Verhältnis der Geschlechter aus der Sicht der modernen ethnologischen Forschung

In jüngerer Zeit ist die These eines ursprünglichen Matriarchats, auf dem z.B Reich und teilweise auch Bornemann (Vgl. Bornemann 1979) aufbauten, sehr stark in Zweifel gezogen worden. Wesel vergleicht die Thesen von Bachofen, Morgan und Engels mit den modernen ethnologischen Forschungsergebnissen und kommt zu dem Schluss, dass es ein Matriarchat als Vorstufe des Patriarchats nicht gegeben hat. (Vgl. Wesel 1980) Es hat Gesellschaften gegeben, in denen die Frauen wesentlich besser gestellt waren, z.B. in Aegypten bis zum 1.Jahrtausend vor Christus, oder in Kreta. Ausserdem gab und gibt es Gesellschaften, in denen Matrilinearität und Matrifokalität herrscht, aber von einer Herrschaft der Frauen sei nichts zu sehen. Es scheint eher so zu sein, dass

wenn in einer Gesellschaft Macht ausgeübt wurde, es immer die Männer waren, die die Machtpositionen innehatten. Wesel führt aus, dass die gesellschaftliche Entwicklung auf der Stufe der Jäger und Sammler beginnt. Die segmentäre Ordnung der Gentilgesellschaften ist das Ergebnis des Ueberganges zur Landwirtschaft, vom food gathering zum food producing. (Wesel 198o, S. 91) Auf dieser Stufe bildet sich Matrilinearität oder Patrilinearität. Diese zweite Entwicklungsstufe ist, ebenfalls wie die der Jäger, akephal. Als letzter Schritt entstehen aus diesen Gesellschaften Herrschaft und Kephalität.

In den Sammler- und Jägergesellschaften herrschte soziale Egalität. Es gab nur eine Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Es waren immer die Männer, die jagten. Die Frauen sammelten die pflanzliche Nahrung und kümmerten sich um die Kinder und die Zubereitung des Essens.

Die wichtigste ökonomische Einheit war die kleine Familie, die meistens aus einem Mann mit seiner Frau und ihren Kindern bestand. "Es gibt keine Herdenpromiskuität, Bachofen, Morgan und Engels haben geirrt. Die Familie ist sehr viel älter als sie meinten. Sie geht zurück in die frühe Altsteinzeit, die Schätzungen liegen zwischen 5o ooo und 5oo ooo Jahren."(Wesel 198o, S. 81. Vgl. auch: Nance 1979)

Den Ursprung der Familie sieht Wesel in Anschluss an Gough (Gough 1975) in der durch die Hilflosigkeit und Pflegebedürftigkeit des Kindes bedingten Absorbierung der Frau. Die Neotonie, die längerer Abhängigkeit der Mutter, ist der Grund für die Zunahme der menschlichen Intelligenz und des kulturellen Verhaltens. Die Familie entstand also als Folge dieser Arbeitsteilung, sie ist nicht Zweck der Erzeugung von Kindern, sondern ihre Folge. "Die vorehelichen Beziehungen sind völlig frei (...). Die verhältnismässig grosse sexuelle Freiheit bei Sammlern und Jägern kann als Gradmesser gelten für die Stellung der Frauen. Regelmässig ist die Situation der Frau umso besser, je grösser die sexuellen Freiheiten sind."(Wesel 198o, S. 83) Allgemein seien die Frauen nach Wesel auch schon in Jägergesellschaften das zweite Geschlecht. Als Gründe dafür nennt er Schwangerschaft, Neotonie und Arbeitsteilung. (Vgl. Wesel 198o, S. 85) Mit der Sesshaftigkeit, der Entstehung von Ackerbau und Vieh-

zucht verschlechterte sich die Situation der Frau allgemein. Matrilinearität entsteht nach Wesel nicht aus Promiskuität, weil man nicht wusste, wer der Vater war, sondern Matrilinearität und Patrilinearität sind die beiden möglichen Antworten auf die Frage, welche Gruppe die Kinder erhalten soll. Sie müssen also zeitlich nicht hintereinander stehen. Das Problem entstand mit der Sesshaftigkeit bei den frühen Ackerbauern und Hirten. (Vgl. Wesel 198o, S. 99)
Die Benachteiligung von Frauen wird umso grösser, je stärker die Bindung in der Familie ist. Die Situation von Frauen ist regelmässig umso besser, le leichter sie sich aus dieser Bindung lösen und eine neue eingehen können. Die soziale Situation von Frauen ist dann am besten, wenn sie in kollektiven Gruppen arbeiten, die über die häusliche Einheit hinausgehen, und wenn die Beschaffenheit des Bodens eine bestimmte Form von Landwirtschaft bedingt, und zwar den Garten- und Hackbau ohne Pflug. In Afrika gibt es eine derartige Zone, die quer über den ganzen Kontinent von Zaire bis Tansania läuft. Hier findet sich fast nur Matrilinearität. Von den Ethnologen wird sie als matrilinearer Gürtel bezeichnet. (Vgl. Wesel 198o, S. 127)
Wesel zitiert einige Erklärungsversuche für die tendenziell in allen Kulturen zu beobachtende Benachteiligung der Frau, zum einen einen psychoanalytischen Ansatz, der die Entstehung der Abwertung der Frau in der kindlichen Identifikationsfolge Mutter-Vater sieht Zu Anfang seines Lebens identifiziere der Knabe sich mit seiner Mutter, dann muss er abrupt sich von der Mutter ablösen und sich mit dem Vater identifizieren. Die Abwertung der Frau soll nach diesem Ansatz eine Möglichkeit sein, den Hinwendungsprozess zum Vater zu bewerkstelligen. (Vgl. Wesel 198o, S. 12o) Ein weiterer Ansatz sieht als Ursache für dieses Problem eine universale Denkkategorie im Sinne von Levi-Strauss, der den Gegensatz von Natur und Kultur als ein Element menschlicher Denkstruktur beschrieben hat. Vertreter dieses Ansatzes meinen, dass in allen Gesellschaften Frauen eher mit der Natur und Männer mit der Kultur identifiziert werden. (Vgl. Wesel 198o, S. 123) Als letzte Möglichkeit fragt Wesel, ob es der Sexismus der Männer gewesen sei, ob der Koitus auch historisch ein Modellfall für Herrschaftspolitik gewesen sei. Diese Möglichkeit ver-

neint Wesel aber selbst.
Zusammenfassend lässt sich heute zur Entstehung der Unterdrückung und Minderbewertung der Frau sagen, dass eine allgemeine Kulturstufe der Menschheit, auf der die Frauen ein soziales Uebergewicht im Sinne einer Gynaikokratie hatten, wahrscheinlich nicht existiert hat. Es hat aber Gesellschaften gegeben, die nicht patriarchalisch waren. Aber bereits in den Jägergesellschaften waren die Frauen leicht benachteiligt. Auf der Stufe der Ackerbauern und Hirten entsteht die Herrschaft der Männer, nicht überall und nicht überall in gleicher Intensität. Der Prozess der Machtübernahme durch den Mann spielt sich nach Wesel im Rahmen von Exogamie, Patrilokalität, Brautpreis und Polygnie ab. (Vgl. Wesel 198o, S. 141) Die Entstehung von politischer Macht sieht Wesel als Folge dieses Prozesses im Sinne einer Ansteckung. "Die Entstehung der Familie, auch der patriarchalischen, und die Unterdrückung von Frauen, sind unabhängig von der Existenz des Privateigentums und des Staates. Hier irrten Morgan und Engels. Bei der Entstehung politischer Herrschaft ist es sogar umgekehrt. Kephalität, frühe Staatlichkeit, entsteht oft aus der Unterdrückung von Frauen, in Fortsetzung des Prozesses der politischen Oekonomie, wenn die Verfälschung der Zirkulation von Frauen sich verstärkt. Aus der Herrschaft von Männern über Frauen entsteht die Herrschaft von Männern über Männer."(Wesel 198o, S. 147)
Die Forschungsergebnisse der modernen ethnologischen Forschung scheinen darauf hinzuweisen, dass die Benachteiligung und Minderbewertung der Frau ein Phänomen ist, dass unabhängig von der Entstehung des Privateigentums einzustufen ist. Sie hat in stärkerer und schwächerer Form auf allen Entwicklungsstufen der Menschheit existiert und scheint, vordergründig betrachtet, Teil des unabdingbaren weiblichen Schicksals zu sein. Wesel bietet keine befriedigende Erklärung für dieses Problem und die Frage muss zunächst offenbleiben, wie diese Benachteiligung zu erklären sein könnte.
In seinen Schlussfolgerungen geht Wesel unseres Erachtens zu weit, wenn er die Entstehung von Herrschaft des Mannes über den Mann auf ein 'Ansteckungsverhältnis' zurückführt, in dem Sinne, dass die Herrschaft des Mannes über die Frau Modellfunktion für die

Entstehung von Herrschaft des Menschen über den Menschen überhaupt habe. Auch wenn die ethnologische Forschung den Beweis erbracht hat, dass die Familie, auch in ihrer patriarchalischen Form, älter sei, als bisher angenommen, kann unseres Erachtens daraus nicht gefolgert werden, dass auch der Staat nicht das Produkt einer ungerechten Eigentumsordnung sei. Die Erkenntnisse von Engels über die Entstehung und Funktion des Staates sind von Wesel nicht schlüssig widerlegt worden.

3. Geschlechtsgebundene Merkmale und Verhaltensweisen

Im folgenden soll eine Darstellung von Merkmalspaaren versucht werden, die in unserer Gesellschaft als typisch männlich oder weiblich gelten. Einige leiten sich aus dem Körperschema sowie aus der Form und Funktion der Geschlechtsorgane ab, andere ergeben sich aus der patriarchalischen Bauernkultur, die der Frau eine unterlegene Rolle zuweist und dem Mann eine geistig-kulturelle Ueberlegenheit zubilligt.

Mann	Frau
älter	jünger
grösser	kleiner
stärker	schwächer
kräftig bis dick	schlank
pfeilgereichtet	kreisgerichtet
nach aussen lebend	nach innen lebend
eindringend	aufnehmend

Bis heute besteht in unserer Gesellschaft die stillschweigende Erwartungshaltung, dass der Mann in der Ehe sowohl etwas älter, als auch etwas grösser als die Frau zu sein habe. Auch wäre es für einen Mann nur schwer zu ertragen, wenn er seiner Frau kräftemässig unterlegen wäre, obwohl die Körperkraft in unserer Zeit ihre lebensnotwendige Funktion längst verloren hat. Die im Patriarchat erwünschte Kindlichkeit der Frau kommt unmerklich in dem Postulat zur Geltung, dass die Frau schlank zu sein habe, was mit jugendlich gleichgesetzt wird. Körperfülle ist für die Frau mit geringerem Prestige verbunden. (Vgl. Pflanz 1967) Beim Mann aber wird Fettsucht, besonders in den mittleren Lebensjahren, nicht negativ bewertet.

Das Merkmalspaar 'nach aussen lebend - nach innen gerichtet' wurde von der Lage der Geschlechtsorgane abgeleitet. "Die wichtigsten Geschlechtsorgane der Frau liegen in ihrem Körper(...) auch seelisch liebt die Frau mehr von aussen nach innen. Die Geschlechtsorgane des Mannes liegen aussen und wirken von ihm weg. Seelisch gesehen liebt der Mann zunächst äusserlich und nach aussen, bevor er innerlich zu lieben beginnt."(Wrage 1966, S. 17o) "Der Mann ist im Zusammenhang mit der phallischen Natur seines Geschlechts in stärkerer Weise als die Frau auf Expansion im Raum gerichtet. Die physische Konstitution bestimmt sein Bewusstsein mit. Seine Neigung, sich im Raum zu orientieren, sich darin ein eigenes Revier zu errichten, dieses zu verteidigen und unter Umständen zu erweitern, entspricht nicht nur kultureller Stilisierung, sondern einem ihm innewohnenden Drang. Das Revier muss nicht unbedingt ein örtlich oder räumlich gebundenes Gebiet sein, sondern kann völlig von den örtlichen Gegebenheiten abstrahiert sein. Es kann auch ein bestimmtes manuelles oder gesitiges Arbeits- und Leistungsgebiet sein. Hier liegen die emotionalen Grundlagen für die Arbeitsteilung."(Bednarik 1968, S.46)

Die zwei Textstellen zeigen deutlich die heute immer noch anzutreffende Tendenz in Teilen der Literatur, aus der Anatomie der Geschlechter seelische oder verhaltensmässige Prägungen herzuleiten bzw. bestehende Rollenausformungen mit anatomischer Notwendigkeit zu begründen. Bednarik geht soweit, dass er aus der'phallischen Natur' des Geschlechtes des Mannes das Bedürfnis nach Eroberung, Rangerhöhung, einen Willen nach Gesetzgebung und Suchen nach verbindlichen metaphysischen Ordnungen ableitet. (Vgl. Bednarik 1968, S. 77)

Im folgenden werden Merkmalspaare dargestellt, die nach dem Schema 'Herrschen - Dienen' geordnet sind:

Mann	Frau
herrschend, autoritär	dienend, demütig, gehorsam
aktiv, beweglich	passiv, ruhig
aggressiv bis sadistisch	duldsam bis masochistisch
kämpferisch	friedliebend
hart, energisch	weich
fordernd, sich durchsetzend	gebend, sich zurückziehend

überlegen	unterlegen
initiativ	ausharrend, erfüllend
standhaft	flexibel
mutig	ängstlich
polygam	monogam

Ein Vergleich der oben aufgeführten Merkmale ergibt, dass der Mann den Typ verkörpern soll, der in unserer Gesellschaft am höchsten rangiert. Sehr hartnäckig hält sich heute die Zuordnung Mann - aktiv, Frau - passiv, die der Realität nicht gerecht wird und den Mann ständig zwingt, sich im Zustand beständiger Aktivität zu befinden. Kontemplation gilt als nicht männlich, gesunde Passivität wird dem Mann leicht als Bequemlichkeit ausgelegt.

In der Gesellschaft herrscht die Vorstellung, dass der Mann kämpferisch, hart, forsch, fordernd, überlegen, initiativ und standhaft sein muss. Mehr oder weniger reflektiert das die Prinzipien, nach denen heute noch erzogen wird. In seiner praktischen Lebenstätigkeit kann der Mann diese Merkmale aber selten wirklich realisieren, da die Tätigkeiten der Mehrheit der Arbeitenden vorgeschrieben und monoton sind. Initiative z.B. ist nicht gefragt, Anpassungsfähigkeit und Flexibilität sind wichtiger. Diese Eigenschaften erlernt der Mann aber nicht oder nur ungenügend. "Viele Männer erleiden seelische Erkrankungen durch den ständigen Zwiespalt, die ihm anerzogenen Verhaltensweisen im Beruf nicht realisieren zu können."(Plenge 197o, S. 37)

Das Merkmal 'ploygam - monogam' scheint dem Mann zunächst grosse Freiheit zuzugestehen. Offiziell wird auch der Mann nach dem Ideal der lebenslangen Monogamie erzogen. Andererseits billigt man ihm stillschweigend polygame Tendenzen zu und suggeriert ihm, dass sich seine Männlichkeit besonders darin erweise.

So befindet sich der Mann in der peinlichen Situation, sich nach zwei Idealen ausrichten zu müssen; sowohl Treue, die möglichst das ganze Leben anhalten sollte, gleichzeitig wird ihm die Treue als unmännliche Schwäche dargestellt, und er wird zum Ausleben seiner angeblich männlichen Polygamie aufgefordert. Giese spricht von dem 'Gerede von der polygamen Veranlagung des Mannes' und ordnet die Tendenz des Mannes zum häufigen Wechsel des Geschlechtspartners unter abnormens und perver-

verses Verhalten ein.(Vgl. Giese 1962, S. 259)
Die Doppelbödigkeit der früheren Moral ist dem Mann heute zunehmend bewusst. Es ist nicht mehr selbstverständlich, als Mann voreheliche Beziehungen zu haben, gleichzeitig aber als Ehefrau ein unberührtes Mädchen zu beanspruchen. Latent empfindet er aber ihr gegenüber immer noch ein Besitzgefühl.
Weitere männliche Eigenschaften in unserer Gesellschaft sind: denkend, logisch, sachgerichtet, produktiv, schöpferisch, geistig. Sie werden eher dem Mann zugesprochen, obwohl sie nicht an das männliche Geschlecht gebunden sind. Jedes Kind hat ein gewisses Mass von schöpferischen Fähigkeiten und Intelligenz. Logisches Denken und Abstraktionsvermögen, beides Eigenschaften, die hoch bewertet werden, sind auch dem weitaus grössten Teil der Männer nur begrenzt eigen.
Die folgenden Merkmale werden den typisch männlichen meist gegenübergestellt, obwohl sie es nicht sind: schön, körperbezogen, eitel, schmuckliebend, anmutig, charmant, gefühlsbetont, sensibel, hingabe- und liebefähig, zärtlich, umsorgend und hegend. Der Mann darf seinen Körper nicht schmücken, nicht schön finden, nicht eitel auf ihn sein. Seine Körperpflege darf keine lustvolle Beschäftigung sein, sie darf nur der Reinigung dienen. Der Junge lernt die Frage: Bin ich hübsch? als unmännlich zu unterdrücken. Im Zusammenhang damit steht die Tatsache, dass Männer kaum erogene Zonen an ihrem Körper kennen. "Bei der Frau kann jeder Teil des Körpers der sexuellen Stimulation dienen, obgleich hier natürlich Unterschiede je nach der Häufigkeit der sensorischen Endorgane bestehen. Beim Mann ist meistens allein die Genitalgegend erotisch reaktionsfähig." (Plenge 197o, S. 49) Kinsey schreibt dazu:"(...)doch ist es ein Fehler, die Genitalien als das einzige 'Sexualorgan' anzusehen und ein schwerwiegender Irrtum, die Stimulierung oder Reaktion irgendeines anderen Körpergebietes als biologisch abnorm, unnatürlich, widernatürlich oder pervers anzusehen. Dass diese Tatsachen bisher noch nicht allgemein bekannt sind, beruht auf den erheblichen Tabus unserer Kultur in bezug auf die nichtgenitale Sexualität."(Kinsey 1965, S. 523)
Sowohl Männer als auch Frauen sind in der Lage, Charme auszustrahlen. Charme ist "ein vom Wesen eines Menschen ausstrah-

lende, aus allen Aeusserungen geistig-seelischer wie leiblicher Natur spürbarer Zauber."(Ortega y Gasset 1955, S. 212. Zit. nach Plenge 197o)
Dem Mann aber wird nur ein 'männlich herber', unterkühlter Charme zugestanden, wenn überhaupt. Sensible, feinfühlige Männer können in Gefahr geraten, als feminin angesehen zu werden. Auch Hingabebereitschaft wird leicht als weibliche Passivität abgewertet, obwohl nichts dafür spricht, dass liebend hingebende, zärtliche, erotische Impulse nur der Frau vorbehalten sein sollten. Regungen von Zärtlichkeit, zärtliche Berührungen unter Männern erwecken leicht den Verdacht homosexueller Tendenzen. "Wir erziehen insgesamt also die Männer zur Erosgehemmtheit und wundern uns, dass er später fast ausschliesslich auf die Befriedigung seiner genital-sexuellen Bedürfnisse ausgerichtet ist. Wir sprechen davon, dass er keine kultivierte Art zu lieben entwickelt habe, obwohl wir ihm diese Fähigkeit zu entfalten und einzuüben von Kindheit an untersagen.(...)Wir sagen ihm wenig davon, dass Gefühl und Hingabe, Liebesfähigkeit und Zärtlichkeit für ihn selbst genauso wichtig sind wie sein Beruf, und dass erst beides zusammen ein erfülltes Leben bedeutet."(Plenge 197o, S. 52)

4. Der gegenwärtige Forschungsstand zum Problem der Geschlechtsrollen

In den folgenden Abschnitten soll versucht werden, den Stand der Forschung zum Problem der Geschlechtsrollen aus verschiedenen Fachrichtungen her zu beleuchten. Dies ist notwendig, da dem Phänomen der Geschlechtsrollen und -identität nur auf interdisziplinärer Grundlage nahezukommen ist.(Vgl. Abschnitt 1.1.)

4.1. Biologische Grundlagen

Das elementarste Bestimmungsstück des Geschlechts ist das 23. Chromosomenpaar. Es enthält die Formel XX für weiblich, XY für männliche Individuen. Bei der Zeugung verbindet sich das X-Chromosom der Mutter mit dem X oder Y-Chromosom des Vaters.

Die so entstandene Kombination XX oder XY enthält das Programm für die weitere Geschlechtsentwicklung, bei XX-Chromosomen entwickeln sich aus den Keimdrüsen die Eierstöcke, bei XY-Chromosomen entstehen Hoden. Soweit heute bekannt, endet hier der direkte Einfluss des Chromosomenpaares auf die Geschlechtsentwicklung.
Die Keimdrüsen führen nun das Programm weiter. Sie sondern Hormone ab, die eine weitere Differenzierung des Organismus bewirken. Durch das Hodenhormon Testosteron wird die männliche Entwicklung in Gang gesetzt mit der Differenzierung der inneren und äusseren Organe. Für die weibliche Entwicklung bedarf es in diesem Stadium keiner besonderer Hormonsekretion; das Ausbleiben männlicher Hormonzufuhr bewirkt eine Ausdifferenzierung der inneren und äusseren weiblichen Geschlechtsorgane.(Vgl. Neumann 1973)
In der Pubertät findet ein weiterer anatomischer Differenzierungsprozess statt, der durch Hormonausschüttung, Oestrogenen bei der Frau und Androgenen beim Mann, versursacht wird und zur vollen Geschlechtsreife des jungen Menschen führt.
Die unterschiedliche chromosomale Ausstattung wirkt sich nicht nur auf die Sexualentwicklung aus, sondern jede Körperzelle wird davon tangiert, da jede Zelle über die Erbinformation verfügt. Mit diesen unterschiedlichen Erbanlagen von Mann und Frau werden zahlreiche physische Geschlechtsunterschiede wie Körperbau, anatomische Charakteristika, physiologische Funktionen, Energieumsatz in Zusammenhang gebracht.(Vgl. Allemann-Tschopp 1979, S. 6o) So sind die Frauen im Durchschnitt lo cm kleiner und lo kg leichter als gleichaltrige Männer. Der Anteil der Muskelmasse ist bei Männern mit 35 kg grösser als bei Frauen, wo sie 23 kg beträgt. Die relative Kraftleistung der Muskeln liegt bei Frauen um 2o% niedriger als bei Männern. Insgesamt besitzt die Frau 3o - 4o% weniger Muskelkraft als der Mann. Auch im Stoffwechsel wurden Differenzierungen festgestellt: der Grundumsatz ist bei Frauen niedriger, sie verbrauchen im nüchternen Zustand und in Ruhelage weniger Sauerstoff als Männer. Bei hoher Belastung zeigen Männer ein grösseres Sauerstoffaufnahmevermögen als Frauen. Weitere Unterschiede in Herzvolumen, Herzgewicht, Blutzusammensetzung, Lungenfasskraft und

Atmungstechnik bewirken bei körperlichen Leistungen einen Vorteil für Männer.(Vgl. Dannhauer 1973)
Bis zur sechsten Schwangerschaftswoche sehen männliche und weibliche Embryos beim Menschen gleich aus. Danach beginnt die Differenzierung der Keimdrüsen und es erfolgt die Ausblidung der inneren und darauf folgend der äusseren Geschlechtsorgane. Aus einer einfachen doppelgeschlechtlichen Keimdrüsenanlge entwickeln sich bei XX-Organismen Eierstöcke, beim XY-Chromosomensatz die Hoden. Der genaue Mechanismus dieser Prozesse ist jedoch noch nicht bekannt.(Vgl. Neumann 1973)
Beide Geschlechter besitzen identische Anlagen für die weitere Entwicklung der inneren Geschlechtsorgane: die Müllerschen und die Wolffschen Gänge. Bei der weiblichen Chromosomenkombination entstehen aus den Müllerschen Gängen Gebärmutter, Eileiter und oberer Teil der Scheide, während die Wollfschen Gänge verkümmern. Die männliche Entwicklung erfolgt durch die Ausscheidung von Androgenen, welche die Ausgestaltung der Wolffschen Gänge zur Samenblase und Samenleiter bewirken. Gleichzeitg bilden sich , bewirkt durch die Müllersche Hemmsubstanz, die Müllerschen Gänge zurück.
Als nächster Schritt erfolgt die Bildung der äusseren Geschlechtsorgane, wiederum aus der gleichen Anlage. Im Falle der männlichen Entwicklung entstehen daraus Penis, Harnsamenröhre und der Hodensack, in den die Hoden im siebten Schwangerschaftsmonat absteigen; die entsprechenden weiblichen Organe sind Klitoris, Schamlippen und Vaginalöffnung.
In der Pubertät bewirkt die hormonale Sekretion bei Mädchen einen Wachstumsschub, Schambehaarung, Brustentwicklung und das Einsetzen der Monatsblutung. Bei Jungen erfolgt ebenfalls ein Wachstumsschub und Schambehaarung. Hodensack, Hoden und Penis vergrössern sich, der Stimmbruch setzt ein, der Bartwuchs beginnt und die erste Ejakulation erfolgt.
In ihrem Werk 'Männlich - Weiblich' gehen Money und Ehrhardt der Frage nach, ob die Hormone, die die Geschlechtsentwicklung im fötalen Stadium steuern, auch eine Differenzierung bestimmter Teile des Zentralnervensystems bewirken, die wiederum ein geschlechtsspezifisches Verhalten steuern. "Die durch pränatale Hormone geschlechtstypisch geprägten Regionen des Gehirns

programmieren Verhaltensweisen, die in unserer Gesellschaft traditionell als vorwiegend jungenhaft oder mädchenhaft bezeichnet werden. Durch sie wird wiederum die Tendenz der Umwelt bestärkt, das Kind als Jungen bzw. Mädchen zu behandeln. (Money, Ehrhardt 1975, S. 14f.) Money und Ehrhardt sind zu ihren Ergebnissen anhand von Tierversuchen und durch Untersuchungen an Personen gekommen, die während ihrer Entwicklung gewissen abnormalen hormonalen Einflüssen ausgesetzt waren, und zwar fassten sie darunter den gestageninduzierten Hermaphroditismus, die Androgenresistenz und das androgenitale Syndrom.

Im Falle des gestageninduzierten Hermaphroditismus wurde der Mutter während der Schwangerschaft Hormone verabreicht, die androgene Nebenwirkungen erzeugten. Töchter solcher Mütter werden mit vermännlichten Geschlechtsorganen geboren, wobei die inneren Geschlechtsorgane weiblich ausgebildet sind.

Beim androgenitalen Syndrom handelt es sich um eine Störung der Nebennierenfunktion des Kindes, die bereits im fötalen Stadium auftritt, wobei von einem bestimmten Stadium der Schwangerschaft an Androgene ausgeschüttet werden, die eine Vermännlichung der äusseren Geschlechtsorgane bei weiblichen Neugeborenen zur Folge hat. Unter dem Begriff der Androgenreresitenz versteht man das Ausbleiben der normalerweise vermännlichenden Wirkung von Androgenen bei genetisch männlichen Organismen in der Embryonalzeit. Money und Ehrhardt berichten von zehn Personen, die mit dieser Form des Hermaphroditismus mit weiblichen Genitalien geboren und als weibliche Wesen erzogen wurden. Interessant ist die psychische Entwicklung dieser Kinder."Hinsichtlich Ehe und Mutterschaft erhielten wir folgende Ergebnisse: Frauen mit dem Syndrom der Androgenresistenz ziehen das Ehefrauendasein einem Beruf vor (8o%); sie machen gerne Hausarbeit (7o%); sie haben sich im allgemeinen gut damit abgefunden, unfruchtbar zu sein (7o%); sie denken in Phantasien und Tagträumen gern daran, eine Familie zu haben (1oo%); sie haben fast nur mit Puppen und anderm Mädchenspielzeug gespielt (8o%); sie haben ein positives und starkes Interesse an Babypflege (6o%); und sie stufen ihr Bedürfnis nach Zuneigung und Zärtlichkeit als hoch oder durchschnittlich ein (8o%)(...)Fast alle androgenresistenten Frauen (neun von zehn)

sind mit der weiblichen Rolle vollkommen zufrieden, nur eine ist ambivalent(...).
Diese Daten belegen klar, dass das genetische Geschlecht und das Keimdrüsengeschlecht für die psychosexuelle Differenzierung als Frau bei den androgenresistenten Patientinnen vollkommen uneindeutig sind. Verhalten und Identität sind weiblich in Uebereinstimmung mit der weiblichen Hormonalisierung ihrer Körper in der Pubertät und später."(Money, Ehrhardt 1975, S. 115)
Nach Money und Ehrhardt sind die Auswirkungen des androgenitalen Syndroms und des gestageninduzierten Hermaphroditismus gleich. In ihrer Untersuchung vergleichen sie die pränatal androgenisierten Mädchen mit einer nach Alter, Rasse, sozialer Schicht und Intelligenz identischen Kontrollgruppe und kommen zu dem Ergebniss, dass "fetal androgenisierte Mädchen(...) sich im Vergleich zur Kontrollgruppe häufiger als Tomboy* (betrachten), also als jungenhaft, und sie sind auch stolz darauf(...). Im einzelnen hielten sich neun der zehn Mädchen mit dem gestageninduzierten Hermaphroditismus und elf der fünfzehn Mädchen mit dem androgenitalen Syndrom für einen Tomboy. Diese Einschätzung wurde auch von ihren Müttern geteilt. Auch andere Erwchsene und Spielkameraden registrierten und akzeptierten diese Eiegnart. In der Kontrollgruppe bezeichneten sich signifikant weniger Mädchen als Tomboy."(Money, Ehrhardt 1975, S. loo)
Nach der Untersuchung schien es nicht so zu sein, dass die fetal androgenisierten Mädchen aggressiver waren als die Kotrollmädchen, sie beteilogten sich nicht häufiger an Raufereien, sie waren aber aktiver und wilder. Weiterhin unterschieden sich die untersuchten Mädchen von der Kontrollgruppe signifikant in bezug auf bevorzugtes Spielzeug, Mutterschaftsverhalten und Erwartungen an das Leben, die stärker in Richtung auf Beruf und Karriere tendierten im Gegensatz zu Ehe und Kindern bei der Kontrollgruppe. Money und Ehrhardt ziehen aus den Beobachtungen den Schluss, dass die festgestellten Unterschiede auf die Wirkungen der Androgene zurückzuführen sind. "Die wahr-

*Tomboy ist ein amerikanischer Begriff und bezeichnet so etwas wie Wildfang, Tomboyhaftes Verhalten zeichnet sich durch einen hohen Grad an physischer Aktivität, wildes Spielen im Freien und Bevorzugung von Kampfsportarten aus, nicht aber durch Aggressivität.

scheinliche Hypothese zur Erklärung unserer Daten ist die Annahme, dass das Tomboy-Verhalten die Folge eines maskulinisierenden Effektes der Androgene auf das fetale Gehirn ist. Diese Vermännlichung könnte speziell diejenigen Bahnen (wahrscheinlich des limbischen Systems oder des Paleocortex) betreffen, die etwas mit Dominanzverhalten (vielleicht im Zusammenhang mit Exploration- und Territorialverhalten) zu tun haben. Diese Vermännlichung manifestiert sich in der Zunahme kompetitiver physischer Aktivität. Kampfverhalten und Aggressivität stehen damit primär nicht im Zusammenhang.(...) Diejenigen Gehirnbahnen, die später die Richtung der psychosexuellen Orientierung beeinflussen, werden durch fetale Androgenisierung offenbar nicht maskulinisiert. Ob sich der Mensch später einmal durch Männer oder Frauen erotisch angezogen fühlt, hängt offenbar entscheidend von postnatalen und nicht von pränatalen Faktoren ab."(Money, Ehrhardt 1975, S. 1o7)
Ehrhardt fasst die Forschungsresultate zum Wirkungszusammenhang von Androgenen und geschlechtstypischen Verhalten folgendermassen zusammen. Die Befunde machen es wahrscheinlich, "dass einige Aspekte von Geschlechtsrollenverhalten, wie speziell physischer Aktivitätsgrad, Bevorzugung von männlichen vs. weiblichen Spielgefährten, wenig Interesse an typisch mädchenhaften Spielzeug (Puppen etc.) und geringe Zuneigung zu Babys und ihrer Pflege, durch einen pränatalen Ueberschuss an Androgenen modifiziert werden können."(Ehrhardt 1975 S. 74)
Gleichzeitig warnt aber die Autorin davor, die Ergebnisse überzuinterpretieren und die Affekte als allzu krasse Abweichung vom Normalverhalten zu interpretieren. "Man kann dabei nicht häufig genug betonen, dass diese Effekte keine dramatische Veränderungen im Verhalten erzeugen, so dass die untersuchten Mädchen sich zwar als Gruppe von ihrer Kontrollgruppe unterscheiden, jedoch nicht als abnorm von ihrer Umwelt angesehen wurden, sondern sich noch im Spektrum des erwarteten weiblichen Verhaltens unserer Kultur befanden.(Ehrhardt 1975, S. 74)
Unseres Erachtens stellt sich hier die Frage, welche Konsequezen die Aussagen von Money und Ehrhardt überhaupt zulassen, ob es berechtigt ist, zu behaupten, wie Money und Ehrhardt es in ihrer Einleitung tun, dass die Frage von Anlage und Erzie-

hung , bzw. Vererbung vs. Umwelt, eine überkommene Alternative sei. Man könne nur noch von einer genetischen Reaktionsnorm sprechen, die eine phylogenetisch vorgeschriebene Umwelt benötigt, um sich realisieren zu können.(Vgl. Money, Ehrhardt 1975, S. 14 f.) Unserer Meinung nach sind die Autoren in ihrer Schlussfolgerung zu weit gegangen. Zum einen erscheinen die untersuchten Gruppen zu klein, um daraus Schlüsse ziehen zu können, die zu der Annahme berechtigen, dass der Zufall ausgeschlossen ist, zum anderen erhebt sich die Frage, warum nicht alle fetal androgenisierten Mädchen das entsprechende Tomboy-Verhalten zeigten, was zu erwarten wäre, wenn das Verhalten durch Androgene mitbestimmt sein soll. Zum dritten fehlen bis heute grossangelegte Untersuchungen, die schlüssig beweisen, dass unterschiedliche Androgenquantitäten mit direkt darauf zurückzuführendem unterschiedliche Verhalten korrelieren. Es kann also bis heute nicht mit letzter Sicherheit behauptet werden, dass bei der Entstehung geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen Geschlechtshormone eine mehr oder weniger relevante Rolle spielen. Hier könnte nur weitere Forschung und grossangelegte Untersuchungen Klarheit schaffen.

4.2. Ethnologie

Im folgenden Abschnitt sollen die Ergebnisse der Ethnologie bezüglich der Entstehung der Arbeitsteilung und der damit verbundenen geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen referiert werden. Wir orientieren uns dabei hauptsächlich an der Zusammenstellung von Allemann-Tschopp. (Allemann-Tschopp 1979)
Die Ethnologie betrachtet Geschlechtsunterschiede im Verhalten und Erleben als Folgeerscheinung von sozialen und kulturellen Institutionen, also nicht als Eigenschaften von gesellschaftlich 'losgelösten' Individuen. Jede Sozietät muss, um überleben zu können, eine bestimmte Form von Arbeitsteilung institutionalisieren, weil einerseits der erforderliche Lebensunterhalt bestritten, andererseits für die Nachkommenschaft gesorgt werden muss.
Im Zusammenhang mit Geschlechtsunterschieden in fremden Kulturen werden häufig die Forschungsergebnisse von Margaret Mead er-

wähnt, die drei primitive Kulturen auf geschlechtstypisches Verhalten hin untersucht hat. Sie war vor allem an Persönlichkeitseigenschaften interessiert und hat festgestellt, dass "bei den Arapesch Männer und Frauen eine Persönlichkeit entwickeln, die wir in unserer historisch begrenzten Betrachtungsweise unter dem Elternaspekt mütterlich und unter dem Aspekt der Sexualität weiblich nennen würden. Männer und Frauen werden dazu erzogen, hilfreich, friedfertig und verständnisvoll gegenüber den Bedürfnissen anderer Menschen zu sein. Die Sexualität ist weder für Männer noch für Frauen eine mächtige treibende Kraft. Im deutlichen Gegensatz hierzu haben wir bei den Mundugumor den Typus rücksichtsloser, aggressiver, stark sexueller Männer und Frauen vorgefunden, bei dem mütterliche Neigungen kaum vorhanden sind. Männer wie Frauen näherten sich einem Persönlichkeitstyp, der in unserer Kultur nur von undisziplinierten, aeusserst gewalttätigen Männern verkörpert wird. Weder die Arapesch, noch die Mundugumor ziehen irgendeinen Nutzen aus einem Gegensatz der Geschlechter. Das Ideal der Arapesch ist der gutartige Mann, verheiratet mit einer ebenso gutartigen Frau, das Ideal der Mundugumor der aggressive und gewalttätige Mann, verheiratet mit einer gleichartigen Frau. Bei den Tschambuli fanden wir die Haltung der Geschlechter in unserer eigenen Kultur geradezu auf den Kopf gestellt, da die Frauen die herrschende, sachliche und lenkende, der Mann der weniger verantwortliche und gefühlsmässig abhängige Teil ist."(Mead 197o, S. 249) Die Autorin zieht aus ihren Beobachtungen den Schluss:"Wenn das für gewöhnlich den Frauen zugeschriebene Naturell -Passivität, Zartgefühl, Mütterlichkeit- in einem Stamm ohne weiteres als Muster männlichen Verhaltens, in einem andern als für Mann und Frau in gleichem Masse unzulässig gelten können, besteht überhaupt kein Grund mehr, derartige Verhaltensweisen für geschlechtsbedingt zu halten. Diese Schlussfolgerung ist noch zwingender, wenn wir die Umkehrung betrachten, die sich bei den Tschambuli in der Herrschaft des einen Geschlechts über das andere vollzogen hat,"(Mead 197o, S. 249)

Die Befunde von Mead werden heute angezweifelt, da sie den Anforderungen, die heute zum Zwecke des Vergleichs in den Human-

wissenschaften gestellt werden, nicht genügen. Bei der Einschätzungen von Persönlichkeitseigenschaften verliess Mead sich auf den unmittelbaren Eindruck, so dass keine strenge Objektivität gegeben war. Das heist aber nicht, dass die Ergebnisse völlig wertlos sind, sondern dass bei der Uebertragung und dem Vergleich ihrer Aussagen über die primitiven Völker mit anderen Kulturen Vorsicht geboten ist.
Wie entsteht nun die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung? Murdock glaubt, dass alle menschlichen Gesellschaften eine Spezialisierung und eine Zusammenarbeit der Geschlechter entwickelt haben, die sich stark an die biologisch determinierte Funktionsteilung des Zeugens und Gebärens anlehnen.(Vgl. Murdock 1957) Er hält es daher für unnötig, angeborene psychologische Unterschiede zu postulieren, um die geschlechtstypische Aufteilung der Arbeit zu erklären. Das bedeutet also, dass es von der Schwangerschaft, Geburt und dem Stillen abhängt, welche Arbeit den Frauen zugewisen wird. Auch D'Andrade und Holter gehen von dieser biologisch bedingten, ursprünglichen Arbeitsteilung aus.(D'Andrade 1966; Holter 197o) Wenn also in einem Volk die Männer hauptsächlich auf die Jagd gehen, während die Frauen vornehmlich Beeren sammeln, kochen und Wasser holen, dann kann das nicht auf psychische Dispositionen reduziert werden, sondern auf praktische, ökonomische Erwägungen. "(...) auch bei Jägern und Sammlern müssen die Frauen die Kinder gebären, und sie müssen sie zudem noch einige Jahre lang säugen und tragen(...). Bei den Buschmännern wird ein Kind von der Mutter in den ersten Jahren ständig getragen(...). Sie legt pro Jahr ca. 2 4oo km zu Fuss zurück und trägt zudem Wasser, Feuerholz, Nahrung usw. Diese Strecken sind offenbar nötig und während der ersten zwei Jahre kann nur die Mutter und nicht der Vater das Kind tragen, weil nur sie es säugen kann(...). Es wäre ein Unding, wollte man die Frau während der Zeit, wo sie mit einem Kind umherlaufen muss, auf die Jagd schicken, wo es doch unter anderem darum geht, sich unbemerkt anzuschleichen oder gar das Wild zu hetzen. Damit fallen die Frauen wiederholt für einen Zeitraum von drei Jahren aus. Auf die Idee, nun wenigstens in der verbleibenden Zeit die Aufgaben umzukehren, die Männer Holz und Wasser holen zu lassen und zum Sammeln zu

schicken, kann nur jemand kommen, der die Jagd für eine Beschäftigung hält, die man ohne ständiges Training(...)durchführen kann."(Löffler 1975, S. 1o4)
Nach Löffler sind es die ökoenergetischen Erfordernisse, die letzlich das Verhalten bestimmen. Diese ökoenergetischen Faktoren sind: das Ueberleben des Einzelnen, das von Nahrungsangebot und Nahrungsbeschaffung abhängt (Ressourcen, Subsiszenzform), das Ueberleben der Gesellschaft, das mit Gebären und Betreuen von Nachwuchs zusammenhängt (Reproduktion) und die Art und Weise, wie diese beiden Aufgabenkreise bewältigt werden.(Vgl. Löffler 1975, S. 1o5)
Rudolph hat aus Murdock's 'World Ethnographic Sample' Informationen über 224 Kulturen entnommen, um herauszufinden, welche allgemeinen Charakteristika wirtschaftlicher Tätigkeit mehr männlich und welche mehr weiblich geprägt sind. Danach sind allgemeine männliche Charakteristika wirtschaftlicher Tätigkeit: anstrengender, häufigere Kooperation, oft grosse Mobilität erfordernd. Weibliche Charakteristika sind: physisch leichter, häufiger individuell durchgeführt und Tätigkeiten, die weniger Mobilität erfordern.(Rudolph 1973) Die Frage, ob die von Löffler postulierte Unterscheidungsgrundlage zu der von Rudolph herausgefundenen Arbeitsteilung führt, kann nur schwer beantwortet werden, da aus den Untersuchungen nicht zu entnehmen ist, wie die verschiedenen Tätigkeiten ausgeführt werden und welchen Stellenwert sie innerhalb des ganzen Systems einnehmen. Die Kinderpflege kann sich unter verschiedenen Bedingungen des Klimas, der Nahrung, der Umgebung usw. sehr unterschiedlich gestalten, so dass die Mutter durch die Kinderpflege in stärkerem oder schwächerem Mass absorbiert wäre. Es kann aber als gesichert festgehalten werden, dass eine Art von Aufgabenteilung stattfinden muss, um eine Sozietät am Leben zu erhalten.
In unserem Zusammenhang ist eine weitere Studie von Interesse. Tiger und Shepher sind der Frage nachgegangen, ob physische und physiologische Unterschiede notwendig eine unterschiedliche Lebensführung der Geschlechter hervorbringen.(Tiger,Shepher 1975) Zu diesem Zweck befragten und beobachteten sie über 34 ooo Personen erwachsenen Altern in verschiedenen israelischen Ki-

butzims. In den Kibbutzims werden Kinder kollektiv erzogen, die Haushaltsarbeiten kollektiv erledigt und das gesamte Kollektiv ist verantwortlich für die Produktion. Männer und Frauen sind ökonomisch unabhängig und es herrscht eine ausdrückliche Gleichheitsideologie der Geschlechter. Die Untersuchung erstreckte sich über drei Generationen, so dass auch Veränderungen miteinbezogen werden konnten.
In der Gründerzeit war die Geburtenrate aus ökonomischen und Sicherheitsgründen sehr niedrig, die Arbeit auf beide Geschlechter gleich verteilt. Mit wachsender Geburtenzahl wurde die Familie zur zentralen Bezugsgruppe für das Individuum und bildete eine soziale Grundeinheit mit zum Teil eigener Wohnung. Eltern verlangten mehr Rechte in der Erziehung der Kinder, die Teilnahme junger Mütter an der Vorschulsozialisation nahm zu. Gleichzeitig gewann die Romantische Liebe an Boden und Frauen legten mehr Wert auf ihr Aussehen. Eine unverheiratete Frau von 25 Jahren wurde zum Problem, denn die Ehe legitimierte zunehmend sexuelle Beziehungen und Reproduktion, obwohl Sexualität in der Kibbutzideologie als Privatangelegenheit betrachtet wurde. Heirats- und Geburtenrate stiegen an. Ebenso aufschlussreich ist die Entwicklung im Produktionssektor. Mit dem Ansteigen der Geburtenrate wurde auch der Bedarf an Dienstleistungsbetrieben grösser. Für die Männer war es unakzeptabel, kleine Kinder zu versorgen, währenddem die Mütter die schwere Landarbeit verrichten. Die Mütter hingegen kümmerten sich spontan um ihre kleinen Kinder und betrachteten diese Beschäftigung als attraktiv.(...) Die Schwerarbeit in der Landwirtschaft wurde als zu riskant und nicht vereinbar mit der Schwangerschaft betrachtet.(...)Heute ist die geschlechtstypische Arbeitsteilung offensichtlich: Landwirtschaft, Industrie, Bau und Handwerk, Management, ökonomische und politische Aktivitäten werden vorwiegend von Männern betrieben, Dienstleistungen und Erziehung in der Hauptsache von Frauen. Die junge erwachsene Bevölkerung weist in dieser Beziehung eine grössere Polarisation auf als die ältere Bevölkerung. Auch in der Politik war ein ähnlicher Trend zu beobachten. In der Gründerzeit waren beide Geschlechter gleichermassen aktiv. Als die Geburtenraten anstiegen, engagierten sich die

Frauen vor allem in den Sektoren Erziehung, Gesundheit und soziale Fürsorge. Wie Murdock und auch andere Autoren, vermuten Tiger und Shepher, dass zwischen der Zunahme der Geburtenziffern und der Arbeitsteilung ein kausaler Zusammenhang besteht. Dies würde sich auch im wesentlichen decken mit der These von Wesél, dass Geburt und Kinderpflege ein zentrales Bestimmungselement der weiblichen Rolle und der Rollenverteilung der Geschlechter sind. Tiger und Shepher vermuten, dass das Verhalten der Mütter von einer sogenannten'Biogrammatik' determiniert sei, die bei den Müttern bei Vorhandesein von Kindern ein Bedürfnis nach Zusammensein und Pflege wecken soll. Es ist nicht ersichtlich, ob die Autoren damit ein angeborenes, hormonell gesteuertes Reaktionsschema meinen, oder ein durch Erziehung gelerntes Verhalten.
Zusammenfassend können wir festhalten, dass die Ergebnisse der Ethnologie bisher keine geschlechtsspezifischen , angeborenen Verhaltensweisen oder Gefühlsreaktionen ergeben haben, sondern dass umgekehrt eine Arbeitsteilung, die wesentlich durch die mit der Aufzucht von Kindern zusammenhängenden Problemen der Lebensbewältigung bestimmt wird, die geschlechtsspezifische Verhaltensweisen bewirken.

5. Soziologie

Die Soziologie untersucht, wie spezifische Formen und Strukturen des Zusammenlebens, wie Normen und Rollen das Verhalten des Einzelnen bestimmen. Im Zusammenhang mit der Frage der Geschlechter erscheint immer wieder der Begriff der Rolle. Man spricht von Rollenerwartungen, Rollenkonflikten, Rollenbelastungen, Rollendefizit und vom Anachronismus in den Rollenerwartungen.
Eine Rolle einnehmen heisst, eine bestimmte Position im sozialen Gefüge auszufüllen mit allen dazugehörenden Funktionen, Verhaltensweisen, Haltungen, Handlungen, Reaktionsweisen usw. In der Soziologie werden soziale Rollen aufgefasst als "das Ergebnis einer Abstraktion, welche Haltungen, Eigenschaften, Leistungen und Tätigkeiten für gleichrangige und/oder gleichartige Personen zu einem aus Handlungsregeln bestehenden Typi-

sierungsschema zusammenfasst."(Gerhardt 1974, S. 1)
Pross (Pross 1978) geht über diese allgemeine Definition von Rolle hinaus und bezeichnet Geschlechtsrollen als:

- Bündel von generellen Verhaltensregeln für Männer und von davon differierenden generellen Verhaltensregeln für Frauen;
- Bündel von Regeln für die Zuweisung von Positionen an Männer bzw. an Frauen;
- Bündel von generellen Erwartungen hinsichtlich der von Männern bzw. von Frauen aufzuweisenden Eigenschaften und Eignungen;
- Bündel von generellen Richtlinien für die Sozialisation von Jungen und Mädchen;
- Bündel von generellen Erwartungen für die Selbstsozialisation;
- Ungleichheit der Möglichkeiten für Männer und Frauen, Zugang zu Gütern und Handlungsgelegenheiten zu erhalten, die in einer Gesellschaft als erstrebenswert angesehen werden.(Pross 1978, S. 29)

5.1. Einfluss des Geschlechts auf die Zuweisung von beruflichen Positionen

Zunächst werden wir uns mit dem zweiten Komplex der Aufstellung von Pross beschäftigen und der Frage nachgehen, welchen Einfluss das Geschlecht auf die Verteilung von Positionen ausübt. Zu diesem Zweck werden wir die Arbeit von Fischbach heranziehen, der in fünf ausgewählten hochindustrialisierten Ländern das Problem der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung untersucht hat.(Fischbach 1977) Es handelt sich um die Länder Italien, Frankreich, BRD, Polen und die DDR.
Allgemein kann festgestellt werden, dass die Frauenerwerbsquote in den östlichen Ländern höher ist als im Westen und zwar in fast allen Altersstufen. In den westlichen Ländern geht die Frauenerwerbstätigkeit mit dem 25. Lebensjahr zurück, was mit der Heirat bzw. der Geburt des ersten Kindes in Zusammenhang gebracht wird. In den Ostblockländern kann dieses Phänomen nicht beobachtet werden.
Hinsichtlich der Verteilung der Frauen auf produzierende bzw. nicht produzierende Berufe hat die Untersuchung ergeben, dass in den östlichen Ländern der Anteil der Frauen im produzieren-

den Sektor höher liegt als im Westen, und zwar üben 5o % der berufstätigen Frauen einen technischen Beruf aus. Verglichen mit den westlichen Ländern scheint sich in den östlichen Ländern eine Entwicklung in Richtung auf Beteiligung der Frau im produzierenden Sektor anzubahnen, verbunden mit einer allmählichen Verblassung der Rollenklischees und einer zunehmenden Erweiterung des Berufsspektrums für Frauen. Eine weitere Aufgliederung der Berufe zeigt jedoch, dass sowohl im Westen wie im Osten die Frauen vor allem in Anlernberufen tätig sind, die wenig Qualifikation erfordern. Im nicht-produktiven Sektor sind es vor allem Pflege-, Betreuungs- und Bedienungsberufe, wie Krankenschwestern, Kellnerinnen, Lehrerinnen usw. Männer meiden diese Berufe generell, und zwar in allen Ländern gleich. Der Frauenteil nimmt mit zunehmender Höhe in der Berufshierachie ab, wobei in westlichen Ländern der Anteil jeweils noch niedriger liegt als in den östlichen. Dies kann mit grosser Wahrscheinlichkeit damit erklärt werden, dass es bei der Erfüllung der häuslichen Pflichten noch keine Gleichberechtigung gibt, so dass die Bindung der Frau an die Familie grösser als die des Mannes ist und sie somit von einem beruflichen Engagement ausgeschlossen ist. Als weiterer Erklärungsansatz wird von Fischbach angeführt, dass die gehobeneren Positionen auch von Männern begehrter sind und von daher die Konkurrenz schärfer ist. Führungspositionen werden Frauen nicht selten aufgrund von Geschlechtszugehörigkeit versagt, da Männer immer noch als die geborenen Führer gelten.

Unterschiedliche Bezahlung ist im Osten wie im Westen zu finden, obwohl es im Osten per Gesetz verboten ist, Frauen für gleiche Arbeit weniger Lohn zu zahlen als Männern. Industriezweige mit hohem Frauenanteil nehmen in der Lohnhierachie die untersten Plätze ein. Dies gilt für Ost und West. Stellungen in Wirtschaftszweigen, in denen vorwiegend Frauen arbeiten, sind schlechter bezahlt. Insgesamt nehmen die Männer in allen Ländern die besser bezahlten Stellungen ein; Frauen konzentrieren sich auf die untergeordneten Positionen, die schlechter bezahlt sind.

Bezüglich der Stellung der Frau in der Familie ist von Bedeutung, dass in allen untersuchten Ländern die Kernfamilie, bestehend

aus Vater, Mutter und Kindern vorherrscht. Die anfallenden Aufgaben werden zwischen den Ehepartnern auf traditionelle Weise aufgeteilt, die die Zuständigkeit des Mannes für die materielle Versorgung der Familie, die der Frau für Haushalt und Kinder vorsieht.
Die Untersuchung von Fischbach hat gezeigt, dass der Mann weiterhin als Ernährer und Erhalter der Familie angesehen wird, dass er die Rolle desjenigen innehat, der zuerst und hauptsächlich für die materielle Existenz aufkommt, während die Frau eine Zuverdienfunktion einnimmt und die Familie mit Haushalt und Kindern als ihre eigentliche Aufgabe und Rolle anzusehen hat, aus der sie temporär ausbrechen kann, die ihr aber trotzdem als ihr eigentlicher Daseinbereich anhaftet.

5.2. Perpetuierung der Arbeitsteilung durch gesellschaftliche Einstellungen und Meinungen

Es erhebt sich nun die Frage, ob und in welchem Ausmass diese oben ausgeführte Arbeitsteilung durch Meinungen und Einstellungen perpetuiert werden, die Männer von sich und von der Rolle der Frau haben. Im Zusammenhang mit dieser Frage ist eine Untersuchung von Interesse, die Pross veröffentlicht hat.(Pross 1978) Sie ist der Frage nachgegangen, welches Bild die Männer von sich und von der Frau haben. Hauptakzente der Untersuchung waren:
- Relative Bedeutung des Berufes im Verhältnis zu Ehe und Familie;
- Aufgabenverteilung zwischen den Gatten, Bereitschaft zu Veränderung, die Motive für die Heirat und für die Aufrechterhaltung der Ehe, die Bewertung der eigenen Ehe, die Beschreibung ihrer erfreulichen und unerfreulichen Seiten;
- Vorstellungen von Besonderheiten männlichen und weiblichen Sexualverhaltens;
- Aufgaben des Vaters und Eignung des Mannes für die Kindererziehung, Einschätzung der Mutterrolle.(Vgl. Pross 1978, S. 133)

Da die Untersuchung einen sehr genauen Eindruck vermittelt, wie der durchschnittliche Mann in der BRD sich und die Frau sieht, sollen die Ergebnisse der Untersuchung hier ausführlicher dargestellt werden.

5.2.1. Der Mann im Beruf

Die Berufsrolle gehört eindeutig zum männlichen Rollenrepertoire. Die Rolle des Ehemannes oder ihrer nicht standesamtlich bestätigten Entsprechung ist für die männliche Geschlechtsrolle ebenfalls konstitutiv. Beruf, Partnerschaft und Familie sind die Zentren seiner Existenz. Auf die Frage, was einem gegenwärtig am wichtigsten erscheint, erhielten Familie und das Zusammenleben mit der Partnerin den Spitzenplatz. 'Wichtig'ist hier zu verstehen im Sinne von 'gewünscht'. Im eigentlichen Sinne wichtig ist der Beruf.
Ein Viertel bejaht den momentanen Beruf vorbehaltlos, ein weiteres Viertel mit Vorbehalten. Ein Fünftel würde bei erneuter Wahlmöglichkeit alles anders machen, ein Viertel würde sich auch nicht wieder für den jetzigen Beruf entscheiden.
Als positive Aspekte der Berufstätigkeit werden angegeben:
- es kommt ihm eine grosse Bedeutung zu, weil man viel Zeit damit verbringt und Geld verdienen muss;
- die Berufstätigkeit vermittelt einem das Gefühl, man habe Einfluss auf den Lauf der Dinge. 'Mitmischen, die Fäden in der Hand halten, Führungsaufgaben erfüllen';
- Wissen und Können anwenden, etwas Schöpferisches leisten, Möglichkeiten, sich eine neue Existenz aufzubauen und die Familie zu erhalten. (Vgl. Pross 1978, S. 68)

Pross betont, dass die relativ kritische Einstellung zum momentanen Beruf nicht als Ablehnung der männlichen Berufsrolle verstanden werden darf. Auch wenn die ausgeübte Tätigkeit als ambivalent, oder belastend empfunden wird, steht damit die Berufsrolle als solche nicht zur Disposition.(Pross 1978, S. 68)

5.2.2. Die Frau im Beruf

Die Berufsrolle ist heute nach Pross in die weibliche Geschlechtsrolle fest verankert, obwohl sie im gesamten weiblichen Rollenrepertoire aber einen geringeren Stellenwert und eine andere Prägung hat. Frauen konzentrieren sich auf vergleichsweise weniger Berufe, auf sogenannte Frauenberufe.
Zu den Besonderheiten der weiblichen Berufsrolle gehört die Un-

terordnung unter die Familienaufgaben. Nach Pross lassen sich gegenwärtig drei Haupttypen von weiblichen Arbeitsbiographien unterscheiden:

1. Erwerbstätigkeit bis zur Pensionierung, üblich für ledige Frauen sowie für einige wenige Frauen mit sehr guter Ausbildung und in qualifizierten Berufen.
2. Erwerbstätigkeit bis zur Geburt des ersten Kindes, dann eine mehrjährige Unterbrechung, danach Rückkehr in den Beruf.
3. Erwerbstätigkeit bis zur Geburt des ersten Kindes, später nur noch Gelegenheitsarbeit und dauerhafter Verzicht auf eine kontinuierlich ausgeübte und bezahlte Tätigkeit. (Vgl. Pross 1978, S. 72)

Von der grossen Mehrheit der Männer wird die weibliche Berufstätigkeit positiv beurteilt. Die generelle Zustimmung bedeutet aber nicht, dass die weibliche Berufsfunktion der männlichen gleichgestellt würde. Sie ist 'anders'.
Männer stehen höher hinsichtlich der physischen Leistungsfähigkeit. Sie sind besser geeignet für Berufe, die Mut, Reaktionsvermögen, Geistesgegenwart,'gute Nerven' verlangen. Bezüglich intellektueller Kapazitäten rangieren sie über den Frauen. Es ergibt sich so eine Eignungshierarchie, in der die Männer die oberen Ränge innehaben. Die Männer drücken damit nicht nur die heutige Berufsstruktur aus, sie stimmen ihr auch zu. Sie ignorieren damit die Fähigkeitspotentiale beider Geschlechter. Nach Pross sind diese Eignungszuschreibungen nicht realistisch, sondern ideologisch bedingt.
Die Einteilung der Berufe erfolgt aber nicht mehr ausschliesslich nach Geschlechtskriterien. Zwischen ausschliesslich männlichen und weiblichen Berufen gibt es eine neutrale Zone, z.B. Parteivorsitzender, Bürgermeister, Pfarrer, Bankdirektor und technischer Kundendienst. Es muss beachtet werden, dass es sich lediglich darum handelt, was die Männer den Frauen in der Untersuchungssituation zugestanden haben. Gerade in Bezug auf die oben angeführten Berufe hat die Untersuchung von Fischbach (Vgl. Fischbach 1977) eine krasse Unterrepräsentation der Frauen erbracht

annehmbar ist, ein weiblicher Regierungschef akzeptabel, ist eine sozial über dem Mann stehende Ehefrau weniger erwünscht:

Frau	
in einer Spitzenposition der Wirtschaft	94 %
als Bundeskanzler	78 %
als Vorgesetzte	68 %
in sozial höherer Position als Ehemann	42 %

(Pross 1978, S. 8o)

Es muss bei diesen Zahlen einschränkend gesagt werden, dass sie sich lediglich auf die männliche Einschätzung der Eignung beziehen und nicht auf die Wünschbarkeit.

5.2.3. Die Ehe

Von mehr als 8o % der Männer wird die Ehe prinzipiell bejaht. Sie hat den Sinn, zuverlässige menschliche Beziehungen zu garatieren mit gegenseitiger Unterstützung und Solidarität. Kinder werden nicht als Erfüllung der Ehe angesehen, die Familiengründung nicht als ihre Vollendung, nicht als ihr prinzipieller Zweck. Die Ehe wird fast fraglos akzeptiert, die Familie nicht. die Männer wären nicht bereit, sich weiblichen Wünschen nach einem Leben ohne Kinder zu fügen. Sie wünschen Entscheidungsfreiheiten für sich, die sie den Frauen nicht zugestehen. Wenn Kinder da sind, rücken sie in den Mittelpunkt des Interesses und der Kommunikation. Auch in kinderlosen Beziehungen konzentriert sich die Kommunikation auf die Angelegenheiten des eigenen Alltags. Insgesamt ist das politische Interesse der Männer im Vergleich zum Interesse für Beruf und Familie ausgesprochen gering. Mitarbeit in einer politischen Organisation wird selten genannt. Die allgemeine Zufriedenheit scheint beträchtlich.
Unzufriedenheit mit der Ehe kann verschiedene Ursachen haben: Beschränkung der persönlichen Freiheit, finanzielle Restriktionen, zu wenig Freude der Partnerin an der Sexualität, zu wenig Interesse der Frau an Beruf und Hobby, Frau ist Putzteufel, Frau gibt zu viel Geld aus. Ueber verstärktes Selbständigkeitsverlangen der Frau wird selten geklagt, eher über ein Mangel

daran, wobei nicht ersichtlich ist, ob sich der Wunsch nach mehr Selbständigkeit im Beruf oder zuhause bezieht, was die Männer von Hausarbeit entlasten würde.
Die Ehe wird als Gefährtengemeinschaft konzipiert, allerdings nicht unter sozial Gleichen, sondern als Gemeinschaft mit unterschiedlich bewerteten Aufgaben. Das Vorbild ist nicht die patriarchalische Ehe, aber auch nicht das Bündnis, in welchem beide gleichbewertete Aufgaben erfüllen.
Die Zurückhaltung der Männer in der Hausarbeit kann nach Pross nur zum Teil mit Bequemlichkeit erklärt werden. Hausarbeit erscheint als unvereinbar mit der männlichen Würde, die nur gewahrt bleibt, wenn sich die Beteiligung auf Kavaliersdienste beschränkt. "Aehnlich wie bei der Unterscheidung von männlichen und weiblichen Berufen zeigt sich auch hier, dass die Vorstellung von Unterschieden zwischen den Geschlechtern die Vorstellung von einer Hierarchie involviert. Nach dieser Auffassung mag es Frauen geben, die das Zeug für hohe politische und wirtschaftliche Aemter haben, Frauen mit Autorität, Führungsfähigkeit und grosser Sachqualifikation, aber sie gelten als Ausnahmen. Die Masse der Frauen ist nicht so befähigt, wie die Masse der Männer, d i e Frau nicht so wie d e r Mann. Die Ausnahmen bestätigen bloss die Regel, und die Regel besagt, dass das 'andere' Geschlecht in seiner Andersartigkeit nicht völlig gleichrangig ist. Geht es hart auf hart, wird 'anders' mit 'geringer' gleichgesetzt.(Pross 1978, S. 95)
Das Konzept Halb Arbeit-Halb Haushalt für Mann und Frau wird von den Männern eher zurückhaltend bewertet, ähnlich wie Rollentausch. Viele Männer könnten sich das zwar vorstellen, aber für wünschenswert oder erstrebenswert halten sie das Konzept nicht. Die Zufriedenheit der meisten Männer mit der Ehe erscheint als Zufriedenheit mit der bestehenden Rollenverteilung. Die Ehe bietet Gemeinsamkeit, Schutz und häusliche Versorgung. Im Gegensatz dazu ist die Zufriedenheit der Frauen mit den bestehenden Formen eher geringer.(Vgl. Pross 1978, S. 1o6)

5.2.4. Sexualität

Obwohl die Möglichkeiten der Empfängnisverhütung der Frau grössere Freiheiten und problemlosere sexuelle Beziehungen ermöglichen würden, gebieten die sozialen Konventionen, sich gewinnen zu lassen, zumindest den Eindruck des Abwartens zu erwecken statt aus der Reserve herauszugehen. Das Selbstverständnis des Mannes lässt eine solche Liberalisierung aber nicht zu. Als Gründe für die Abwehr von weiblichen Initiativen nennt Pross:

- die Annahme, weibliche Initiativen entsprächen nicht den Wünschen der Frau, und daran hätten Männer sich zu halten;
- der Verdacht, dass dahinter unredliche Motive stehen könnten (sucht nur einen Vater usw.);
- Frauen machen sich gemein, wenn sie initiativ werden;
- Initiative muss beim Mann liegen, weil das Zustandekommen einer Beziehung stärker von seiner sexuellen Leistungsfähigkeit abhängen würde und weil generell sein Selbstbewusstsein davon abhängen würde. (Vgl. Pross 1978, S. 109 f.)

Die Mehrheit der Männer ist weiterhin der Meinung, dass der Mann ein stärkeres sexuelles Bedürfnis habe, aber eine starke Minderheit von 35% der befragten Männer kann sich dieser Meinung nicht mehr anschliessen. Fest eingewurzelt ist dagegen die Ueberzeugung, dass Männer mit sexuellen Beziehungen nicht so tiefe Gefühle verbinden würden wie die Frauen. Die Frau ist nicht nur emotional stärker beteiligt, sie soll es auch sein. Das Bedürfnis nach einer anderen Frau wird nur von einer schwachen Mehrheit zugegeben. Die Tatsache, dass die Mehrheit der Männer ihre Ansichten (stärkere sexuelle Bedürfnisse des Mannes usw.) nicht mehr nachdrücklich vertritt, und der Umstand, dass es eine grössere, von diesen Ansichten abweichende Minderheit gibt, verweist nach Pross auf eine gewisse Unsicherheit in der Gesamtheit der Männer, auf Zweifel an der Richtigkeit der hergebrachten Lehren. (Vgl. Pross 1978, S. 113) Amerikanische Untersuchungen über das Sexualverhalten des amerikanischen Mannes kommen zu ähnlichen Ergebnissen.(Vgl. z.B. Pietropinto, Simenauer 1978)

Von einer knappen Mehrheit wird Sexualität nicht nur als ein

angenehmer Zeitvertreib gesehen, sondern es besteht die Forderung, dass 'Liebe' dazugehören müsse. "In der Sphäre des Berufs, aber auch im Bildungswesen und in der Politik bedeutet Gleichberechtigung faktisch, dass Frauen sich an männlichen Praktiken orientieren als umgekehrt Männer an den überkommenen weiblichen Verhaltensmustern. Mit der Forderung, Sexualität solle mit 'Liebe' verbunden sein, weichen Männer von diesem Schema ab."(Pross 1978, S. 114)
Die Ehe wird nicht primär als sexuelle Vereinigung begriffen. als Sinn wird häufig angegeben, dass durch sie das Leben und die Arbeit einen Sinn bekommen. "Die frühere Doppelmoral, die Männern den 'Seitensprung' zubilligte, ohne ihn auch bei Frauen zu tolerieren, hat kaum noch Befürworter(...)Die grosse Mehrheit meint, dass ausserehelliche Beziehungen des Mannes nicht anders zu beurteilen sind als ausserehelliche Beziehungen der Frau."(Pross 1978, S. 116).

5.2.5. Der Mann als Vater

Bis ins 2o. Jahrhundert hinein herrschten in Deutschland autoritäre Gestaltungen der Vaterrolle vor. Die von Soziologen (Schelsky 1953, König 1974, Wurzbacher 1952) in den fünfziger Jahren durchgeführten Erhebungen deuteten aber darauf hin, dass die Macht des Vaters schwächer und die Entscheidungsbefugnisse gleicher verteilt waren. Wie Lupri in einer vergleichenden Studie nachgewiesen hat, nimmt die väterliche Macht mit dem steigenden Industrialisierungsgrad ab.(Vgl. Lupri 197o) Die Männer sind sich einig, dass es gut ist, Kinder zu haben, auf der anderen Seite werden sich generell nicht viele Gedanken über die Kinder gemacht. Die Frage, warum Kinder, stiess auf Desinteresse, der Gedanke an einen Stammhalter scheint heute keine Bedeutung mehr zu haben.
Die Beziehung zwischen Eltern und Kindern scheint häufiger autoritär strukturiert zu sein, als zwischen den Eheleuten. Gemäss den Erwartungen, die Männer an sich stellen, sollen sie die Familien wirtschaftlich sichern, nach aussen vertreten und beschützen, er soll auch Erzieher sein, Liebe und Geborgenheit geben, den Kindern Kamerad, Freund und Partner sein. Ein Drit-

tel meint, er solle das letzte Wort haben. Der ideale Vater ist nach Pross kein Autokrat, sondern ein verstehender älterer Partner. Das ist die Idealvorstellung. Der reale Vater ist weit von dieser Vorstellung entfernt.
Die Väter beschäftigen sich wenig mit den Kindern. Füttern, Baden und Wickeln überlassen sie den Müttern, weil die Mutter angeblich eine engere Beziehung zum Kind hat. Männer haben es eher schwerer, direkten Kontakt zum Säugling und zum Kleinkind zu finden. Auffallend wenige Männer helfen den Kindern bei den Schulaufgaben. Insgesamt sind sie nicht besonders aktive Erzieher. Als Hauptbeschäftigung mit den Kindern wird Spielen und Spazierengehen angegeben. Die Männer scheinen sich für die Beschäftigung mit Kindern die angenehmen Seiten herauszusuchen, den Müttern werden die unangenehmen überlassen: Disziplinierung, Kontrolle der Hausaufgaben usw.
Soweit sie in der Erziehung mitwirken, beschaffen die Männer sich in der Regel keine Kenntnisse, da man die Vaterrolle nicht lernen kann, sondern in sie hineinwächst. Andererseits geben viele Männer zu, von ihren Kindern enttäuscht zu sein und Schwierigkeiten zu haben. Als Ursache wird häufig Mangel an Ordnung, Fleiss und Disziplin in der Schule und im Haus angegeben. Aufgrund ihrer Erkenntnisse kommt Pross zu dem Schluss, dass die Männer ihre Rolle als Vater faktisch als Nebenrolle einstufen. "Das Pathos der Ensthaftigkeit bei den allgemeinen Beschreibungen hat keine Entsprechungen im persönlichen Verhalten. Der Vater hält auf Abstand. An die Stelle des übermächtigen Vaters ist der distanzierte Vater getreten. Er herrscht nicht über die 'Seinen', ist aber auch nicht ihr aktiver Partner. In der Praxis scheint die Vaterschaft weder mit grossen persönlichen Anstrengungen noch mit besonderem Engagement verknüpft. Ihre Deutungen sind von Vorurteilen durchsetzt, die es dem Rolleninhaber erlauben, die Ansprüche an sich selbst niedrig zu halten."(Pross 1978, S. 135)
Die Inaktivität der Männer hinsichtlich ihrer Kinder kann als ein Ausdruck der männlichen Identität gesehen werden, die die Zuständigkeit des Mannes für die Aussenwelt und die der Frau für die Innenwelt beinhaltet; die Familie gilt als Stätte der Erholung, der Privatheit, der Versorgung, der Intimität.

"Männer identifizieren sich so wenig mit der Vaterrolle, sie haben diese so wenig in ihr Bewusstsein und in ihre Gefühle aufgenommen, dass sie ihnen während der Tätigkeit in den Betrieben, Behörden, Parteien, Parlamenten kaum gegenwärtig ist. Viele Entscheidungen, die sie dort treffen, zum Beispiel über Raumplanung, Wohnungsbau, Verkehrswesen, werden gefällt, als ob es keine Kinder gäbe."(Pross 1978, S. 137)

5.2.6. Die Frau als Hausfrau und Mutter

In allen Gesellschaften sind die Aufgaben der Mütter sozial normiert. Die bei uns dominierenden Regeln sehen die Personalunion von biologischer Mutter, Betreuerin, Erzieherin des Kindes und Ehefrau und Hausfrau vor. Andere Aufgaben werden hinter den häuslichen zurückgestellt, der Erwerbsberuf ebenso wie andere ausserfamiliale Funktionen. Unberücksichtigt bleibt dabei, wieweit sie den Bedürfnissen der Frau entspricht, oder ob die Frau die nötigen Eignungen und Eigenschaften besitzt. die Mutterrolle ist nach Pross als Dienstrolle konzipiert, die Mutter soll immer für die Familie da sein, in der Sorge für sie und den Ehemann hinreichende Befriedigung finden. Der persönliche Ehrgeiz soll der Familie untergeordnet werden. Das Ideal vieler Männer ist immer noch die selbstlos-mütterliche Frau. Die Männer sollten zehn typische Berufe in eine Rangordnung bringen und kamen zu folgender Einteilung:

1. Aerztin
2. Lehrerin in einer Realschule
3. Hausfrau eines 4-Personen Haushalts
4. Krankenschwester
5. Chefsekretärin
6. Leiterin eines Lebensmittelfilialgeschäftes
7. Postbeamtin am Schalter
8. Friseuse mit abgeschlossener Lehre
9. Verkäuferin in einem Kaufhaus
10. Angelernte Arbeiterin.(Pross 1978, S. 143)

Diese Einteilung scheint widersprüchlich zu sein, da die Männer die Rolle von Hausfrau und Mutter offensichtlich hoch bewerten, die konkreten Tätigkeiten aber sehr niedrig. Pross meint, dass

hier unerkannte Wunschvorstellungen zum Ausdruck kommen: die Hausfrau soll hoch bewertet werden, weil die Männer sie brauchen. Die Aufwertung wird vorgenommen, um einer möglichen Unzufriedenheit der Frau zuvorzukommen. Unseres Erachtens muss der Widerspruch anders gedeutet werden. In unserer Gesellschaft herrscht ein idealisiertes Mutterbild, die Vorstellung einer immer gütigen und geduldigen Mutter, die als emotinales Zentrum der Familie für ihre 'Lieben' sorgt. Dieses Bild wird in der Erziehung vermittelt und bildet einen zentralen Teil des männlichen Frauenbildes. Untersuchungen von Kinderbüchern z.B. haben ergeben, dass auch dort dieses Frauenbild immer noch vorherrscht.(Vgl. Oestreich 1974)
Die Männer schätzen die Mutterrolle also nicht hoch ein, weil sie sie damit für ihre Zwecke nutzbar machen können, sondern das Bild der Mutter ist tatsächlich hoch bewertet. Dass die konkreten Tätitgkeiten der Frau, wie Kochen, Waschen usw. tief bewertet werden, steht damit nicht im Widerspruch, da diese Bewertung auf einer anderen psychischen Ebene stattfindet. Das idealisierte Mutterbild ist Ausdruck der kindlichen Sozialisation, die weitgehend unbewusst ist.

5.2.7. Das Selbstbild des Mannes

"Die Statusrolle des Mannes als Inbegriff allgemeiner Verhaltensregeln ist ein Programm, eine an alle Männer gerichtete Aufforderung, sich ihr gemäss zu modellieren, das Programm zu erfüllen. Männer, die die Aufforderung ignorieren oder ihr nicht nachkommen können, unterliegen der Missachtung durch die Umwelt. Sie werden als 'weibisch', 'unmännlich', als Versager eingestuft."(Pross 1978, S. 153) Das zentrale Stück der vorherrrschenden Definition des Mannes ist die These seiner physischen, geistigen und psychischen Ueberlegenheit. Er eignet sich besonders für Führungspositionen und generel für mehr Berufe. Er ist strenger mit den Kindern, stellt höhere Anforderungen an sie und hat mehr Autorität. Grundsätzlich könnte er auch die häuslichen Aufgaben der Frau erfüllen mit Ausnahme der Beziehung zu kleinen Kindern. Auch im moralischen Bereich drückt sich seine Ueberlegenheit aus: er ist weniger

kleinlich, weniger aeusserlich, grosszügiger und weniger eitel. Sein Recht und seine Pflicht ist es, die Familie zu ernähren. Ueber die Ursachen für diese männliche Ueberlegenheit herrscht bei den Männern Unklarheit. Es werden biologische, psychologische und soziologische Erklärungen angeführt. Nach der biologischen Erklärungsweise ist die Ueberlegenheit des Mannes eine Naturgegebenheit, erklärbar aus 'Hormon' oder 'Anlage'. Nach der psychologischen Erklärungsweise ist der Mann überlegen, weil er sich überlegen fühlen muss, eine Erklärung, die der Realität sehr nahe kommt, ohne dass die Männer allerdings erklären können, woher diese Notwendigkeit kommt. Der soziologische Ansatz erklärt die Ueberlegenheit aus Erziehung, sozialen Erfahrungen, Geschichte und Tradition.

Pross schliesst sich der Meinung von Parson, Komarovsky und Richter an (Parson 1964, Komarovsky 1973, Richter 1974), dass die Rollenverteilung eine ungeheure psychische Belastung sei und die Aufgabe eine grosse Erleichterung für den Mann bewirken könnte. Die Männer würden aber diese Rolle nicht aufgeben wollen, da sie keinen Grund hätten zur Korrektur, denn die bestehende Rollenverteilung beinhaltet für den Mann:

- Monopol auf die als angenehmer erachtete Erwerbsposition;
- Monopol auf Positionen mit hoher Geltung;
- gesicherte häusliche Versorgung durch die Frau;
- Entlastung von Familienpflichten durch die gestiegene weibliche Selbständigkeit;
- Gewissheit eigener Ueberlegenheit ohne die Notwendigkeit, stets auch allein verantwortlich zu sein;
- das Dogma der männlichen Ueberlegenheit hält die mögliche Konkurrenz von Frauen um günstigere Positionen nieder. (Pross 1978, S. 163)

Letztlich gehe es dem Mann um seine privilegierte und machtvolle Stellung im Vergleich zur Frau, an der festzuhalten er allen Grund habe.

Pross hat hier die psychologische Dimension des Problems zu wenig berücksichtigt, wie weiter unten ausgeführt wird.(Vgl. Teil III.4) Die Männer halten an der traditionellen Rolle nicht nur deswegen fest, weil sie Vorteile bei der Verteilung gesellschaftlicher Chancen beinhaltet, sondern weil sie aufgrund

ihrer Erziehung nicht anders können. Der Knabe lernt von Anfang an, die männliche Identität mit allen ideologischen Verzerrungen anzunehmen. Sie wird ihm von den Eltern nahegebracht und in der primären und sekundären Sozialisation verfestigt. Die Berichte von Männern aus Männergruppen z.B. legen ein eindrückliches Zeugnis ab über die Schwierigkeiten, die ein Mann zu bewältigen hat, der mit bestem Vorsatz versucht, aus der männliche Rolle auszubrechen.(Vgl. z.B. Müller-Schwefe 1979) Unseres Erachtens ist es nur der kleinere Teil des Problems, dass dem Mann in unserer Gesellschaft die privilegierte Position zufällt, sondern es sind psychische Phänomene, die einer Veränderung im Weg stehen.

5.2.8. Das Bild des Mannes von der Frau

Der Frau ist eigentümlich, dass sie hinsichtlich der für die ausserfamiliale Welt benötigten Qualifikationen stets ein paar Stufen unter dem Mann steht, aber nicht prinzipiell berufsunfähig ist. Der überwiegende Teil der Männer bejaht die weibliche Berufsrolle. Die Idealfrau ist aber nicht die Berufsfrau, sondern die Mutter. (Pross 1978, S. 167)
Frauen sind ihrem Wesen nach weich und zärtlich, begabt mit Intuition und Gefühl, einfühlsam, feinfühlig, empfindlich, anpassungsfähig, eher passiv, lieb, nicht machtbetont, nicht ehrgeizig, weniger aggressiv, nicht so nüchtern, sie scheut Verantwortung ausserhalb der Familie, hat kein Fortentwicklungsstreben, mag keine Organisation, hat Furcht vor Auseinandersetzungen und vor öffentlichen Tätigkeiten. Die Frau sucht im Mann jemanden, zu dem sie aufschauen kann, sie wünscht sich einen Familienberuf und erwartet vom Mann vor allem, dass er sie ernähren kann.
Nach den Vorstellungen der Männer sind Männer und Frauen so zugeordnet, dass sie sich in prinzipiell harmonischer Weise ergänzen: Der Mann ist stärker, daher will er den Beruf ausüben und Familienernährer sein; die Frau ist schwächer, daher will sie ihre heutige Familienrolle und nur zeitweise einen anspruchsvollen Beruf.
Pross kommt zu dem Schluss, dass die Vorstellungen vom sog.

Wesen der Frau einen sehr reduzierten Begriff von Gleichberechtigung implizieren. Gleichberechtigung als Geschlechtsunabhängigkeit der individuellen Entfaltungsmöglichkeiten besteht nicht, ebensowenig wie Gleichberechtigung im Sinne von gleichberechtigter Mitbestimmung beider Geschlechter in allen Lebensangelegenheiten.

6. Psychologische Ergebnisse

Die Psychologie beschäftigt sich im wesentlichen mit zwei Fragen: Welche Unterschiede im Fühlen und Verhalten der Geschlechter gibt es und wie entstehen sie im Laufe der Entwicklung des Individuums.
Es geht also um die Frage der tatsächlichen Unterschiede zwischen den Verhaltensweisen und Persönlichkeitsmerkmalen der Geschlechter und um deren Aneignung, wobei sich jeweils die Frage des Beitrages der Umwelt mit Eltern, Lehrern, peer-groups usw., und die nach den vererbten, angeborenen Komponenten stellt.
Allemann-Tschopp kritisiert, dass die Psychologie nur nach dem Wie der Geschlechtsunterschiede fragt und nicht nach dem Warum. Die Untersuchungen konzentrieren sich daher hauptsächlich auf die ersten Lebensphasen, während die späteren vernachlässigt werden, da man meint, dass einmal erworbene Eigenschaften und Verhaltensweisen statische seien.(Allemann-Tschopp 1979, S. 139 ff.)
Die Entwicklung von geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen im Laufe eines individuellen Lebens ist in der Tat ein Gebiet, das in der Forschung stärker berücksichtigt werden müsste, da die bisherigen Untersuchungen Ansätze dafür bieten, dass das geschlechtsspezifische Verhalten nicht unverrückbar ist.(Vgl. z.B. Tyler,Shepher 1975)
Im folgenden wird dargestellt, zu welchen Ergebnissen die psychologisch-empirische Forschung bezüglich Geschlechtsdifferenzen bis heute gekommen ist. Es würde den Rahmen der Arbeit sprengen, näher auf alle Untersuchungen einzugehen. Daher beschränken wir uns auf die Darstellung der Unterschiede in dem Sammelreferat von Maccoby u. Jacklin, die die Ergebnisse von ca. 2 ooo Untersuchungen zusammengefasst haben.(Maccoby,

Jacklin 1977) Dieses Werk gilt als grundlegend für das Thema Geschlechtsdifferenzen.
Zunächst werde ich die unbegründeten Annahmen darstellen, dann die nachgewiesenen Unterschiede und zum Schluss die offenen Fragen.

6.1. Unbegründete Annahmen

1. Mädchen interessieren sich mehr für andere Menschen als Jungen.
Es gibt keine Beweise für die Annahme, dass sich Mädchen mehr für Menschen interessieren als Jungen. Jungen zeigen das gleiche Interesse an sozialen Stimuli wie Mädchen, beide lernen gleich gut durch Imitation, beide reagieren gleich auf soziale Belohnungen wie z.B. Lob. Soziale Belohnung bewirkt auch bei keinem der Geschlechter auf Dauer bessere Lernleistungen als andere Arten von Verstärkung. Mädchen sind in früher Kindheit nicht stärker auf ihre Pflegepersonen angewiesen als Jungen, und Jungen sind nicht stärker bereit als Mädchen, mit sich allein zu sein. Mädchen halten sich nicht längere Zeit in der Gegenwart von Spielkameraden auf als Jungen. Beide Geschlechter scheinen gleichermassen in der Lage zu sein, emotionale Reaktionen zu deuten und die Bedürfnisse anderer zu verstehen. Wo die Jungen und Mädchen sich in ihrer Soziabilität unterscheiden, betrifft es mehr die Art als die Stärke. Jungen sind sehr stark an Gleichaltrigen orientiert und sie bilden auch grössere Gruppen, Mädchen schliessen sich eher zu Paaren oder kleineren Gruppen von Gleichaltrigen zusammen.

2. Mädchen sind leichter zu beeinflussen als Jungen
In der spontanen Imitation des Verhaltens anderer Menschen zeigen die Geschlechter keine Unterschiede, beide sind auch für suggestible Aeusserungen gleich empfänglich. Wenn Unterschiede auftreten, passen Mäden ihre Meinungen öfter einer Gruppe an, obwohl einige Untersuchungen auch das Gegenteil feststellen. Jungen passen sich an die Werte der Gleichaltrigengruppe an, wenn diese mit ihren eigenen in Konflikt stehen

3. Mädchen haben weniger Selbstwertschätzung als Jungen
Jungen und Mädchen sind sich in der Kindheit in bezug auf Selbstzufriedenheit und Selbstvertrauen sehr ähnlich, nur die Gebiete, in denen das Selbstvertrauen am grössten ist, unterscheiden sich. Bei Mädchen ist es die soziale Kompetenz, in der Selbsteinschätzung der Jungen dagegen kommen hüufiger die Begriffe stark, mächtig, beherrschend, kräftig vor. Jungen wie Mädchen glauben während ihrer Schulzeit, ihr Schicksal selbst bestimmen zu können, während dies in der Universitätszeit die Männer häufiger angeben, die sich auch für fähiger für bestimmte Aufgaben halten, die mit dem Studium verbunden sind, während bei Frauen in diesem Stadium die Selbsteinschätzung hinsichtlich dieser Aufgaben weniger optimistisch ist. Dies heisst jedoch nicht, dass die Frauen in diesem Alter weniger Selbstrespekt haben als die Männer.

4. Mädchen haben weniger Leistungsmotivation
Wenn Mädchen aufgefordert werden, zu einem mehrdeutigen Bild eine Geschichte zu erzählen, produzieren sie mehr leistungsbezogene Begriffe und Metaphern als Jungen, aber dies nur, solange die Aufgabe nicht die Natur einer Wettbewerbssituation oder einer sozialen Vergleichssituation erhält. Unter solchen Bedingungen produzieren Jungen ebensoviele leistungsbezogene Begriffe. Daraus wird geschlossen, dass bei Jungen ein Appell an Ehrgeiz und Wettbewerbsgefühl stärker leistungsbezogenes Verhalten provoziert, aber nicht, dass sie generell leistungsmotivierter sind.

5. Jungen sind 'analytischer' als Mädchen
Kognitive Tests, die analytische Fähigkeiten testen, erbrachten keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Bei Jungen und Mädchen kommt es gleich häufig vor, dass sie auf Aspekte einer Situation reagieren, die sich aus dem Zusammenhang zwar ergeben aber für die gestellte Aufgabe irrelevant sind. Allerdings sind Jungen in solchen Porblemstellunge überlegen, die ein visuelles Unterschiedungsvermögen verlangen. Dieser Befund wird aber eher in Verbindung mit dem räumlichen Orientierungsvermögen gesehen, worin Jungen den Mädchen überlegen sind. Das heisst aber nicht, dass sie generell auf analytischem Gebiet

den Mädchen überlegen sind.

6. Bei Mädchen wirkt sich die Vererbung, bei Jungen die Umwelt stärker aus.
Eineiige männliche Zwillinge sind laut den Untersuchungen identischer in ihren intellektuellen Fähigkeiten als eineiige weibliche Zwillinge. Beide aber ähneln ihren Eltern in dieser Beziehung im selben Masse. Umwelteinflüsse greifen Jungen vor und nach der Geburt leichter an als Mädchen, aber das heisst nicht, dass Umweltfaktoren generell eine stärkere Wirkung auf Jungen haben.
Lernfortschritte machen Jungen wie Mädchen mit der gleichen Leichtigkeit in einer Vielfalt von Situationen. Wenn man unterstellt, dass man von der Umwelt hauptsächlich durch Lernvorgänge beeinflusst wird, dann sind beide Geschlechter in bezug auf den Einfluss von Umweltfaktoren gleich.

7. Mädchen haben ein stärkeres auditives, Jungen ein stärkeres visuelles Vermögen.
Männliche und weibliche Babys scheinen nicht unterschiedlich auf optische und akustische Reize zu reagieren. In den meisten Lebensaltern sind Jungen und Mädchen gleich gut in der Lage, sprachliche Laute voneinander zu unterscheiden. Beim Gedächtnisvermögen für einmal gehörte Laute gibt es keine Unterschiede. Visuelle Reize besitzen für beide Geschlechter die gleiche Anziehungskraft. Es gibt keine Unterschiede in der Zuwendungszeit, auch nicht in der Fähigkeit, Gegenstände voneinander zu unterscheiden, Formen zu bestimmen, Distanzen zu schätzen, wie auch nicht in vielen anderen Aspekten der visuellen Wahrnehmung.

8. Mädchen schneiden besser beim Auswendiglernen und bei der Ausführung einfacher, mechanischer Aufgaben ab. Jungen sind bei anspruchsvolleren Aufgaben überlegen, die das Verlassen alter Denkgewohnheiten erfordern.
Unterschiede im Lernen verschieden strukturierten Lernmaterials können nicht nachgewiesen werden. Das ergaben Untersuchungen über automatische Prozesse bei einfachen Reiz-Reaktionsver-

bindungen, über Auswendiglernen und Assoziationsübungen, über Aufgaben, bei denen die Versuchspersonen wohl Einzelheiten einer Aufgabe unterscheiden, aber unwichtige Hinweise übersehen mussten, um eine Lösung finden zu können. Während der Vorschuljahre sind Jungen impulsiver als Mädchen, aber später sind sie gleichermassen in der Lage, unangemessene Reaktionen zu unterdrükken und auf Belohnung zu warten.

6,2. Unterschiede

Im folgenden Abschnitt wird dargestellt, welche Unterschiede zwischen den Geschlechtern nach der Studie von Maccoby u. Jacklin bestehen sollen.

1. Männliche Personen sind aggressiver als weibliche. Geschlechtsunterschiede in bezug auf Aggressivität sind in allen Kulturen festgestellt worden, in denen aggressives Verhalten beobachtet worden ist. Dies gilt für alle Arten aggressiven Verhaltens: offene körperliche Gewalttätigkeiten, rituelle Kämpfe, physische Angriffe, sprachliche Auseinandersetzungen und für aggressive Phantasien. Diese Unterschiede manifestieren sich mit dem Beginn des gemeinsamen Spiels im Alter von zweieinhalb Jahren. Von einem frühen Alter ab sind männliche Wesen, nicht weibliche, das Hauptziel der männlichen Aggression. Wenn auch beide Geschlechter mit fortschreitendem Lebensalter weniger aggressiv werden, so bleiben doch die Jungen bis hin ins Universitätsalter aggressiver als die Mädchen. Für spätere Lebensalter gibt es wenig wissenschafliche Information.

2, Jungen sind Mädchen in mathematischen Fähigkeiten überlegen. Beim ersten Erwerb quantitativer Begriffe und beim Erlernen arithmetischer Begriffe in den ersten acht Schuljahren sind sich Jungen und Mädchen ähnlich. Vom 12. bis 13. Lebensjahr an überflügeln Jungen die Mädchen in den mathematischen Fähigkeiten. Es ist noch nicht genügend abgeklärt, ob dies aufgrund einer intensivierten Schulung der Jungen geschieht, ob bei diesen mathematischen Problemen den Jungen ihr besseres Orientierungsvermögen im Raum zugute kommt oder ob andere

Faktoren dabei eine Rolle spielen, Da bei der Lösung mathematischer Probleme immer auch sprachliche Fähigkeiten beteiligt sein müssen, wird es erforderlich sein, diese Unterschiede eingehender zu erforschen.

3. Jungen übertreffen Mädchen bei visuell-räumlichen Fähigkeiten.
Im Jugend- und Erwachsenenalter besitzen Jungen mehr als Mädchen die Fähigkeit, visuelle Objekte in ihrer räumlichen Ausdehnung und in ihrer Beziehung zu einem äusseren Bezugsrahmen zu erfassen. Dabei können sie auch aus der momentanen Perspektive nicht sichtbare Aspekte besser nachvollziehen. Männliche Ueberlegenheit bei visuell-räumlichen Aufgaben ist bei Kindern nicht festgestellt worden, sie zeigt sich aber durchweg im Jugend- und Erwachsenenalter und sie nimmt während der Oberschulzeit zu.

4. Mädchen haben ein grösseres Sprachvermögen als Jungen.
Hier zeigt sich während der Vorschul- und frühen Schulzeit ein ähnliches Bild wie bei der Entwicklung mathematischer Fähigkeiten. Es gibt keine Unterschiede, wobei allerdings der Verdacht auf eine schnellere Reifung sprachlicher Fähigkeiten bei Mädchen im frühen Lebensalter besteht. Vom 11. Lebensalter an übertreffen Mädchen die Jungen sowohl bei anspruchsvollen als auch bei einfachen Aufgaben. Mädchen erzielen bessere Resultate bei Aufgaben, die Sprachverständnis und Ausdruckvermögen beinhalten, sowie beim Bilden von Analogien, kreativem Schreiben,oder dem Verständnis schwierigen schriftlichen Materials.

6.3. Offene Fragen

Abschliessend sollen kurz die Fragen aufgelistet werden, die nach Maccoby u. Jacklin weiterhin offen bleiben:
- Gibt es Unterschiede in bezug auf taktile Empfindsamkeit?
- Gibt es Unterschiede in bezug auf Furcht, Schüchternheit und Aengstlichkeit?
- Ist ein Geschlecht aktiver als das andere?

- Ist ein Geschlecht mehr wettbewerbsorientiert als das andere?
- Ist ein Geschlecht dominierender als das andere?
- Ist ein Geschlecht nachgiebiger als das andere?
- Ist Fürsorge und 'mütterliches' Verhalten typisch für eines der Geschlechter?
- Sind Frauen passiver als Männer?

6.4. Diskussion

Die Zusammenstellung von Maccoby u. Jacklin hat ergeben, dass die Forschung zwischen den Geschlechtern einige Unterschiede nennt und zwar eine männliche Ueberlegenheit in mathematischen Fähigkeiten, einen höheren männlichen Aggressionspegel, Ueberlegenheit der Jungen bei visuell-räumlichen Fähigkeiten. Weibliche Ueberlegenheit ist vorzufinden beim grösseren Sprachvermögen. Abgesehen von der höheren männlichen Aggressionsbereitschaft treten die unterschiedlichen Fähigkeit auffallenderweise erst in dem Zeitraum ab dem 11. Lebensjahr auf, so dass sich der Gedanke aufdrängt, dass hier Erziehungsfaktoren eine dominante Rolle spielen. Es fragt sich, ob hier auch ein Phänomen wirkt, dass Horner mit 'weiblicher Erfolgsangst' bezeichnet hat.(Horner 1971) Nach Horner besteht eine grundsätzliche Unvereinbarkeit von Weiblichkeit und erfolgreicher Leistung. Diese Unvereinbarkeit wirkt sich gerade in den Bereichen als leistungshemmend aus, in denen bei Männern die Leistungsmotivation besonders stimuliert wird. Die Konvention geschlechtsangemessenen Verhaltens verlangt vom Mädchen, sich von den durch die Männer dominierten Lebensbereiche zurückzuziehen, z.B. von den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern. Eine Frau, die hier in ein Konkurrenzverhältnis zum Mann tritt, riskiert damit, nicht mehr als wirkliche Frau akzeptiert zu sein. Dies ist eine Hypothese, die noch genauerer Ueberprüfung bedarf.
Nach Maccoby u.Jacklin ist für die unterschiedliche Aggressivität neben den vielen verschiedenen sozialen Faktoren eine biologische Basis wahrscheinlich. Nach Schenk (Schenk 1979) müssen drei Bedingungen erfüllt sein, um von einer angeborenen Grundlage von Dispositionen zu sprechen:

1. Sie müssen universal, d.h. in allen Gesellschaften zu finden sein.
2. Sie müssen phylogenetische Kontinuität besitzen, d.h., zumindest auch bei den Primaten vorhanden sein, die mit dem Menschen am nächsten verwandt sind.
3. Sie muss eine physiologische Basis haben.

Interkulturelle Untersuchungen scheinen zu bestätigen, dass männliche Wesen ein höheres Mass an Aggressivität aufweisen. Dagegen stehen die Untersuchungen von Mead und Leakey. (Mead 197o, Leakey 198o) Bei den dem Menschen am nächsten stehenden Primaten scheint die Aggressivität ebenfalls stärker bei den männlichen Individuen ausgeprägt zu sein als bei den weiblichen, allerdings ergibt sich hier die Schwierigkeit, aggressives Verhalten als solches zu definieren und zu identifizieren. Wenn Aggressivität definiert wird als Verhalten, dass bewusst auf die Schädigung des Artgenossen bzw. anderer Lebenwesen oder Objekte abzielt, kann man bei Tieren nicht von Aggressivität sprechen, sondern von Verhaltensweisen, die am geeignetsten sind, eine Beutetier zu erlegen, ein Revier zu verteidigen oder ein Weibchen zu erobern. Was in diesen Situationen zum Ausdruck kommt, ist nicht Aggressivität, sondern situationsgebundenes Verhalten.

Als physiologische Basis für die höhere Aggressionsbereitschaft des Mannes wird das Geschlechtshormon Testosteron angeführt. Dies ist in der Forschung bis heute jedoch umstritten. Untersuchungen (Vgl.z.B. Persky 1973, Kreuz u. Rose 1972, Meyer-Bahlburg 1972, Brodie 1973) kommen in bezug auf den Zusammenhang von Aggression und Feindseligkeit zur Testosteronproduktion beim Mann zu entgegengesetzten Ergebnissen, so dass Murken zu dem Ergebnis kommt, dass "ein bestimmtes morphologisches Substrat für einen Aggressionstrieb, speziell für dessen übersteigerte Form,(...)die Endokrinologie bisher nicht beibringen (konnte)." Murken 1973, S. 153)

7. Der Geschlechtsrollenerwerb als sozialer Lernprozess

Die meisten Sozialwissenschaftler, die sich mit geschlechtsspezifischem Verhalten befassen, nehmen an, dass Geschlechtsrollen, wie andere Verhaltensaspekte auch, aufgrund der verschiedenen Mechanismen des sozialen Lernens erworben werden.
Nicht das biologische Geschlecht als solche, sondern der Rollenzuschreibungsakt durch die Gesellschaft legt die Grundlagen der Geschlechtsidentität. Wie kommt die zunehmende Geschlechtsrollentypisierung des Verhaltens zustande?
Es existieren drei grössere Erklärungsansätze, die die Geschlechtstypisierung als einen Prozess sozialen Lernens auffassen.
Der erste Ansatz sieht geschlechtsspezifisches Verhalten als Ergebnis von Identifikation und Imitation von gleichgeschlechtlichen Modellen, in erster Linie den Eltern. Der zweite Ansatz stellt die differentielle Sozialisation durch die Eltern in den Mittelpunkt: indem Jungen für 'jungenhaftes' Verhalten belohnt und für 'mädchenhaftes' Verhalten bestraft werden, erlernen sie ihre männliche Geschlechtsrolle. Der dritte Ansatz legt das Schwergewicht auf die kognitive Strukurierung der Erfahrungswelt durch das Kind selbst; das Kind entwickelt zunächst eine Geschlechtsidentität und reichert seine Vorstellung davon dann mit kulturellen Geschlechtsrollenstandards an.

7,1, Imitation und Identifikation

Die Vorstellung, dass das Imitationslernen beim Erwerb geschlechtsspezifischen Verhaltens eine grosse Rolle spielt, ist unmittelbar einsichtig. Dem Kind stehen in der Gestalt von Mutter und Vater meist gleich- und gegengeschlechtliche Modelle zur Verfügung, die sich 'männlich' und 'weiblich' verhalten. Ausserdem gibt es eine Vielzahl von Modellen ausserhalb der Familie, von denen es sehr früh weiss, dass es sich um Männer oder Frauen handelt.
Es stellt sich die Frage, welche Modelle bevorzugt nachgeahmt werden oder welche Verhaltensweisen besonders zur Nachahmung provozieren. Was bewirkt, dass Knaben 'jungenhaftes' und Mädchen

'mädchenhaftes' oder 'weibliches' Verhalten imitieren?
In der Theorie des Sozialen Lernens gibt es eine Reihe von Identifikations- bzw. Imitationshypothesen, die das Phänomen selektiver Nachahmung zu erklären versuchen. Einige der Hypothesen lehnen sich an die psychoanlytische Theorie an, indem sie das Konzept der defensiven und der anaklitischen Identifikation übernehmen. Die defensive Identifikaiton, auch als Identifikation mit dem Aggressor bezeichnet, geht davon aus, dass das Verhalten besonders gefürchteter Personen aus Angst vor ihnen nachgeahmt wird. Indem man der gefürchteten Person ähnlich wird, schützt man sich vor ihr. Diese Form der Identifikation liegt nach dem Ansatz Freuds in der Beziehung des Knabens zum Vater vor.
Auch das Konzept der anaklitischen Identifikation wurde aus der Psychoanalyse übernommen, in der es die Identifikation des Kleinkindes mit der Mutter vor der phallischen Phase bezeichnet. Diese Form der Identifikation ensteht aus der warmen, liebevollen Bindung zwischen dem Modell und dem Nachahmenden. Die Abhängigkeit des Kindes von der Liebe der Mutter bewirkt seinen Wunsch, der Mutter ähnlich, mit ihr eins zu sein.
Dem Konzept der anaklitischen Identifikation nah verwandt ist Mowrers Hypothese von der entwicklungsbedingten Identifikation. (Mowrer 196o) Mowrer vermutet, dass die Abhängigkeit des Kindes von der erwachsenen Bezugsperson dazu führt, dass deren Verhaltensweisen und Eigenschaften für das Kind einen sekundären Belohnungswert erhalten. Das Kind versucht, durch Nachahmung mütterlicher Verhaltensweisen die Mutter für sich zu reproduzieren, damit sie immer gegenwärtig ist.
Die Abhängigkeits-Frustrations-Hypothese (Sears 1957) geht davon aus, dass geliebte Personen, zu denen eine Abhängigkeit aufgebaut wurde, in dem Augenblick nachgeahmt werden, in dem sie sich entziehen. Das Kind fängt demnach an, die Mutter nachzuahmen, wenn diese sich aus der anfangs sehr engen Mutter-Kind Beziehung zurückzuziehen beginnt.
Nach der Machthypothese von Maccoby (Maccoby 1959) ist die Kontrolle, die ein Modell über für ein Kind wichtige Ressourcen hat, der entscheidende Faktor für die Nachahmung. Mächtig erlebte Modelle werden danach häufiger nachgeahmt als weniger

mächtige Modelle.
Die Statusneidhypothese von Whiting (Whiting 1960) nimmt an, dass Kinder vor allem Modelle nachahmen, die besonders viel Belohnungen erhalten. Das Motiv für die Identifikation bzw. die Imitation ist der Neid auf den Status der Person, die von dem mächtigen Modell Zuwendung und andere Belohnungen erhält. Die Aehnlichkeitshypothese geht davon aus, dass man besonders häufig Personen nachahmt, die man als der eigenen Person ähnlich empfindet, und zwar im Hinblick auf für die Selbstwahrnehmung relevante Dimensionen.
Diese Hypothesen lassen sich fast alle mit kulturüblichen Familienkonstellationen in Zusammenhang bringen. Alle Varianten der anaklitischen Identifikationshypothese gehen vom Muster der Mutter-Kind Beziehung aus, wobei die Mutter als die Wärme und Zuneigung vermittelnde Bezugsperson angesehen wird. In der defensiven Identifikationshypothese und der Machthypothese wird die typische Vater-Kind Beziehung abgebildet. In der Statusneidhypothese spiegelt sich das Trio Vater-Mutter-Kind, wobei der Vater als der mächtige und belohnende, die Mutter als der vom Vater besonders hochgeschätzte und häufig belohnte Partner, das Kind schliesslich als der mit der Mutter in Konkurrenz stehende Dritte gesehen werden kann. Die Aehnlichkeitshypothese setzt voraus, dass das Kind vorher ein Bewusstsein seiner eigenen Geschlechtsidentität entwickelt hat.
Die oben aufgeführten Hypothesen sind nach Schenk (Schenk 1979) mehr oder weniger gut empirisch belegt. Es bleiben aber einige Fragen offen, z.B bezüglich des Geltungsbereichs der Zuwendungs- und der Machthypothese. Wenn die Variante der anaklitischen Identifikation gilt, dann müssen alle Kinder, Jungen wie Mädchen, die Mütter häufiger nachahmen als den Vater. Soll dagegen die Machthypothese gelten, dann müssten Kinder beiderlei Geschlechts besonders häufig den Vater nachahmen, der noch immer in der Mehrzahl der Familien von Kindern als mächtiger erlebt wird als die Mutter.
Wenn Jungen 'männliches' Verhalten durch Nachahmung väterlicher Verhaltensweisen und Töchter 'weibliches' Verhalten durch Nachahmung mütterlichen Verhaltenserwerben würden, dann müsste sich dies in einer relativ grossen Aehnlichkeit zwischen Eltern

und gleichgeschlechtlichen Kindern niederschlagen. Für eine solche generelle Aehnlichkeit zwischen Eltern und gleichgeschlechtlichen Kindern gibt es aber keine empirische Evidenz.

7.2. Theorien des sozialen Lernens

Theorien des Sozialen Lernens sind die bekanntesten, die traditionellsten und die am meisten akzeptierten zur Erklärung geschlechtstypischen Verhaltens.(Vgl. Allemann-Tschopp 1979, S. 153)
Zur Anwendung kommen Lernprinzipien der Bekräftigung, Diskrimination, Generalisation, auch Imitationslernen, latentes Lernen und stellvertretende Bekräftigung.
Unter Bekräftigung wird der Vorgang verstanden, bei dem ein erwünschtes Verhalten belohnt wird, bis sie in dem Verhaltensrepertoire des Individuums erscheint. Wenn also ein Mädchen sich besonders schmückt, müsste es dafür belohnt werden, da attraktiv sein als für Frauen adäquat angesehen wird; Jungen müssten für das gleiche Verhalten bestraft werden. Für Fussballspielen und Bäumeklettern würde das umgekehrte gelten, da hier die Rollenerwartung vom Knaben die entsprechende Handlung verlangt.
Die Diskrimination beinhaltet eine besondere Unterscheidungsleistung zwischen zwei ähnlichen Situationen. Eine Junge lernt etwa aus den Reaktionen der Erwachsenen, dass Spielen mit Stofftieren als angemessen belohnt wird, aber Spielen mit Puppen als mädchenhaft für Jungen abgelehnt und eher getadelt wird.
Unter Generalisation wird die Uebertragung des gelernten Verhaltens von einer Situation auf eine andere verstanden. Wird etwa ein Junge dafür gelobt, dass er sich durch aggressives Verhalten erfolgreich für sein Spielzeug gewehrt hat, wird er sich auch in einer Situation, in der er tätlich von anderen Jungen angegriffen wird, zur Wehr setzen. Er lernt, sich in verschiedenen Situationen durchzusetzen.
Der Ausdruck latentes Lernen bezeichnet einen Prozess, bei dem durch Beobachtung des Verhaltens anderer ein bestimmtes Verhalten gelernt, aber nicht unmittelbat ausgeführt wird. So

kann z.B ein Mädchen bei Abwesenheit seiner Mutter viele Aspekte der Mutterrolle übernehmen, auch wenn es die entsprechenden Tätigkeiten vorher nie ausgeübt hat.
Stellvertretende Bekräftigung ist eine Form des Lernens, bei der nur beobachtet wird, wie andere für ein bestimmtes Verhalten belohnt oder bestraft werden. Allein das Beobachten führt zur Unterscheidung der in Frage stehenden Verhaltensweisen und zur korrekten Nachahmung zu einem späteren Zeitpunkt in einer ähnlichen Situation.
Die Theorien des Sozialen Lernens nehmen an, dass geschlechtstypisches Verhalten auf die beschriebene Weise erworben wird
Es existiert heute eine Fülle von empirischen Befunden zur Frage der Unterschiedlichkeit in der Behandlung von Jungen und Mädchen. Die Forschung ist bis jetzt übereingekommen, dass in der Behandlung von Jungen und Mädchen Unterschiede gemacht werden. Die Ungleichbehandlung männlicher und weiblicher Individuen durchzieht das ganze Leben. Sie beginnt in der Wiege mit den bekannten Babyfarben hellblau und rosa und setzt sich in der Auswahl geschlechtsspezifischen Spielzeugs und geschlechtsspezifischer Lektüre fort.
Die Frage, wie die Ungleichheit der Behandlung aussieht und auf welche Teilgebiete sie sich bezieht, wird von der Forschung sehr widersprüchlich beantwortet. Schenk und Allemann-Tschopp (Schenk 1979, Allemann-Tschopp 1979) kommen zu dem Ergebnis, dass eine Unterschiedlichkeit in der Behandlung von kleinen Kindern eher schwach ausgebildet ist. Sowohl auf dem Gebiet der Interaktion zwischen Eltern und Kindern, der verbalen Stimulierung, der elterlichen Wärme und Zuwendung und der Erziehung zur Selbständigkeit seien die Ergebnisse uneindeutig. Unterschiede wurden beobachtet bei der Förderung geschlechtsrollenadäquater Interessen und Aktivitäten, bei der Bestrafung und bei der Förderung der Leistungsmotivation. Scheu dagegen (Scheu 1977) dagegen referiert eine Fülle von Untersuchungen, aus denen hervorgeht, dass vom ersten Lebenstag an eine ungleiche Behandlung der Geschlechter stattfindet. Bereits auf dem Gebiet der taktilen Stimulation, im kinästhetischen Bereich, in der Motorik und beim Stillen wird der Knabe bevorzugt. Auf Seiten der kleinen Jungen werde von Anfang an eine relative

Autonomie gewährt und gefördert. Beim kleinen Mädchen hingegen wird die Autonomie gebrochen und Anpassung und Unterordnung unter einen fremden Willen gefordert.Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch Belotti.(Belotti 1975)
Die Uneinheitlichkeit der Ergebnisse hängen zum einen sicher mit dem persönlichen Standpunkt und dem Erkenntnisinteresse des Forschers zusammen. Zum anderen muss angenommen werden, dass das Instrumentarium der empirischen psychologischen Forschung nicht entwickelt genug ist, um alle Prozesse, die zwischen Eltern und Kind ablaufen, erfassen zu können.
So schreibt auch Schenk:"Natürlich ist es möglich, dass die bisher vorliegenden Untersuchungen viele Aspekte einer subtilen Ungleichbehandlung von Jungen und Mädchen, die im experimentellen Kontext nur schwer aufzudecken sind, gar nicht erfasst haben."(Schenk 1979, S. 91) Es scheint so zu sein, dass die Entstehung der männlichen und weiblichen Rolle und der Geschlechtsidentität ein sehr komplexer psychischer Vorgang ist, der mit dem Instrumentarium der Theorien des Sozialen Lernens nicht umfassend erklärt werden kann.

7.3. Kognitive Theorie

Kohlberg (Kohlberg 1966) stellt in Anlehnung an Piagets Theorie der geistigen Entwicklung einen Erklärungsansatz vor, der auf der Fähigkeit des Menschen basiert, Wissen über seine physikalische und soziale Umwelt zu erwerben. Kognitive Fähigkeiten bilden nach diesem Ansatz die Voraussetzung für den Erwerb von Wissen über die Geschlechter, ihren Aktivitäten und spezifischen Verhaltensweisen. Imitation und andere soziale Lernmechanismen sind für ihn wichtige Elemente, Grundlage des Geschlechtsrollenlernens ist aber die Tatsache, dass das Kind ein Konzept der eigenen Geschlechtsidentität entwickelt. Erst wenn dieses Konzept aufgebaut ist, kann z.B die Imitation einzelner Verhaltensweisen stattfinden. Im einzelnen vollzieht sich dieser kognitive Reifungsprozess in verschiedenen Schritten. Die Kinder beginnen nach dem zweiten Lebensjahr, sich selbst als Junge oder Mädchen wahrzunehmen; mit etwa fünf Jahren hat sich die Identität stabilisiert. Nach Piaget bildet das

Kind im Alter zwischen drei bis sieben Jahren seinen Invarianzbegriff und lernt, Konstanzphänomene zu verstehen. Das Geschlecht, die Kategorien 'weiblich' und 'männlich' gehören nach Kohlberg zu solchen grundlegenden Konzepten. Sie werden vom Kind relativ früh gebildet, da sie für die Strukturierung seiner Erfahrungswelt grosse Bedeutung haben. Sie sind universal, d.h. sie gelten in allen Kulturen, sie sind sehr rigide und inhaltlich überall ähnlich. Männlichkeit werde danach überall mit Dominanz, Ueberlegenheit, Aggressivität und Kraft assoziiert. Wenn das Kind seine Geschlechtsidentität entwickelt hat, erfolgt sofort eine positive Bewertung des eigenen Geschlechts. Es werden also nicht bestimmte Verhaltensweisen gezeigt, weil die Umwelt belohnend reagiert, sondern das Kind empfindet bestimmte Verhaltensweisen als belohnend, weil sie zu seinem Geschlecht, also zu ihm gehören. Das Kind sozialisiert sich also auf eine Art selbst.
Die Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil erfolgt nach Kohlberg erst, nachdem die Geschlechtsidentität bereits fest etabliert worden ist, sobald das Kind z.B. die Gültigkeit der Kategorie männlich auch auf den Vater übertragen kann.
Da das Geschlechtsrollenlernen Teil des kognitiven Reifungsprozesses sei, müsse nach Kohlberg die Fähigkeit zur Bildung des Geschlechtskonzeptes direkt mit der Intelligenzentwicklung zusammenhaängen, d.h. je grösser die Intelligenz des Kindes, desto ausgeprägter zeige sich bereits in frühem Alter geschlechtsadäquates Verhalten.
Der Ansatz von Kohlberg lässt viele Fragen offen. Als gesichert kann die frühe Selbstkategorisierung gelten. Nach Money u. Ehrhardt (Money, Ehrhardt 1975) kann ein Kind nach seinem zweiten Lebensjahr nicht mehr ohne Schaden entgegen seiner Geschlechtsidentität erzogen werden. Lehr vertritt den Standpunkt, dass die Theorie von Kohlberg zu wenig Spielraum für individuelle Differenzen lasse.(Vgl. Lehr, 1972) Sie vertritt den Standpunkt, dass bei Jungen und Mädchen im gleichen Alter, bei gleicher Intelligenz bzw. gleicher kognitiver Entwicklung grosse Unterschiede bezüglich geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen auftreten können. (Vgl. Lehr 1975, S. 919) Weiterhin widerspricht es der Kohlberg'schen Theorie, dass Kinder

niederer sozialen Schichten klarere und frühere Differenzierungen aufweisen als Kinder höherer Schichten. (vgl. Trautner 1973)

7.4. Kritik

Die Darstellung der drei Erklärungsmodelle für die Entstehung der Geschlechtsrollen hat einige wichtige Fragen offengelassen. Nach der Zuwendungshypothese müssten Knaben und Mädchen gleichermassen mit der Mutter identifiziert sein, nach der Machthypothese wäre der Vater für beide Geschlechter primäre Identifikationsvorlage. Ausserdem impliziert die Nachahmungshypothese die Notwendigkeit einer relativ grossen Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter und Vater und Sohn. Für diese generelle Aehnlichkeit kann der Nachweis nicht erbracht werden. Die Darstellungen zu den verschiedenen Mechanismen des Sozialen Lernens haben ergeben, dass die Entstehung der männlichen und weiblichen Rolle offenbar ein sehr komplexer psychischer Vorgang ist, der mit dem Instrumentarium des Sozialen Lernens nicht umfassend genug erforscht werden kann. Auch der Kognitive Ansatz lässt verschiedene Fragen offen.
Allemann-Tschopp meint, dass eine wirklich sachgerechte Theorie für die Entstehung geschlechtstypischen Verhaltens Aspekte aller drei Theorien integrieren und zusätzlich Faktoren aufnehmen muss, die individuelle Differenzen und Altersschwankungen erklären können. (Allemann-Tschopp 1979, S. 166)
Es soll im dritten Teil der Arbeit untersucht werden, in welchem Masse die tiefenpsychologischen Erklärungsmodelle zur Klärung der offenen Fragen verwendet werden können.

8. Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse

8.1. Die Entstehung der männlichen Position

Die These eines ursprünglichen Matriarchats als notwendige Entwicklungsstufe der Menschheit kann nicht aufrechterhalten werden. Die Benachteiligung und Minderbewertung der Frau ist ein Phänomen, das unabhängig von der Entstehung des Privateigen-

tums einzustufen ist. Sie hat in stärkerer oder schwächerer Form in allen Entwicklungsstufen der Menschheit existiert. Die soziale Situation der Frau ist da am besten, wo sie in kollektiven Gruppen arbeitet, die über die häusliche Einheit hinausgehen, wo wenig oder keine sexuellen Beschränkungen bestehen und wo eine bestimmte Form von Landwirtschaft, der Garten- und Hackbau ohne Pflug, vorherrscht.
Macht im Sinne einer Gynaikokratie hat es mit grosser Wahrscheinlichkeit nicht gegeben. Es haben Gesellschaften existiert, die nicht patriarchalisch waren; aber wo immer Macht ausgeübt wurde, waren es die Männer, die diese Machtposition innehatten. Nachdem die Entstehung von Privateigentum und die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung einer ungerechten Gesellschaftsformation als Erklärung für die Unterdrückung der Frau nicht aufrecht erhalten werden kann, stellt sich die Frage wieder neu, wie diese tedenziell schlechtere soziale Situation interpretiert werden kann.

8.2. Ethnologie

Die Ethnologie erachtet Geschlechtsunterschiede als Folgeerscheinungen von sozialen und kulturellen Institutionen. Stets hat es eine Arbeitsteilung gegeben, die durch Geburt und Aufzucht der Kinder bedingt ist (Neotonie). Nach dem oben dargestellten World Ethnographic Sample sind männliche Tätigkeiten eher anstrengender, verlangen häufigere Kooperation und grosse Mobilität, während weibliche Tätigkeiten physisch leichter sind, häufiger individuell durchgeführt werden und weniger Mobilität erfordern. Die Rollenverteilung von Mann und Frau ist sehr weit gefächert, aber nicht absolut beliebig. Gewisse ökoenergetische Grundbedingungen (Ueberleben des Einzelnen und der Gruppe) erfordern eine Arbeitsteilung, wie sie in dem World Ethnographic Sample dargestellt wurde.

8.3. Soziologie

Untersuchungen in Italien, Frankreich, Polen, der DDR und der BRD zeigen, dass der Mann immer noch die Rolle des Hauptver-

dieners innehat. Die Berufstätigkeit der Frau wird bejaht, aber stark im Sinne eines Zuverdienens. Haushalt und Kinder werden als Domäne der Frau angesehen, wenn auch unterschiedlich ausgeprägt in West und Ost.

Die Untersuchung von Pross über die Selbstbilder von Männern und ihr Bild von der Frau hat ergeben, dass von einer Gleichberechtigung in der BRD nicht gesprochen werden kann und dass auch keine Aussicht besteht, sie in absehbarer Zukunft zu erreichen. Der Glaube an eine grundsätzliche männliche Ueberlegenheit wird aufrecht erhalten, obwohl die Männer sie nicht stichhaltig begründen können. Nur wenige Männer sind bereit, die Unzufriedenheit der Frau mit der bestehenden Rollenverteilung und ihren Wunsch nach einer gleichberechtigten Berufstätigkeit zu akzeptieren. Die Meinung, dass die Frauen sich in einer glücklichen Situation befänden und keinen Grund hätten, auf Veränderungen zu drängen, ist bei den Männern weit verbreitet.

Wie oben auf Seite 4o ausgeführt, sind es im wesentlichen sechs Gründe, die den Mann an der traditionellen Rolle festhalten lassen. Die Argumente ergeben sich aus den Aussagen der Männer und sind an sich richtig. Unseres Erachtens bleibt aber die entscheidende Frage offen. Die Begründungen laufen darauf hinaus, dass die Position der Männer in der Familie und im Beruf höher bewertet sind und von daher eine Ueberlegenheit über die Frau garantieren, einer Ueberlegenheit, die mit bestimmten Privilegien verbunden sind. Für Pross genügt das als Erklärung für die Beharrlichkeit der geschlechtsspezifischen Rollenverteilung. Es stellt sich aber die Frage, warum der Mann das Monopol auf die Position mit hoher Geltung will, oder wozu die Gewissheit eigener Ueberlegenheit so wichtig für ihn ist. Der Ansatz von Pross sieht den Menschen primär als Interessenträger und erklärt sein Verhalten aus seiner Interessenlage; weil die Rollenverteilung dem Mann bestimmte Privilegien garantiert, hat er ein Interesse an ihrer Aufrechterhaltung. Die Frage, warum der Mann diese Privilegien braucht, wird aber nicht gestellt. Hier können die tiefenpsychologischen Ansätze fruchtbar angewendet werden.

8.4. Biologie

Die Ergebnisse der Biologie sind nicht eindeutig. Die geschlechtsspezifische fötale Entwicklung wird durch Hormone gesteuert. Es ist noch Gegenstand der Forschung, inwieweit diese hormonale Steuerung Einfluss auf das postfötale geschlechtsspezifische Verhalten hat. Die von Money und Ehrhardt publizierten Untersuchungen zum gestageninduzierten Hermaphroditismus, zur Androgenresistenz und zum androgenitalen Syndrom genügen nicht als Beweis dafür, dass geschlechtsspezifisches Verhalten hormonell mitbestimmt ist.

8.5. Empirische Psychologie

Die Zusammenstellung von Maccoby und Jacklin hat ergeben, dass die bis dahin aufgearbeitete Forschung einige Unterschiede auf der Verhaltensebene und im intellektuellen Bereich nennt. Der Mann hat danach einen höheren Aggressionspegel und ist in mathematischen Fähigkeiten überlegen, weibliche Prävalenz findet sich beim grösseren Sprachvermögen.
Abgesehen von dem höheren Aggressionspegel treten diese unterschiedlichen Fähigkeiten aber erst nach dem 11. Lebensjahr auf, vorher sind beide Geschlechter gleich in den gemessenen Fähigkeiten. Maccoby und Jacklin geben keine Erklärung für dieses späte Auftreten. Es liegt der Gedanke nahe, dass die geschlechtsspezifische Sozialisation für dieses Phänomen verantwortlich gemacht werden muss. Wie die Untersuchungen zur Entstehung der Geschlechtsidentität und des geschlechtsspezifischen Verhaltens zeigen, initiieren die Eltern vom Moment der Geburt an die geschlechtsspezifische Einordnung und zwar unabhängig vom bewussten Wollen der Erziehungspersonen. In diesem Sinne muss vermutlich auch die von der Forschung beobachtete ausgeprägtere Aggressivität der Knaben eingestuft werden. Dieses Problem bedarf noch der genaueren Untersuchung.

8.6. Soziales Lernen und Kognitive Theorie

Die Darstellung der verschiedenen Mechanismen des Sozialen Lernens zeigen, dass die Entstehung der geschlechtsspezifischen Identität ein vielschichtiger psychischer Vorgang ist, der mit dem Instrumentarium des Sozialen Lernens und des kognitiven Ansatzes nicht umfassend transparent gemacht werden kann. Alle beschriebenen Lernvorgänge werden bei der Entstehung der Geschlechtsidentität mitverantwortlich sein. Dennoch bleiben verschiedene Fragen offen, zu deren Klärung tiefenpsychologische Persönlichkeitsmodelle herangezogen werden müssen. Die zentrale Frage bleibt, wie die individuellen Differenzen der Geschlechtsidentität erklärt werden können und was genau bewirkt, dass die verschiedenen Mechanismen des Lernprozesses zum Tragen kommen. Ist das Kind nur Objekt eines durch Bekräftigung, Generalisation, Imitation usw. gekennzeichneten Lernprozesses, oder ist es auch Subjekt, gestaltet es diesen Prozess mit? Der kognitive Ansatz scheint sehr aufschlussreich zu sein, wenn er um die tiefenpsychologische Dimension erweitert wird.

8.7. Zusammenfassung und Fragen

Die in Teil I dargestellten Forschungsergebnisse weisen darauf hin, dass, abgesehen von der anatomischen Ausstattung, zwischen den Geschlechtern kein wesentlicher und wesensmässiger Unterschied zu verzeichnen ist. Bestehende Unterschiede müssen als Ergebnis von sozialen und kulturellen Prozessen angesehen werden.
Folgende Fragen, zu deren Klärung tiefenpsychologische Ansätze herangezogen werden müssen, stehen für die weitere Erarbeitung noch offen:

- Wie kann die überall und zu allen Zeiten zu beobachtende tendenziell schwächere soziale Situation der Frauen erklärt werden?
- Wozu braucht der Mann die Position mit höherer Geltung, warum strebt er nach Ueberlegenheit über die Frau?
- Wie kann die von der Forschung beobachtetet höhere Aggresi-

vität der Knaben erklärt werden?
- Wie kann die individuelle Entwicklung der Geschlechtsidentität erklärt werden?

Es soll im dritten Teil der Arbeit genauer auf diese Fragen eingegangen werden.(s.u. III.2-4)

Teil II

1. Sigmund Freud

Im Gesamtwerk von Sigmund Freud findet sich eine Fülle von Aeusserungen zu der hier interessierenden Fragestellung. Sie alle umfänglich aufzuführen, würde den Rahmen der Arbeit sprengen. Es war von daher notwendig, eine Auswahl zu treffen, die einerseits überschaubar und andererseits so genau wie möglich sein sollte.
Wir meinen, dass Problem dadurch gelöst zu haben, dass wir Freud von verschiedenen Fragestellungen bezüglich des Mannes untersucht haben. Zunächst haben wir nach allgemeinen Definitionen der Männlichkeit und Weiblichkeit gesucht. Anschliessend wurden, entsprechend dem Freud'schen Entwicklungskonzept, zunächst die konstitutionellen Unterschiede und die Geschlechtsspezifität der Libido untersucht, um dann zur Darstellung der Bedeutung des Penis bzw. des Penismangels und -neides zu gelangen. Als ein weiterer zentraler Aspekt der Untersuchung ergab sich die unterschiedliche kulturelle Gewichtung von Mann und Frau, wie sie aus Freuds Werken zu entnehmen ist.

1.1. Das Freudsche Entwicklungsmodel

Bevor wir zur eigentlichen Analyse kommen, soll kurz das Freudsche Entwicklungsmodell dargestellt werden, soweit es für das Verständnis der hier interessierenden Frage von Bedeutung ist.
Nach Freud drückt sich die Entwicklung des Menschen hin zum erwachsenen Mann bzw. zur erwachsenen Frau aus in der Entwicklung der Triebanlage vom polymorph-perversen Ausgangspunkt zum Primat der Genitalität. Er wies darauf hin, dass die drei Körperöffnungen Mund, After und Genitale besonders mit Libido besetzt seien und bemerkte, dass es eine festgelegte Reihenfolge gäbe, in der sich Spannung und Befriedigung durch die Zonen entwickelt. Das erste für das Kind bedeutungsvolle Organ ist der Mund. Für das Neugeborene ist der Mund das umfassende Lustorgan. Durch ihn nimmt es Kontakt mit dem ersten

Objekt, der Mutterbrust, auf. Freud vergleicht das selige Lächeln des gesättigten Säuglings mit dem Ausdruck der sexuellen Befriedigung im späteren Leben.(Vgl. Freud 19o5 a)
Gegen Ende des ersten Lebensjahres beginnt sich der Mittelpunkt des libidinösen Interesses auf die Analzone zu verschieben. Das Zurückhalten bzw. Ausstossen des Darminhaltes wird zur Hauptquelle der erotischen Lust. Freud beschreibt hier, wahrscheinlich ohne dass es seine Absicht war, bereits eine zwischenmenschliche Situation, denn das Kind entdeckt, dass das Zurückhalten und Ausstossen des Kots grosses Interesse bei den Pflegeeltern hervorruft.
Die dritte Stufe der prägenitalen Entwicklung ist die phallische Phase, auf der die Libido den Penis zum Objekt des Interesses hat. Im Alter von etwa drei Jahren wird nach Freud der Penis zum Zentrum der erotischen Lustgefühle, und zwar bei beiden Geschlechtern - beim Mädchen nimmt die Klitoris die Stelle des Penis ein. Freud meinte, dass das Mädchen in diesem Alter nichts von seiner Vagina bemerke und annimmt, es müsse sich zur Lustempfindung an ihren 'Klitoris-Penis' halten. Auf dieser Phase der Libidoentwicklung entwickelt sich beim Mädchen der Penisneid.
Das Interesse am Penis ist zunächst auto-erotisch, doch bald geht dieser Zustand in den eines sexuellen Interesses an den Eltern über und genitale Erregungen werden vorzugsweise mit den bekannten Oedipuswünschen assoziiert.
Freud meinte, die Oedipusperiode komme aus zwei Gründen zu ihrem Abschluss: Das Kind verliert das Interesse an seinen Organen, weil es deren volle Bedeutung noch nicht erfassen kann. Die Kastrationsangst und die Furcht vor den eigenen Todeswünschen gegen den Vater, beide dem Wunsch nach ausschliesslichem Besitz der Mutter entspringend, wenden den Knaben von der Oedipussituation ab. Da das Mädchen keinen Penis zu verlieren hat, besteht bei ihr eine grössere Wahrscheinlichkeit für eine längere Dauer dieser Phase.
Aus diesen beiden Tatsachen,Mangel an Kenntnis und Kastrationsangst, entsteht die Latenzzeit, während der die sexuellen Interessen angeblich schlafen oder stark verringert sind. Mit der Pubertät gehen die beiden Geschlechter getrennte Entwicklungs-

wege. Der Knabe behält sein Penisinteresse und geht so in seiner frühen Entwicklungsrichtung weiter. Für das Mädchen aber tritt in diesem Moment eine Aenderung der Richtung ein, sie soll ja bis dahin ihre Vagina als Lustorgan nicht bemerkt haben. Ihr ganzes Interesse war auf die Klitoris und den Wunsch, knabenhaft zu sein, gerichtet. In der Pubertät muss sie auf ihre weibliche Funktion aufmerksam werden, die Klitoris verlassen und ihre passive Rolle annehmen.
Es ist wichtig zu bemerken, dass Freud hier von einer angeborenen Art der Treibentwicklung ausgeht. Er glaubte, die Libido entwickle sich längs des aufgezeigten Weges, und zwar als biologische Folge der menschlichen Natur.
Die Freudsche Entwicklungsvorstellung wurde hier nur knapp dargestellt. Einzelne Punkte werden im Verlauf der Arbeit genauer herausgearbeitet werden müssen, soweit sie für die Geschlechtsspezifität der Entwicklung von Bedeutung sind.
Es soll hier vorausgeschickt werden, dass die Freudsche Psychologie unausgesprochen eine Psychologie des Mannes ist, dass der Mann das Normale und Vollkommene repräsentiert, wobei die konkrete inhaltliche Füllung des 'Normalen' oft nur durch die Ableitung vom Abweichenden möglich war, vom Unvollkommenen, das Freud zum grossen Teil der Frau zuschob.

1.2. Definition von Männlich und Weiblich

In dem Zusatz, den Freud 1915 zu dem Artikel 'Die Umgestaltungen der Pubertät' aus dem Jahre 1905 machte, schrieb er, dass es unerlässlich sei "sich klarzumachen, dass die Begriffe 'männlich' und 'weiblich', deren Inhalt der gewöhnlichen Meinung nach so unzweideutig erscheint, in der Wissenschaft zu den verworrensten gehören und nach mindestens drei Richtungen zu zerlegen sind. Man braucht männlich und weiblich bald im Sinne von Aktivität und Passivität, bald im biologischen und dann auch im soziologischen Sinne. Die erste dieser drei Bedeutungen ist die wesentliche und die in der Psychologie zumeist verwertbare. Ihr entspricht es, wenn die Libido oben im Text als männlich bezeichnet wird, denn der Trieb ist immer aktiv, auch wo er sich ein passives Ziel gesetzt hat. Die zweite, biologische Bedeu-

tung, von männlich und weiblich ist die, welche die klarste Bestimmung zulässt. Männlich und weiblich sind hier durch die Anwesenheit von Samen, respektive Eizelle und durch die von ihnen ausgehende Funktion charakterisiert. Die Aktivität und ihre Nebenäusserungen, stärkere Muskelentwicklung, Aggression, grössere Intensität der Libido, sind in der Regel mit der biologischen Männlichkeit verlötet, aber nicht notwendigerweise verknüpft, denn es gibt Tiergattungen, bei denen diese Eigenschaften vielmehr dem Weibchen zugeteilt sind. Die dritte, soziologische Bedeutung erhält ihren Inhalt durch die Beobachtung der wirklich existierenden männlichen und weiblichen Individuen. Diese ergibt für den Menschen, dass weder im psychologischen noch im biologischen Sinn eine reine Männlichkeit oder Weiblichkeit gefunden wird. Jede Einzelperson weist vielmehr eine Vermengung ihres biologischen Geschlechtscharakters mit biologischen Zügen des anderen Geschlechts und eine Vereinigung von Aktivität und Passivität auf, sowohl insofern diese psychischen Charakterzüge von den biologischen abhängen als auch insoweit sie unabhängig sind."(Freud 19o5, S. 123)
Freud fächert also die Begriffe männlich und weiblich nach drei Seiten hin auf. Zum einen gebraucht er sie im Sinne von aktiv gleich männlich und passiv gleich weiblich, wobei es wichtig ist, im Auge zu behalten, dass er damit lediglich die Libido charakterisiert und nicht die Männlichkeit oder Weiblichkeit schlechthin. Die Libido ist immer aktiv und damit als männlich definiert. Sowohl im Knaben wie im Mädchen drängt die Libido zur Befriedigung und bis zu einem gewissen Entwicklungsstand, nämlich der Pubertät, ist die Aktivität nicht mit der Männlichkeit gleichzusetzen, ebenso wenig die Weiblichkeit mit Passivität.
In 'Triebe und Triebschicksale' schreibt Freud:"Das Ich verhält sich passiv gegen die Aussenwelt, insoweit es Reize von ihr empfängt, aktiv, wenn es auf dieselben reagiert. Zu ganz besonderer Aktivität gegen die Aussenwelt wird es durch seine Triebe gezwungen, so dass man unter Hervorhebung des Wesentlichen sagen könnte: Das Ich-Subjekt sei passiv gegen die äusseren Reize, aktiv durch seine eigenen Triebe. Der Gegensatz Aktiv-Passiv verschmilzt späterhin mit dem von Männlich-Weiblich, der, ehe dies geschehen ist, keine psychologische Bedeu-

tung hat, die Verlötung der Aktivität mit der Männlichkeit, der Passivität mit der Weiblichkeit tritt uns nämlich als biologische Tatsache entgegen, sie ist aber keineswegs so regelmässig durchgreifend und ausschliesslich, wie wir erst anzunehmen geneigt sind."(Freud 1915, S. 96)
Aktivität und Passivität bezeichnen also zunächst lediglich ein durch den Trieb bedingtes Verhalten zur Aussenwelt und haben bis zur Pubertät, wo sie - bei gelungener Libidoentwicklung - in der Regel mit der Männlichkeit und Weiblichkeit verschmelzen, keine psychologische Bedeutung.
Der zweite Aspekt des Begriffspaars Männlich - Weiblich wird von Freud durch die biologische Grundlage der Anwesenheit von Samen- bzw. Eizelle und durch die von ihnen ausgehenden Funktionen definiert. In ihrer Wirkung auf das Verhalten des Mannes und der Frau ist die biologische Grundlage aber keineswegs geschlechtsneutral, sondern sie bedingt ein spezifisches Verhalten. Nach Freud schreibt sie dem Mann ein grösseres Mass an Aktivität und Aggressivität zu,da er das weibliche Sexualobjekt erobern und bezwingen muss, während die Frau eher zur Passivität und zum Sich-Erobern-Lassen neigt.
In 'Die kulturelle Sexualmoral und die moderne Nervosität' schreibt Freud:"Das sexuelle Verhalten eines Menschen ist oft vorbildlich für seine ganze sonstige Reaktionsweise in der Welt. Wer als Mann sein Sexualobjekt energisch erobert, dem trauen wir ähnliche rückhaltlose Energie auch in der Verfolgung anderer Ziele zu(...)." (Freud 1908, S. 27)
In seiner Vorlesung über die Weiblichkeit schreibt Freud: "Vielleicht geht es so zu, dass sich beim Weib von ihrem Anteil an der Sexualfunktion her eine Bevorzugung passiven Verhaltens und passiver Zielstrebungen ein Stück weit ins Leben hinein erstreckt, mehr oder weniger weit, je nachdem sich die Vorbildlichkeit des Sexuallebens begrenzt oder ausbreitet(...) Die dem Weib konstitutionell vorgeschriebene und sozial auferlegte Unterdrückung seiner Aggression begünstigt die Ausbildung starker masochistischer Regungen(...)"(Freud 1932, S. 547)
In der oben zitierten Textstelle (s.o.S. 65) schränkt Freud zwar ein, dass das aktive Sexualverhalten mit der biologischen

Männlichkeit nicht notwendig verknüpft sei, da es Tierarten gäbe, bei denen die Eigenschaft der Aktivität dem Weibchen zugeordnet sei, für den Menschen lässt er diese biologisch bedingte Verhaltensaufteilung aber offensichtlich bestehen.
Der dritte Aspekt der Freudschen Definition der Begriffe Männlich-Weiblich geht von der Beobachtung der wirklich existierenden männlichen und weiblichen Individuen aus. Freud meint, dass es weder im biologischen noch im psychologischen Sinne eine reine Männlichkeit gäbe, sondern dass jede Einzelperson eine Vermengung ihres biologischen Geschlechtscharakters mit biologischen Zügen des anderen Geschlechts und eine Vereinigung von Aktivität und Passivität aufweist, wobei diese Merkmale der Aktivität und Passivität biologisch bedingt oder unabhängig von der biologischen Grundlage sein können.
Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass Freud das Begriffspaar Männlich-Weiblich in der Gleichsetzung mit Aktiv-Passiv zunächst nur als Charakterisierung der Libido verwendet, unabhängig vom tatsächlichen Geschlechtscharakter einer Person. Erst im Laufe der Entwicklung verschmilzt die Aktivität mit der psychischen Männlichkeit und die Passivität mit der psychischen Weiblichkeit, obwohl eine reine Männlichkeit oder Weiblichkeit nicht existiert, sondern beide Geschlechter in ihrer realen Ausprägung auch immer Züge des anderen Geschlechts aufweisen.
Wir können in den bis jetzt ausgewählten Textstellen bereits eine Tendenz feststellen, die sich durch das ganze Werk zieht. Neben dem Bemühen, abgewogen und wissenschaftlich neutral zu urteilen, verfällt Freud immer wieder in die Haltung, das Faktische durch das Biologische zu begründen. Es gelingt ihm nicht, von der realen Erscheinung des Mannes zu abstrahieren und sie historisch und kulturell zu reflektieren. Die Menschen seiner Zeit wurden von ihm mit dem Menschen schlechthin gleichgesetzt, obwohl z.B die ethnologische Forschung seiner Zeit bereits den Nachweis erbracht hatte, dass der europäische Mann nicht die einzig mögliche Ausformung von Männlichkeit repräsentierte.(Vgl.z.B Malinowski)
Diese Tendenz, den Mann und die Frau des Viktorianischen Zeitalters gleichzusetzen mit dem Mann und der Frau an sich, werden

wir auch im weiteren Verlauf der Arbeit feststellen können.

1.3. Die konstitutionellen Unterschiede

Im folgenden soll untersucht werden, welches Schwergewicht Freud auf die Bedeutung konstitutioneller Unterschiede legt, d.h. auf die Unterschiede, die bereits existent sind, wenn das Kind zur Welt kommt.
Da der Charakter mit allen seinen Ausformungen und Verhaltensweisen Ausdruck der Libidoentwicklung ist, ergibt es sich zwangsläufig, dass Differenzen zwischen männlichen und weiblichen Wesen lediglich in der Art und Intensität der Libido auftreten können.
1905 schrieb Freud in den 'Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie': "Für die aktive Algolagnie, dem Sadismus, sind die Wurzeln im Normalen leicht nachzuweisen. Die Sexualität der meisten Männer zeigt eine Beimengung von Aggression, von Neigung zur Ueberwältigung, deren biologische Bedeutung in der Notwendigkeit liegen dürfte, den Widerstand des Sexualobjektes noch anders als durch Akte der Werbung zu überwinden."(Freud 1905a, S. 67) Freud beschreibt hier die Beobachtung, dass dem Sexualverhalten der Männer ein gewisses Quantum an Sadismus, an Aggression beigemengt sein soll, wobei er sich nicht darüber auslässt, welche Signifikanz dieser Beimengung zukommt, ob es sich lediglich um eine Begleiterscheinung handelt, oder ob das sadistische Verhalten bestimmend ist. Festzuhalten bleibt jedoch, dass Freud das Sexualverhalten der Männer auf die beschriebene Art und Weise charakterisiert, und dass er es nicht als Ergebis eines Erziehungsprozesses oder sonstiger kultureller Einflüsse sieht, sondern als durch die biologisch begründete Notwendigkeit der Ueberwindung des Widerstandes eines Sexualobjekts bedingt.
In 'Die kulturelle Sexualmoral und die moderne Nervosität' schreibt Freud:"Die Einsicht, dass Perversion und Neurose sich wie positiv und negativ zueinander verhalten, findet oft eine unzweideutige Bekräftigung durch die Beobachtung innerhalb der nämlichen Generation. Recht häufig ist von Geschwistern der Bruder ein sexuell Perverser, die Schwester, die mit dem

schwächeren Sexualtrieb als Weib ausgestattet ist, eine Neurotika, deren Symptome aber dieselben Neigungen ausdrücken wie die Perversionen des sexuell aktiveren Bruders, und dementsprechend sind überhaupt in vielen Familien die Männer gesund, aber in sozial unerwünschtem Masse unmoralisch, die Frauen edel und überfeinert, aber - schwer nervös."(Freud 19o8, S. 22)
Abgesehen davon, dass Freud im Verlaufe seiner Theorienbildung den oben dargestellten Zusammenhang nicht aufrecht erhalten hat, kann dennoch festgehalten werden, dass er dem Mann konstitutionell einen stärkeren Sexualtrieb zuordnet. Dies ergibt sich wieder notwendig aus der schon mehrfach erwähnten Notwendigkeit, dass der Mann dem Sexualobjekt nachstellen und es, wenn es die Situation erfordert, auch gegen dessen Willen zum Sexualverkehr bewegen muss. Es erscheint nicht zufällig, dass Freud im Laufe seiner Entwicklung der oben dargestellten Ansicht war, denn hinter dieser Aussage kann wieder die eingangs erwähnte Tendenz festgestellt werden, den Mann als den gesunden, bzw. die Normalität repräsentierenden, hinzustellen. Selbst als Perverser, dem die Abfuhr seiner Sexualenergie auf dem biologisch und anatomisch vorgezeichneten Weg nicht möglich ist, kann er trotzdem als Gesunder gelten, da er keiner Stauung der Libido ausgesetzt ist.
Es kann also festgehalten werden, dass Freud als konstitutionellen Unterschied zwischen Mann und Frau die Art und Intensität der Libido sieht. Auch in seinen späteren Jahren nimmt er keine Revidierung dieser Anschauung vor. So schreibt er z.B in der 33. Vorlesung über die Weiblichkeit:"Verfolgen wir die Parallelen von Anfang an. Gewiss ist schon das Material bei Knaben und Mädchen verschieden; um das festzustellen, braucht es keine Psychoanalyse. Der Unterschied in der Bildung der Genitalien wird von anderen körperlichen Verschiedenheiten begleitet, die zu bekannt sind, als dass sie der Erwähnung bedürfen. Auch in der Triebanlage treten Differenzen hervor, die das spätere Wesen des Weibes ahnen lassen. Das kleine Mädchen ist in der Regel weniger aggressiv, trotzig und selbstgenügsam, es scheint mehr Bedürfnis nach Zärtlichkeit zu haben, die man ihm erweisen soll, darum abhängiger und gefügiger zu sein. Dass es sich leichter und schneller zur Exkretion erzie-

hen lässt, ist sehr wahrscheinlich nur die Folge dieser Gefügigkeit; Harn und Stuhl sind ja die ersten Geschenke, die das Kind seinen Pflegepersonen macht(...)Man empfängt auch den Eindruck, dass das kleine Mädchen intelligenter, lebhafter ist als der gleichaltrige Knabe, es kommt der Aussenwelt mehr entgegen, macht zur gleichen Zeit stärkere Objektbesetzungen(...) Aber diese Geschlechtsunterschiede kommen nicht sehr in Betracht, sie können durch individuelle Variationen aufgehoben werden."(Freud 1932, S. 548)

Neben den körperlichen Unterschieden, die augenfällig sind, ist der Knabe also nach Freud aufgrund seiner Triebanlage aggressiver, trotziger und anspruchsvoller als das Mädchen, sein Bedürfnis nach Zärtlichkeit ist geringer, das macht ihn weniger abhängig und weniger leicht zu lenken und zu beeinflussen. Die von Freud beobachteten Unterschiede der grösseren Intelligenz und stärkeren Lebhaftigkeit des Mädchen werden von ihm selbst als unwesentlich und als durch individuelle Variationen aufhebbar bezeichnet.

Freud sieht also als konstitutionellen Unterschied zwischen Mann und Frau zunächst die Art und Intensität der Libido. Der Sexualtrieb des Mannes ist von grösserer Intensität und begleitet von einem gewissen Mass an Sadismus und Aggression. Die grössere Intensität der Libido des Mannes führt noch zu weiteren Konsequenzen bei Mann und Frau. In 'Die Umgestaltungen der Pubertät' aus dem Jahre 1905 schreibt Freud im Abschnitt 'Differenzierung von Mann und Weib':

"Es ist bekannt, dass erst mit der Pubertät sich die scharfe Sonderung des männlichen und weiblichen Charakters herstellt, ein Gegensatz , der dann wie kein anderer die Lebensgestaltung der Menschen entscheidend beeinflusst. Männliche und weibliche Anlagen sind allerdings im Kindesalter gut erkenntlich; die Entwicklung der Sexualitätshemmung (Scham, Ekel, Mitleid usw.) erfolgt beim kleinen Mädchen frühzeitiger und gegen geringeren Widerstand als beim Knaben; die Neigung zur Sexualitätsverdrängung erscheint überhaupt grösser; wo sich Partialtriebe der Sexualität bemerkbar machen, bevorzugen sie die passive Form. Die autoerotische Betätigung der erogenen Zonen ist aber bei beiden Geschlechtern die nämliche, und

durch diese Uebereinstimmung ist die Möglichkeit eines Geschlechtsunterschiedes, wie er sich nach der Pubertät herstellt, für die Kindheit aufgehoben. Mit Rücksicht auf die autoerotischen und masturbatorischen Sexualäusserungen könnte man den Satz aufstellen, die Sexualität der kleinen Mädchen habe durchaus männlichen Charakter. Ja, wüsste man den Begriffen 'männlich' und 'weiblich' einen bestimmten Inhalt zu geben, so liesse sich die Behauptung vertreten, die Libido sei regelmässig und gesetzmässig männlicher Natur(...)"(Freud 1905 a, S.88)

Wir finden in dieser Textstelle weitere konstitutionell bedingte Geschlechtsunterschiede, die sich aus der unterschiedlichen Intensität der Libido bei Mann und Frau ergeben. Da der Trieb der Frau schwächer ist, erfolgt die Entwicklung der Sexualitätshemmung leichter und früher als beim Knaben, die Neigung zur Sexualitätsverdrängung ist grösser, die Partialtriebe bevorzugen die passive Form. Da aber die autoerotische Betätigung bei beiden Geschlechtern zunächst gleich ist, kann von einem Geschlechtsunterschied erst für die Zeit nach der Pubertät gesprochen werden, da die Klitorissexualität, die von Freud mit der Penissexualität gleichgesetzt wird, in der Zeit der Pubertät von einer Verdrängungswelle betroffen wird.

Freud sagt, dass es ein Stück männliches Sexualleben sei, das dabei der Verdrängung verfällt, da diese autoerotischen und masturbatorischen Sexualäusserungen männlichen Charakter aufweisen. Freud geht soweit, die Behauptung aufzustellen, dass die Libido eigentlich regelmässig und gesetzmässig männlicher Natur sei, ein Beweis für unsere These, dass Freud das Männliche tendenziell als die Norm und das Weibliche als Deformation, Abweichung oder Kümmerform des Männlichen sieht. Nach seiner Anschauung vollzieht die Libido im Mann die ungehinderte und ihrer eigentlichen Natur näherstehende Entwicklung, während sie in der Frau nicht zur ungehinderten Entfaltung gelangt.

In der Vorlesung über die Weiblichkeit aus dem Jahre 1932 sagt Freud:"Es gibt nur eine Libido, die in den Dienst der männlichen und weiblichen Sexualfunktion gestellt wird. Wir können ihr selbst kein Geschlecht geben(...)Immerhin, die Zusammenstellung 'weibliche Libido' lässt jede Rechtfertigung ver-

missen. Es ist dann unserer Eindruck, dass der Libido mehr Zwang angetan wurde, wenn sie in den Dienst der weiblichen Funktion gepresst ist, und dass - um teleologisch zu reden - die Natur ihren Ansprüchen(...)weniger sorgfältig Rechnung trägt, als im Falle der Männlichkeit. Und das mag - wiederum teleologisch gedacht - seinen Grund darin haben, dass die Durchsetzung des biologischen Ziels der Aggression des Mannes anvertraut und von der Zustimmung des Weibes einigermassen unabhängig gemacht worden ist."(Freud 1932, S. 561)
Wichtig erscheint hier wieder die von Freud für die unterschiedliche Ausstattung der Geschlechter vorgebrachte Begründung. Wie schon an anderer Stelle ausgeführt, verfällt Freud immer wieder in die Tendenz, das Faktische mit dem scheinbar Notwendigen zu erklären. Der Mann, wie Freud ihn beobachtet hat, war für ihn nicht das Ergebnis eines historisch bedingten Sozialisationsprozesses, sondern der Mann an sich und die tendenziell sicher richtige Beobachtung der stärkeren männlichen Aggressivität war Teil einer biologisch begründeten Notwendigkeit.
Bis jetzt wurden Geschlechtsunterschiede dargestellt und diskutiert, die von Freud als konstitutionell vorgegeben angesehen wurden. Im folgenden kommen wir zu den Differenzen, die sich aus der unterschiedlichen biologischen Ausstattung von Mann und Frau ergeben. Als zentraler Punkt wird von Freud das Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein des Penis hervorgehoben.

1.3.1. Der Penismangel

Nach der Freudschen Theorie bemerkt der Knabe in der phallischen Phase, dass Frauen keinen Penis haben, d.h kastriert sind, und das Mädchen wird gewahr, dass ihr erogenes Organ, die Klitoris, im Vergleich zum Penis minderwertig und kein wirklicher Ersatz für ihn ist. Wie bereits oben erwähnt, nahm Freud an, dass das Mädchen in diesem Alter noch nichts von seiner Vagina bemerkt und meint, es müsse sich zur Lustempfindung an seine Klitoris halten. Das sexuelle Interesse am Penis sei zunächst autoerotisch, wende sich dann aber den Eltern zu und führe zur ödipalen Situation, deren unterschiedliche Bedeutung für Mann und Frau weiter unten behandelt werden soll.

Zunächst sollen die Auswirkungen, die die Entwicklungen in der phallischen Phase mit sich bringen, genauer untersucht werden. Der Knabe bemerkt also, dass die Frauen keinen Penis haben, und er deutet diese Penislosigkeit als Folge von Kastration. Das Mädchen bemerkt in dieser Phase, dass ihr 'Penis' im Vergleich zu dem des Knaben oder Mannes minderwertig ist. Da es zu dieser Zeit noch nichts von ihrer Vagina bemerkt, die später das Zentrum der Lustentwicklung sein soll, verfällt es auf dieser Stufe der Entwicklung in den Penisneid, der katastrophale Folgen für die Frau nach sich ziehen kann. In dem Kapitel 'Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes' schreibt Freud:

"Mit der Anerkennung seiner narzisstischen Wunde stellt sich gleichsam als Narbe ein Minderwertigkeitsgefühl beim Weibe her. Nachdem es den ersten Verusch, seinen Penismangel als gewöhnliche Strafe zu erklären, überwunden und die Allgemeinheit dieses Geschlechtscharakters erfasst hat, beginnt es, die Geringschätzung des Mannes für das in einem entscheidenden Punkt verkürzte Geschlecht zu teilen."(Freud 1925, S.261)

Zunächst erklärt sich das Mädchen seinen Pknismangel also als persönliche Bestafung, doch dann bemerkt es die Allgemeinheit dieser Tatsache und übernimmt die angebliche männliche Geringschätzung ihrer Penislosigkeit.

Die Frau hat nach Freud verschiedene Möglichkeiten, ihren Penismangel zu verarbeiten, die Uebernahme der männlichen Geringschätzung ist eine von ihnen. Der Penismangel bleibt aber als Ursache und Quelle für weitere 'weibliche' Eigenschaften latent wirksam. Im selben Kapitel schreibt Freud weiter:

"Gewiss ist die Eifersucht nicht allein einem Geschlecht eigen (...), aber ich meine, dass sie doch im Seelenleben des Weibes eine weitaus grössere Rolle spielt, weil sie aus der Quelle des abgelenktes Penisneides eine ungeheure Verstärkung bezieht." (Freud 1925, S. 262)

Weiter heisst es:

"Ich habe oftmals vorher den Eindruck gewonnen, dass das Weib im allgemeinen die Masturbation schlechter verträgt als der Mann(...)Die Analysen der phallischen Vorzeit haben mich nun gelehrt, dass beim Mädchen bald nach den Anzeichen des

Penisneides eine intensive Gegenströmung gegen die Onanie auftritt(...)Ich kann mir die Auflehnung des kleinen Mädchens gegen die phallische Onanie nicht anders als durch die Annahme erklären, dass ihm diese lustbringende Betätigung durch ein nebenhergehendes Moment arg verleidet wird(...)Es müsste die mit dem Penisneid verknüpfte narzistische Kränkung sein, die Mahnung, dass man es in diesem Punkte doch nicht mit dem Knaben aufnehmen kann und darum die Konkurrenz mit ihm am besten unterlässt."(Freud 1925, S. 263)

Soweit also der Artikel über die psychischen Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes aus dem Jahre 1925. Freud beschreibt hier Beobachtungen über den Charakter der Frau und damit implizite auch über den Mann. Abgesehen davon, ob Freud wirkliche Beobachtungen beschreibt, oder nur Vorurteile wiedergibt, die er in die Beobachtungen hineinprojizierte, ist es so, dass der Mann einfach durch die Tatsache des Penisbesitzes weniger an Minderwertigkeitsgefühlen und Eifersucht leidet und dass ihm die Masturbation weniger Schwierigkeiten bereiten soll als der Frau.

Freud reduziert hier offensichtlich ein soziales Problem, nämlich die Ueberbewertung des Mannes bzw. die Unterbewertung der Frau in der damaligen Gesellschaft auf ein anatomisches Phänomen und erklärte damit die Existenz des sozialen Problems zur unabänderlichen, weil biologisch fixierten Tatsache. Als ein weiteres zentrales Werk über die Folgen der Existenz bzw. Abwesenheit des Penis soll hier die Vorlesung über die Weiblichkeit aus dem Jahre 1932 genauer untersucht werden. Da dieses Werk zu einem späten Zeitpunkt in Freuds Leben entstanden ist, kann davon ausgegangen werden, dass er hier seine entwickelten Vorstellungen über die Geschlechter ausgeführt hat. "An der Bedeutsamkeit des Penismangnls kann man nicht gut zweifeln. Hören Sie sich als Beispiel männlicher Ungerechtigkeit die Behauptung an, dass Neid und Eifersucht im Seelenleben der Frau eine noch grössere Rolle spielen als bei den Männern. Nicht, dass dieses Eigenschaften bei Männern vermisst,oder dass sie bei Frauen keine andere Wurzel hätten als den Penisneid, aber wir sind geneigt, das Mehr bei den Frauen diesem letzteren Einfluss zuzuschreiben,"(Freud 1932, S. 556)

Freud spricht hier etwas ironisch von einem Beispiel männlicher Ungerechtigkeit. Diese Ironie konnte er sich leisten, da er sich mit der Theorie des Penismangels auf einer sicheren, weil anatomisch festgelegten Position wähnte. Wie schon ausgeführt, führt Freud die angeblich in stärkerem Ausmass vorhandene Eifersucht der Frau wieder auf den Penismangel zurück, obwohl er hier pointierter konzediert, dass auch Männer diese Eigenschaft haben können und dass nicht nur der Penisneid für die Eifersucht als ursächlich angenommen werden kann.
Als weiteres zentrales Unterscheidungsmerkmal von Mann und Frau sieht Freud das höhere Mass an Narzissmus, das der Frau eigen sein soll. Auf Seite 562 der Vorlesung über die Weiblichkeit (Freud 1932) schreibt er:
"Wir schreiben also der Weiblichkeit ein höheres Mass an Narzissmus zu , dass noch ihre Objektwahl beeinflusst, so dass geliebt zu werden dem Weib ein stärkeres Bedürfnis ist als zu lieben. An der körperlichen Eitelkeit des Weibes ist noch die Wirkung des Penisneides mitbeteiligt, da sie ihre Reize als späte Entschädigung für die ursprüngliche sexuelle Minderwertigkeit höher einschätzen muss. Der Scham(...)schreiben wir die ursprüngliche Absicht zu, den Defekt des Genitals zu verdecken. Wir vergessen nicht, dass sie späterhin andere Funktionen übernommen hat. Man meint, dass die Frauen zu den Entdeckungen und Erfindungen der Kulturgeschichte wenig Beiträge geleistet haben, aber vielleicht haben sie doch eine Technik erfunden, die des Flechtens und Webens(...)zur Verdeckung der Tatsache der Penislosigkeit(...)."
Den letzten Punkt dieser Textstelle, die Frau als Entdeckerin des Flechtens und Webens, wollen wir jetzt noch nicht weiter behandeln, da er weiter unten noch ausführlicher besprochen werden soll. Wichtig erscheint hier, dass die Frau als im eigentlichen Sinne nicht liebesfähig dargestellt wird. Die narzistische Kränkung der phallischen Phase bewirkt einen Rückzug der Objektlibido bei gleichzeitiger kompensatorischer Ueberschätzung der eigenen Reize. Bereits 1914 schrieb Freud: "Die Vergleichung von Mann und Frau zeigt dann, dass sich in deren Verhältnis zum Typus der Objektwahl fundamentale, wenn auch natürlich nicht regelmässige , Unterschiede ergeben. Die

volle Objektliebe nach dem Anlehnungstypus ist eigentlich für den Mann charakteristisch(...)Anders gestaltet sich die Entwicklung bei den häufigsten, wahrscheinlich reinsten und echten Typen des Weibes(...)solche Frauen lieben, strenggenommen, nur sich selbst mit ähnlicher Intensität, wie der Mann sie liebt. Ihr Bedürfnis geht auch nicht dahin zu lieben, sondern geliebt zu werden, und sie lassen sich den Mann gefallen, der diese Bedingung erfüllt."(Freud 1914 S. 34)

Für den Mann entfällt die Notwendigkeit, sich und seine Reize narzistisch überzubewerten, da er im Besitz eines Penis ist und ihm die traumatische Erfahrung, die die Frau in der phallischen Phase durchmacht, erspart bleibt. Zwar beschäftigt ihn die Angst, dasselbe Schicksal wie die Frau zu erleiden, aber noch ist er stolzer Besitzer eines Penis als Zeichen seiner höheren Bewertungsansprüche. Da er diese narzistische Kränkung nicht durchgemacht hat, ist er zur reinen Objektliebe fähig. Für ihn besteht nicht die zwingende Notwendigkeit,geliebt zu werden, da er im Gegensatz zur Frau keinen Mangel auszugleichen hat. Er ist affektiv unabhängig und von daher frei zur Objektbesetzung.

Für die Frau besteht nach Freud aber doch noch eine Möglichkeit, zur vollen Objektliebe zu gelangen, und zwar durch ein Kind. "Die weibliche Situation ist aber erst hergestellt, wenn sich der Wunsch nach einem Penis durch den Wunsch nach dem Kind ersetzt, das Kind also nach alter symbolischer Aequivalenz an die Stelle des Penis tritt."(Freud 1932, S. 558) Wobei Freud allerdings einschränkend fortfährt:

"Dass das alte Moment des Penismangels seine Kraft noch immer nicht eingebüsst hat, zeigt sich in den verschiedenen Reaktionen der Mutter auf die Geburt eines Sohnes oder einer Tochter. Nur das Verhältnis zum Sohn bringt der Mutter uneingeschränkte Befriedigung; es ist überhaupt die vollkommenste, am ehesten ambivalenzfreie aller menschlichen Beziehungen."(Freud 1932, S. 564)

Es kann bis jetzt festgehalten werden, dass Freud mit seiner Theorie vom Penismangel bzw. Neid nicht über die herrschende Rollenvorstellung und das Männer- und Frauenbild seiner Zeit hinausgelangt ist, sondern dass er im Gegenteil theoretisch fun-

dierte, was allgemeines Vorurteil war.
Die Frau galt als eitel und ich-bezogen, eifersüchtig, neidisch und getrieben von dem Bedürfnis nach einem Mann, der ihr den ersehnten Penis, das Symbol männlicher Suprematie , und schliesslich ein Kind, selbstverständlich einen Jungen als Penisträger, bescheren sollte; dies nicht als Ergebnis einer spezifischen Sozialisation, sondern als Schicksal, naturgegeben und unabänderlich. Diese den Geschlechtern von Freud zugewiesenen Rollen, die sich auf nichts anderes begründen als auf das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines einzigen Körperteils, können nur mit einer partiarchalischen Welt- und Menschenanschauung begründet werden, die Freud immer wieder zu Fehleinschätzungen bezüglich der Geschlechter verführte.

1.3.2. Die Bedeutung der ödipalen Situation

Wir kommen jetzt zum nächsten Punkt der Analyse, der ödipalen Situation, die vom Kind im dritten bis fünften Lebensjahr erlebt wird, zur Zeit der phallischen Phase. Wie bereits oben ausgeführt, ist das erotische Interesse am Penis bzw. am 'Klitoris-Penis' zunächst auto-erotisch, doch dann richtet sich das Interesse auf die Eltern und es entsteht die Oedipussituation. Der Oedipuskomplex des Knaben, in dem er die Mutter begehrt und seinen Vater als Rivalen beseitigen möchte, entwikkelt sich nach Freud natürlich aus der Phase der phallischen Sexualität. Die Drohung der Kastration zwingt ihn aber, dieses Bestreben aufzugeben. Unter dem Eindruck der Gefahr, den Penis zu verlieren, wird der Oedipuskomplex verlassen, verdrängt oder zerstört, und als sein Erbe das Ueber-Ich gesetzt.
Beim Mädchen geschieht fast das Gegenteil. Der Kastrationskomplex bereitet den Oedipuskomplex vor, anstatt ihn zu zerstören. Durch den Einfluss des Penisneides wird das Mädchen aus der Mutterbindung vertrieben, weil die Mutter für den Penismangel verantwortlich gemacht wird und es 'läuft in die Oedipussituation wie in einen Hafen ein'.
"Mit dem Wegfall der Kastrationsangst entfällt das Hauptmotiv, das den Knaben gedrängt hatte, den Oedipuskomplex zu über-

winden. Das Mädchen verbleibt in ihm unbestimmt lange, baut ihn nur spät und dann unvollkommen ab. Die Bildung des Ueber-Ichs muss unter diesen Umständen leiden, es kann nicht die Stärke und die Unabhängigkeit erreichen, die ihm seine kulturelle Bedeutung verleihen - und Feministinnen hören es nicht gerne, wenn man auf die Auswirkungen dieses Moments für den durchschnittlichen weiblichen Charakter hinweist."(Freud 1932, S. 559 f.)

Nach Freud besteht ein Zusammenhang zwischen der Bildung des Ueber-Ichs und dem Untergang des Oedipuskomplexes: das Kind verzichtet auf die ödipalen Wünsche, wandelt die libidinöse Besetzung der Eltern um in eine Identifizierung mit ihnen, es verinnerlicht das Verbot. Grundlage der Ueber-Ich Bildung ist der Verzicht auf die ödipalen Liebes- und Feindlichkeitswünsche, dann füllt es sich aber nach Freud mit den sozialen und kulturellen Forderungen von Erziehung, Religion und Moral. Aus der oben zitierten Textpassage wird ersichtlich, dass Jungen und Mädchen ein unterschiedlich starkes Motiv haben zum Verlassen der Oedipussituation. Den Knaben treibt die Kastrationsdrohung hinaus, während das Mädchen unbestimmt lange verbleibt. Das hat gravierende Folgen für die spätere Bildung des Ueber-Ichs. Freud schreibt dazu:

"Beim Mädchen entfällt das Motiv für die Zertrümmerung des Oedipuskomplexes(...) Man zögert es auszusprechen, kann sich aber doch der Idee nicht erwehren, dass das Niveau des sittlich Normalen für das Weib ein anderes wird. Das Ueber-Ich wird niemals so unerbittlich, so unpersönlich, so unabhängig von seinen affektiven Ursprüngen, wie wir es vom Mann fordern. Charakterzüge, die die Kritik seit jeher dem Weibe vorgehalten hat, dass es weniger Rechtsgefühl zeigt als der Mann, weniger Neigung zur Unterwerfung unter die grossen Notwendigkeiten des Lebens, sich öfters in seinen Entscheidungen von zärtlichen und feindseligen Gefühlen leiten lässt(...)"(Freud 1925, S.265)

Der Mann als Träger und Vollstrecker der kulturellen und ethischen Normen von Moral, Religion und Erziehung. Freud schreibt, dass das Niveau des sittlich Normalen für das Weib ein anderes sei, als für den Mann, aber gemeint ist selbstverständlich, dass der Mann auf einem sittlich höherem Niveau steht, da sein

Ueber-Ich strenger und unabhängiger zu urteilen in der Lage ist, so dass er in seinen Entscheidungen weniger von emotionalen Faktoren geleitet wird und sein Blick frei bleibt für die grossen Notwendigkeiten des Lebens. Die Frau dagegen verharrt im emotional-familiären Bereich. Ihre Bedürfnisse und Möglichkeiten gehen über den engen privaten Bereich nicht hinaus. "Dass man dem Weib wenig Sinn für Gerechtigkeit zuerkennen muss, hängt wohl mit dem Ueberwiegen des Neides in ihrem Seelenleben zusammen, denn die Gerechtigkeitsforderung ist eine Verarbeitung des Neides(...)Wir sagen auch von den Frauen aus, dass ihre sozialen Interessen schwächer und ihre Fähigkeit zur Triebsublimierung geringer sind als die der Männer. Das erstere leitet sich wohl vom dissozialen Charakter ab, der allen Sexualbeziehungen unzweifelhaft eignet. Liebende finden aneinander Genüge und noch die Familie widerstrebt der Aufnahme in umfassende Verbände."(Freud 1932, S. 564)
Der Mann, der nach Freud frei ist von affektiven Beeinträchtigungen und daher die grossen Notwendigkeiten des Lebens eher zu sehen in der Lage ist, z.B. die Aufnahme in umfassende Verbände (Staat, Armee?), steht im Gegensatz zur Frau, deren einziges Bedürfnis es sein soll, geliebt zu werden, einem Bedürfnis, das in seiner Konsequenz dissozial ist, da es Energien des Mannes absorbiert, die damit der ethisch höherstehendeb gesellschaftlich-kulturellen Tätigkeit verlorengeht.
Noch klarer und eindeutiger hat Freud diesen Sachverhalt in 'Das Unbehagen in der Kultur' ausgedrückt. Die Frauen stehen in einem Gegensatz zur Kulturströmung, sie entfalten einen verzögernden und zurückhaltenden Einflus. Die Frauen vertreten die Interessen der Familie und des Sexuallebens. Die Kulturarbeit dagegeb sei immer Sache des Mannes, sie stünden vor Aufgaben, vor Notwendigkeiten zur Triebsublimierung, denen die Frauen wenig gewachsen seien.(Vgl. Freud 193o, S. 233) "Da der Mensch nicht über unbegrenzte Quantitäten psychischer Energie verfügt, muss er seine Aufgaben durch zweckmässige Verteilung der Libido erledigen. Was er für kulturelle Zwecke verbraucht, entzieht er grösstenteils den Frauen und dem Sexualleben: das beständige Zusammensein mit Männern, seine Abhängigkeit von den Beziehungen zu ihnen, entfremden ihn sogar seinen Aufgaben als

Ehemann und Vater. So sieht sich die Frau durch die Ansprüche der Kultur in den Hintergrund gedrängt und tritt zu ihr in ein feindseliges Verhältnis."(Freud 193o, S. 233)
Es kann also festgehalten werden, dass in der phallischen Phase mit dem ödipalen Konflikt und dessen Auflösung die eigentliche Aufteilung der Geschlechter beginnt. Der Knabe identifiziert sich mit dem Vater und durch die Bildung des Ueber-Ichs wird er eigentlicher Träger der gesellschaftlichen Forderungen und Entwicklung. Das Mädchen verfällt in den Penisneid und ihr Leben ist fortan bestimmt von dem Bedürfnis, diesen Mangel auszugleichen.
Die weitere Entwicklung in der Latenzperiode und der Pubertät bringt für die Ausgestaltung der Geschlechter keine qualitativen Aenderungen mehr, sodern die bis dahin entwickelten Dispositionen intensivieren sich. Die Frau muss den letzten Rest 'männlicher Sexualität' verdrängen, und die Vagina wird zur dominierenden erogenen Zone.
"Nun wird ein neues Sexualziel gegeben, zu dessen Erreichung alle Partialtriebe zusammenwirken, während die erogenen Zonen sich dem Primat der Genitalzone unterordnen. Da das neue Sexualziel den beiden Geschlechtern sehr verschiedene Funktionen anweist, geht deren Sexualentwicklung nun weit auseinander. Die des Mannes ist die konsequente, auch unserem Verständis leichter zugängliche, während beim Weibe sogar eine Rückbildung auftritt." (Freud 19o5, S. 78)
Die Entwicklung des Mannes ist die konsequentere, weil die Libido, die Freud als aktiv-männlich charakterisiert, sich ungehinderter entfalten kann, da dem Mann das aktive Sexualziel vorbehalten ist, während die Frau passive Ziele verfolgen soll. Die Rückbildungen, von denen Freud spricht, bezieht sich auf die oben erwähnte endgültige Aufgabe der 'männlichen' Sexualität, die von der Frau vollzogen werden muss, wenn sie ihrer Natur entsprechen will.
Es erhebt sich nun die Frage, wie Mann und Frau aus dieser Sexualentwicklung herausgehen. Freud schreibt dazu in der Vorlesung über die Weiblichkeit:
"Die Eignung zur Sublimierung ist den grössten individuellen Schwankungen unterworfen. Hingegen kann ich es nicht unter-

lassen, einen Eindruck zu erwähnen, den man immer wieder in der analytischen Tätigkeit empfindet. Ein Mann um die Dreissig erscheint als ein jugendliches, eher unfertiges Individuum, von dem wir erwarten, dass es die Möglichkeiten der Entwicklung, die ihm die Analyse eröffnet, kräftig ausnützen wird. Eine Frau um die gleiche Lebenszeit aber erschreckt uns häufig durch ihre psychische Starrheit und Unveränderlichkeit. (Es ist)als hätte die schwierige Entwicklung zur Weiblichkeit die Möglichkeiten der Person erschöpft."(Freud 1932, S. 565)

1.4. Diskussion

Es wurde bereits in der Einleitung darauf hingewiesen, dass Freud den Mann mit der Norm und die Frau als die Abweichung von dieser Norm sah. Es kann jetzt präzisierend festgehalten werden, dass er den Mann seiner Zeit als Mensch an sich eingeschätztz hat. Obwohl Freud es selber war, der den Gedanken der Erziehung, der Bedeutung der Kindheit für den erwachsenen Menschen in die Psychologie eingebracht hat, war es ihm offensichtlich nicht möglich, seine eigene Erkenntnis auf den Forschungsgegenstand der Geschlechter anzuwenden und zu sehen, dass wie Mann und Frau sich ihm darstellten, sie das Ergebnis eines historisch bedingten Sozialisationsprozesses waren. Er übernahm jedes Vorurteil seiner Zeit bezüglich der Rollenverteilung der Geschlechter und gab ihnen eine quasi wissenschafliche Begründung. Dabei können im wesentlichen zwei Argumentationsweisen auseinandergehalten werden. Zum einen begründet Freud Verhaltensweisen des Mannes, z.B dessen angeblich grössere Aggressivität mit der Notwendigkeit der Eroberung des Sexualobjekts. Weil dem Mann die Rolle zufallle, aktiv um das Sexualobjekt werben zu müssen und es notfalls auch gegen dessen Willen zum Sexualverkehr zu bewegen, ist er von Natur aus dazu mit einem grösseren Quantum an notwendiger Aggressivität ausgerüstet. Freud argumentiert hier also biologisch-teleologisch. Die zweite Argumentationsweise könnte als anatomische bezeichnet werden und leitet sich im wesentlichen vom Besitz des Penis her. Die Ueber-Ich Bildung des Mannes, die im wesentlichen seine Ueberlegenheit über die Frau konstatiert, ist das Produkt der

Angst, den Penis durch Kastration zu verlieren, während die Unterlegenheit der Frau, ihr sittlich tieferes Niveau von Freud als direktes Ergebnis ihrer Penislosigkeit dargestellt wird. Mann und Frau kommen also als tendenziell gleichwertige Wesen zur Welt, der Besitz eines Penis entscheidet dann, ob eine Mensch zum ethisch höherstehenden Kulturträger werden kann, oder ob er beschränkt bleibt auf den engen Bereich der emotionalen, privaten Sphäre von Familie und Kind.
Ohne dass es ihm bewusst war, perpetuierte Freud mit seinen Theorien das Elend des Mannes im Patriarchat. Er schrieb fest, was als Vorurteil den Mann seelisch belastete und krank gemacht hat. Der Mann als Träger der Kultur, als ein Wesen, dass über den Regungen von Neid und Eifersucht steht, das sich den grossen Notwendigkeiten des Lebens fügt, das unabhängig ist von den Bedürfnissen nach Zuwendung, Liebe und Geborgenheit, das ist das Ideal, das Freud vom Mann hatte.

2. A. Adler

2.1. Einführung

Der 187o geborene Adler war seit 19o2 Mitglied der 'Psychoanalytischen Mittwoch-Gesellschaft', zu deren Teilnahme Freud ihn eingeladen hatte, nachdem Adler ihn vor dem Wiener Aerzteverein, wo Freud nach seinem Vortrag über die Ergebnisse der psychologischen Neurosenforschung heftig kritisiert worden war, verteidigt hatte.
Im Gegensatz zu den anderen Mitgliedern der 'Mittwoch-Gesellschaft' war Adler nie ein eigentlicher Schüler von Freud, da er konsequent seinen eigenen Weg ging, so dass der Bruch, der 1911 eintrat, nicht zu vermeiden war.
Der tragende Gedanke Adlers war die Erkenntnis von der Bedeutung der menschlichen Gemeinschaft für die Entwicklung des Charaktes, für jede Handlung und Gefühlsregung des Menschens. Der Charakter des Menschen hat seinen Ursprung weder in biologisch-hereditär ausgerichteten Bedingungen, noch kann er allein durch die Einwirkungen äusserer Umstände, des Milieus erklärt werden.
Der Charakter begründet sich nach Adler vielmehr in einer schöpferischen Auseinandersetzung des Individuums mit der frühkindlichen familiären und gesellschaftlichen Umwelt. Entscheidend für die Charakterentwicklung ist nach Adler also nicht der direkte Einfluss der Umgebung, sondern die Stellungsnahme des Kindes zu dieser Umgebung, oder, anders ausgedrückt, die Art und Weise, wie das Kind auf seine Umgebung reagiert.
Grundlage des menschlichen Erleben und Verhalten ist nicht, wie Freud es gesehen hat, der Sexualtrieb, sondern ein bei allen Menschen anzutreffendes Minderwertigkeitsgefühl, das auf kulturelle, geistige, ökonomische und biologische Gegebenheiten zurückzuführen ist. Der Sexualtrieb besitzt demnach keine Autonomie im Seelenleben. Er ist nach Adler nicht die formende Kraft, mit der alle Aeusserungen des Seelenlebens erklärt werden können.
Das Minderwertigkeitsgefühl hat verschiedene Ursprünge und ist als eine Art Bereitschaft in der menschlichen Natur verankert. So muss der Mensch z.B vom biologischen Standpunkt aus betrachtet eher den schwachen und hilflosen Wesen zugeordnet werden. Ohne über die Möglichkeiten der Raubtiere oder der Beutetiere zu ver-

fügen, muss er sich mit den Naturgewalten auseinandersetzen, denen er, auf sich allein gestellt, weit unterlegen ist. Eine weitere mögliche Quelle des Minderwertigkeitsgefühls ist die im Vergleich zu anderen Lebewesen relativ lange Kindheit des Menschen. Auch bestimmte gesellschaftliche Erscheinungen, wie der in unserer Kultur dominierende Autoritarismus, ökonomische Ungerechtigkeiten, die Abwertung der Frau, nationale und rassistische Diskriminierungen bewirken nach Adler das Gefühl der Minderwertigkeit im Seelenleben.

Eine Eigenart des Menschen ist es, aus einem Gefühl der Schwäche und der Minderwertigkeit heraus zu einem Ziel zu streben, dessen Erreichen die Ueberwindung aller Schwierigkeiten des Lebens bedeutet. Adler betonte, dass das Ziel nur auf der Linie des entwickelten Gemeinschaftsgefühls erreicht werden kann und dass das Ziel selbst die entwickelte Gemeinschaft ist.

Es erhebt sich nun die Frage, welche Einstellung zur Gemeinschaft als gesund und welche als abnormal angesehen werden soll. Adler hat einen grundlegenden Massstab vorgeschlagen, an dem Individuen, Gruppen und Nationen gemessen werden können. Er spricht von der 'eisernen Logik' des Zusammenlebens, von Grundgesetzen, die für ein harmonisches Zusammenleben der Menschen beachtet werden müssen. Die Grundlage ist die Anerkennung voller Gleichwertigkeit aller Menschen. Nur auf der Grundlage der Gleichwertigkeit kann der Mensch sich seines Platzes in der Gemeinschaft sicher fühlen und das notwendige Gefühl der Zusammengehörigkeit entwikkeln. Dieses Gefühl hat Adler Gemeinschaftsgefühl genannt. (Vgl. S. 225 Abschnitt 1.2.3.)

Die Entwicklung des Gemeinschaftgefühls wird durch die Entwicklung des Minderwertigkeitsgefühls beeinträchtigt, besonders wenn das Kind unter Bedingungen leben muss, die die naturgegebene Schwächeposition durch verfehlte Erziehungsmassnahmen noch verstärken. Die Entwicklung des Menschen verläuft nach Adler dann nicht auf die Gemeinschaft hin in horizontaler Richtung, sondern in vertikaler Richtung, um die Gefühle der Minderwertigkeit zu kompensieren. Adler hatte ursprünglich angenommen, dass das Minderwertigkeitsgefühl die wichtigste Triebkraft des Menschen sei, das natürliche Ziel aller Menschen sei das Machtstreben. Später diagnostizierte er das Streben nach Macht und nach persönlicher Geltung als verfehlte Richtung und Motivation. Grundsätzlich für den Menschen ist

das Bedürfnis nach Zugehörigkeit, wie es durch das Gemeinschaftsgefühl erlebt wird.
Die Darstellung der Adler'schen Gedankengänge kann hier nur knapp geleistet werden. Ergänzungen werden, soweit notwendig, im Verlauf der Darstellung nachgeholt.
Adler sieht den Menschen also nicht wie Freud als ein isoliertes Individuum, das nur zur Befriedigung innerer Notwendigkeiten mit der Aussenwelt in Kontakt tritt, sondern als ein soziales Wesen, das nur von seiner sozialen Natur her zu erklären ist. Alle Einflüsse, die von seiner sozialen Umwelt auf ihn einströmen, nimmt er auf und gestaltet daraus ein Welt- und Menschenbild, bzw. eine Meinung über die Welt und die Menschen, die ihm fortan als Kompass für das Zusammenleben dient. Dieser Prozess geschieht nach Adler in den ersten Lebensjahren und ist im Alter von fünf bis sechs im wesentlichen abgeschlossen. Für unsere Fragestellung ist es von daher gesehen wichtig zu untersuchen, welche gesellschaftlichen Einflüsse Adler als bedeutend für die Mann- bzw. die Frauwerdung konstatiert, wie diese Einflüsse, vermittelt durch die Erziehung, wirksam werden, welche Konsequenzen sie für das Leben des Knaben und des Mädchens haben und welche Alternativen Adler vorschlägt.
Im folgenden soll die Frage untersucht werden, welchen Stellenwert Adler der gesellschaftlichen Einschätzung von Mann und Frau zu seiner Zeit beimass.

2.2. Die Bedeutung der Männlichkeit

Da Adler vom Postulat der Gleichheit aller Menschen ausging, ist es einsichtig, dass sein Werk von Aeusserungen durchzogen ist, die auf eine kritische Einschätzung vieler gesellschaftlicher Institutionen, und hier insbesondere des Patriarchats, schliessen lassen. Wir wollen hier ein Werk herausgreifen, in dem Adler die Thematik konzentriert abgehandelt hat und zwar den Artikel 'Das Verhältnis der Geschlechter' (Adler 1927, S. 113 ff.)
In dem Artikel führt Adler zunächst aus, dass im Seelenleben zwei Richtlinien vorherrschen, nämlich zum einen das Gemeinschaftsgefühl und zum anderen das Geltungsstreben. Zur Beurteilung aller psychischen Phänomene muss das Verhältnis dieser zwei Strömungen

untersucht werden.
Adler sagt dann weiter, dass die Arbeitsteilung ein an sich unumgänglicher Faktor zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft sei. Die Forderungen des Zusammenlebens bringen es mit sich, dass jeder Mensch einen Platz einnehmen muss, wo er durch seinen Beitrag am Bestand der Gesellschaft mitarbeitet. Dieser Prozess der Arbeitsteilung ist jedoch nie glatt vor sich gegangen, da der Ehrgeiz oder das persönliche Machtstreben einzelner Individuen oder Klassen die Verteilung des Arbeitsgebiets zugunsten bestimmter Gesellschaftsgruppen verzerrt hat.
"Es war die Gewalt, die ununterbrochen eingegriffen hat, um die Arbeit für den einen zu einer Art Privilegium, für die anderen zu einer Art Unterdrückung auszugestalten.
Eine solche Arbeitsteilung nun ist auch durch die Zweigeschlechtlichkeit der Menschen gegeben. Sie schliesst von vornherein einen Teil, die Frau, zufolge ihrer Körperbeschaffenheit von bestimmten Leistungen aus, während es andererseits gewisse Arbeiten gibt, die man Männern nicht zuweist, weil sie ihnen ihrer besseren Verwendbarkeit wegen nicht eigentlich gelegen sind. Diese Arbeitsteilung wäre nach einem ganz unvoreingenommenen Massstab durchzuführen(...). Im Laufe der menschlichen Entwicklung hat sich die Arbeitsteilung so gestaltet, dass die Frau einen Teil jener Arbeiten übernimmt, die sonst auch den Mann beschäftigen würden, wofür letzterer wieder in der Lage ist, seine Kräfte nutzbarer zu verwerten. Diese Arbeitsteilung kann nicht unvernünftig genannt werden, solange dadurch nicht Arbeitskräfte brachgelegt sind und mit geistigen und körperlichen Kräften Missbrauch getrieben wird."(Adler 1927, S. 115)
Durch die Entwicklung der Kultur in Richtung des Machtstrebens ist die Arbeitsteilung nach Adler in Bahnen gelenkt worden, die heute noch vorherrschen und bewirken, dass unserer Kultur durch eine überragende Bedeutung des Mannes charakterisiert ist. Die Arbeitsteilung ist heute so gestaltet, dass der privilegierten Gruppe, den Männern, Vorrechte gesichert sind. Die Männer haben die Macht, die für sie angenehmen Formen des Lebens durchzusetzen und den Frauen ihre Stellung in der Arbeitsteilung so zuzuschreiben, dass in erster Linie der männliche Gesichtspunkt berücksichtigt wird. Adler diagnostizierte beim Mann ein beständiges Streben

nach Ueberlegenheit über die Frau und dementsprechend auf Seiten der Frau eine stete Unzufriedenheit mit der Vormachtstellung des Mannes. Dieser Zustand bedingt eine qualvolle seelische Spannung, da sie eine ständige Erschütterung der seelischen Harmonie nach sich zieht. Alle gesellschaftlichen Einrichtungen, traditionellen Gebräuche, Gesetze und Sitten sind von der privilegierten Stellung des Mannes durchdrungen. Dies hat nach Adler einen grossen Einfluss auf das kindliche Seelenleben. "Sie dringen bis in die Kinderstube und nehmen ungeheuren Einfluss auf die kindliche Seele. Wir können wohl das Verständnis des Kindes für diese Zusammenhänge nicht hoch anschlagen, müssen aber seinen Gefühlsinhalt als ausserordentlich tief fundiert empfinden. Und wenn Erscheinungen, wie z.B der Fall eines Knaben, der das Ansinnen, Mädchenkleider anzulegen, mit heftigen Wutanfällen beantwortete, zutage traten, haben wir Grund genug, diesen Zusammenhängen nachzugehen."(Adler 1927, S. 116)
Adler postuliert weiter, dass die durchschnittliche Familienerziehung, die gekennzeichnet ist durch Härte und Vernachlässigung einerseits und Verwöhnung und Verzärtelung andererseits, das Kind schwächt und zu einen übersteigerten Geltungsstreben führt. "Hat das Geltungsstreben des Knaben einen bestimmten Grad erreicht, so wird es mit Vorliebe jenen Weg nehmen, der dem Knaben durch die Privilegien der Männlichkeit, die er überall wahrnimmt, gewährleistet erscheint. Es wurde bereits erwähnt, dass gerade die heutige Familienerziehung nur zu geeignet ist, das Streben nach Macht und damit die Neigung, männliche Privilegien höher zu schätzen und ebenfalls anzustreben, zu fördern. Denn meist ist es der Mann, der Vater, der dem Kind als Symbol der Macht entgegentritt."(Adler 1927, S. 116f.)
Das durch die biologische Situation des Kindes bedingte Gefühl der Schwäche, Abhängigkeit und Minderwertigkeit erfährt durch die durchschnittliche Erziehung eine gravierende Verstärkung. Für den Knaben bietet sich nun nach Adler als Kompensation die Uebernahme der väterlich-männlichen Rolle an, die ihm aus seiner Perspektive als allmächtig erscheint. Es ist also die im Kern bereits geschwächte Persönlichkeit, die sich durch die Uebernahme der traditionellen männlichen Rolle einen Ausweg aus der Position der Schwäche verspricht. Die Ueberbewertung des Mannes

tritt dem Kind vom ersten Tag an entgegen, ungeachtet der Tatsache, ob die Eltern das Prinzip der Gleichheit der Geschlechter leben oder nicht. Der Knabe wächst in der Ueberzeugung auf, "dass er als Mann die wichtigere Rolle zu spielen hat und (er empfindet) in dieser Ueberzeugtheit eine Art Verpflichtung(...)derzufolge er die an ihn herantretenden Fragen des Lebens und der Gemeinschaft immer zugunsten des männlichen Privilegs beantwortet." (Adler 1927, S. 119)

Ueber die Frau bekommt das Kind im allgemeinen Ansichten und Meinungen vermittelt, bei denen die Frau schlechter abschneidet. Die seelische Entwicklung des Knaben bekommt nach Adler auf diese Art und Weise einen männlichen Einschlag. Alles, was ihm an Zielen erstrebenswert erscheint, sind fast nur männliche Eigenschaften und Stellungnahmen.

"Gewisse Charakterzüge gelten als 'männlich', andere als 'weiblich', ohne das irgendwelche Grundtatsachen zu diesen Wertungen berechtigen. Denn wenn wir den Seelenzustand von Knaben und Mädchen vergleichen und dabei scheinbar eine Bestätigung zugunsten dieser Klassifizierung finden, könne wir nicht von natürlichen Tatsachen sprechen, sondern diese Erscheinungen konstatieren wir bei Menschen, die schon in einen bestimmten Rahmen eingespannt sind, deren Lebensplan, deren Leitlinie durch einseitige Machturteile bereits eingeengt sind. Diese Machtverhältnisse haben ihnen den Platz, auf dem sie ihre Entwicklung zu suchen haben, in zwingendere Weise zugewiesen. Die Unterscheidung von männlichen und weiblichen Charakterzügen ist also nicht gerechtfertigt."(Adler 1927, S. 119)

Adler stellte also fest, dass Charaktereigenschaften nicht in 'männliche' und 'weibliche' unterschieden werden können und dass Beobachtungen bei Knaben und Mädchen, die die traditionellen Eerwartungen bestätigen, nicht als Beweis genommen werden können, da das Kind vom ersten Lebenstag an durch 'Machturteile' auf geschlechtsspezifische Charakterentwicklungen hingedrängt wird. Adler steht also hier in krassem Gegensatz zu Freud, der einen angeborenen charakterlichen Unterschied zwischen Mann und Frau annahm und der Frau wegen ihrer Penislosigkeit eine zweitrangige Rolle zuwies.

Der Knabe, dessen Ehrgeiz und Streben sich mit der Verpflichtung

zur Männlichkeit verbunden hat, muss immer wieder zeigen und beweisen, dass er ein Mann ist und männliche Privilegien in Anspruch nehmen darf. Er selbst misst sich immer wieder an dem idealen Mass von Männlichkeit. Was alles als 'männlich' gilt, sieht Adler folgendermassen:"Vor allem etwas rein Egoistisches, etwas, was die Eigenliebe befriedigt, also Ueberlegenheit, das Hervorragen über andere, all dies unter Zuhilfenahme von aktiv scheinenden Charakterzügen, wie Mut, Stärke, Erringung von Siegen aller Art besonders über Frauen, Erlangung von Aemtern, Würden und Titeln, der Hang, sich gegen 'weibliche' Regungen abzuhärten und dergl. mehr. Es ist ein fortwährendes Ringen um die persönliche Ueberlegenheit, weil es als männlich gilt, überlegen zu sein."(Adler 1927, S. 12o)
Zur Rechtfertigung seiner Vormachtstellung wird von Seiten des Mannes ausser dem Argument, dass ihm seine Stellung schon von Natur aus zukomme, meist noch angeführt, dass die Frau ein minderwertiges Wesen sei. Dieses Argument ist nach Adler so weit verbreitet, dass es fast schon zum Allgemeingut aller Menschen geworden sei. Gleichzeitig glaubte Adler bei den Männern ein gewisseUnruhe in bezug auf die Frauen festgestellt zu haben, die er auf die Zeit des Kampfes gegen das Mutterrecht zurückführte, wo nach seiner Meinung die Frau tatsächlich ein Moment der Beunruhigung für den Mann darstellte. Es muss hier beigefügt werden, dass Adler sich in der Frage der Entstehung des Patriarchats auf Bebels 'Die Frau und der Sozialismus' abstütze, der dargelegt hat, dass der Uebergang vom Mutter- zum Vaterrecht ein gewaltiger Kampf gewesen sein muss, der schliesslich mit der Unterjochung der Frau endete.
Als Zeugnis für die durch die Geschichte bestehende Unsicherheit des Mannes in bezug auf die Frau zählt Adler eine Reihe von Punkten auf."Auf geistlichen Konzilien wurde lebhaft die Frage besprochen, ob die Frau eine Seele habe(...)ob sie überhaupt ein Mensch sei. Die jahrhundertelange Dauer des Hexenwahns mit seinen Hexenverbrennungen legen ein trauriges Zeugnis ab von den Irrtümern(...)Oft wird die Frau als Ursache alles Unheils in der Welt hingestellt, so in der biblischen Darstellung der Erbsünde(...)Sagen und Märchen aller Zeiten enthalten Hinweise auf die moralische Minderwertigkeit der Frau(...)Ein ungeheurer

Scharfsinn wird aufgebracht, um den Beweis der Minderwertigkeit des Weibes zu führen, und die Reihe dieser Menschen - man denke an Strindberg, Moebius, Schopenhauer, Weininger - wird sogar durch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Frauen vermehrt, die in ihrer Resignation dazu gelangten, die Auffassung von der Minderwertigkeit der Frau(...)zu teilen. Auch in der Bezahlung der Frauenarbeit(...) kommt die Geringschätzung der Frau zum Ausdruck."(Adler 1927, S. 121f.)

Auch Begabtenprüfungen, die eine Ueberlegenheit der Jungen in einer bestimmten Disziplin beweisen sollen, haben nach Adler keine Aussagekraft, da Jungen und Mädchen von Anfang an bestimmte Fähigkeiten zugetraut, bzw. nicht zugetraut werden, und sie diese Urteile übernehmen, da sie zu einer Zeit gefällt werden, in der das kindliche Urteilvermögen nicht in der Lage ist, deren Wahrheitsgehalt zu überprüfen. Kinder übernehmen also zu einer Zeit, in der ihr Bewusstsein noch unausgebildet ist, und sie kein kritisches Urteilsvermögen besitzen, Meinungen über sich und ihre Fähigkeiten, die sich auf einer psychischen Ebene festsetzen, wo sie unter normalen Umständen dem bewussten Zugriff entzogen sind.

Es kann also festgehalten werden, dass Adler eine kritische Einstellung der Gesellschaft gegenüber eingenommen hat, da sie von einer Ueberlegenheit des Mannes geprägt ist, was in allen gesellschaftlichen Institutionen, Einrichtungen und im Denken und Fühlen ihrer Mitglieder zum Ausdruck kommt und verheerende Folgen für das Zusammenleben der Geschlechter hat. Das männliche Prinzip verhindert die Gleichheit unter den Menschen, und beraubt sie damit der Möglichkeit, auf der Grundlage des entwickelten Gemeinschaftsgefühls spannungsfrei miteinander zu leben. Es erscheint wichtig zu betonen, dass nach Adler auch der Mann vom männlichen Prestige keinen wirklichen Vorteil hat, obwohl er in vielen Bereichen des Lebens die vordergründig angenehmere Position innehat, z.B im Berufsleben, bei der Werbung um einen Liebespartner und in der Familie. Er ist gefangen in der Notwendigkeit, sein Leben gemäss der männlichen Ueberlegenheitslinie einzurichten, was eine grundlegende Verarmung seiner Persönlichkeit mit sich bringt, da ihm das Erlebnis der Beziehung mit seinen Mitmenschen, seiner Frau und seinen

Kindern versagt bleibt.
Doch die Wirkung der Vorherrschaft des männlichen Prinzips in unserer Gesellschaft geht nach Adler noch weiter.
In seinem Buch 'What Life Should Mean to You'(Adler 1931) schreibt er in dem Kapitel 'Love and Marriage':
Many men, and especially many woman, through mistakes in their development, have trained themselves to dislike and reject their sexual rôle. They have hindered their natural functions and are physically not capable, without treatments, of accomplishing a successfull marriage. This is what I have called the Masculine Protest and it is very much provoked by the overevaluation of man in our present culture. If children are left in doubt of their sexual rôle, they are very apt to feel insecure. So long as the masculine rôle is taken to be the dominant rôle, it is natural that they should feel, wether they are boys or girls,, that the masculine rôle is enviable. They will doubt their own ability to fulfill this rôle, will overstress the importance of being manly, and will try to avoid being put to the test. This dissatifaction with the sexual rôle is very frequent in our culture. We can suspect it in all cases of frigidity in woman and psychic impotence in men."(Adler 1931, S. 276)
Die Ueberbewertung des männlichen Prinzips in unserer Gesellschaft kann nach Adler also dazu führen, dass der Mann, abgesehen von den bereits genannten Folgen der seelischen Verarmung, auch in seinen körperlichen Vollzügen behindert wird. Das Postulat des Männlichen, das dem Knaben in der Person des Vaters als Allmächtigkeit und Vollkommenheit, als Zustand dauernder Stärke und Souveränität erscheint, kann im Kind neben der Bewunderung und dem Wunsch, es dem Vater gleichzutun, auch ein starkes Gefühl der Unsicherheit bezüglich der eigenen Fähigkeit, diesen Anforderungen zu genügen, bewirken, so dass er beständig von der Unsicherheit geplagt ist, ob er auch wirklich ein rechter Mann sei. Diese Unsicherheit kann den Mann in der Fähigkeit zur Ausübung des Sexualverkehrs behindern. Die Forderung nach Gleichheit der Geschlechter ist nach Adler also kein moralisches oder ethisches Postulat, sondern sie ergibt sich aus der Natur des Menschen als unabdingbare Voraussetzung für ein ausgeglichenes Seelenleben und ein harmonisches Zusammenleben.

2.3. Der Männliche Protest

Wie bereits dargestellt wurde, kritisierte Adler die Erziehungspraktiken seiner Zeit in dem Sinne, dass sie das natürliche Gefühl der Abhängigkeit, Schwäche und Unterlegenheit des Kindes verstärken. Anstatt das Kind durch gewaltfreie Führung und Anerkennung zu einem mutigen und gemeinschaftsfähigen Menschen zu erziehen, verschärfen die Eltern in der Regel das Schwäche- und Minderwertigkeitsgefühl durch Verwöhnung, Härte, Verzärtelung oder Vernachlässigung. Aus dieser Position heraus entwickelt das Kind als Kompensation ein Streben nach Ueberwindung der Schwäche, das in unserer Gesellschaft, in der das Männliche diese Eigenschaften ausfweist, von ihm mit der Männlichkeit identifiziert wird. Dieses Streben nannte Adler den Männlichen Protest. In seinem Werk 'Heilen und Bilden (Adler 1914) schreibt er im Kapitel 'Der nervöse Charakter':

"Es hängt von der wirkenden Kraft des fiktiven Leitziels des Nervösen zusammen, dass er in seiner neurotischen Perspektive und bei der Konstruktion seiner Charakterzüge auch alle Beziehungen der Liebe und den sozialen Zusammenhang der Geschlechter auflöst und zu einer Kampfposition macht. Auf welche Weise macht sich dabei das leitende Ziel geltend? Es ergibt sich nun bei näherer Betrachtung in einwandfreier Weise, dass der Gottähnlichkeitsgedanke des Nervösen, sein Ideal der Vollkommenheit, das er zu erreichen strebt, einen überaus starken männlichen Einschlag aufweist. So dasss jedes nervös disponierte Kind, Knabe wie Mädchen, imstande ist, sein ganzes Streben und seine ganze Zielrichtung in das Schema zu fassen: Ich will ein voller Mann werden. Denn in dieser Idee gipfelt jeder Wunsch nach Herrschaft, Macht, Reichtum und Sieg. Kein Wunder. Aus den Eindrücken der Aussenwelt schöpft das zur Nervösität geneigte Kind schon zu einer Zeit, wo ihm die Unveränderlichkeit des Geschlechtscharakters meist noch unbekannt ist, die Empfindung, dass nur der Mann zum Herrscher geboren ist."(Adler 1914, S. 13o)

Adler beschreibt den Männlichen Protest als ein Phänomen, das sowohl beim Knaben wie beim Mädchen anzutreffen ist. Für beide wird das Mannsein, assoziiert mit Starksein und Macht, zum leitenden Ziel, da beide die Schwächungen der Erziehung erfahren.

Während der Knabe aber aufgrund seines Geschlechts auf direktem Wege der Uebernahme männlicher Verhaltensweisen zum Ziel zu gelangen versucht, verläuft die Entwicklung bei dem Mädchen anders.
Adler schreibt dazu:"Eine der Tatsachen, deren Feststellung ich meiner Betrachtungsweise zu verdanken habe, betrifft das mehr oder weniger bewusste Minderwertigkeitsgefühl aller Mädchen und Frauen, das ihnen durch die 'Weiblichkeit' gegenüber dem Mannes vermittelt wird. Ihr Seelenleben wird dadurch so sehr alteriert, dass sie stets Züge des 'männlichen Protests' aufweisen und zwar meistens in der Form des Umweges über scheinbar weibliche, minderwertige Züge.(...)Erziehung, sowie die nötigen Vorbereitungen für die Zukunft zwingen sie, ihre Ueberlegenheit, ihren 'männlichen Protest' auf Schleichwegen, resignierend meist, zum Ausdruck zu bringen.(...) Herrschsucht, Geiz, Neid, Gefallsucht, Neigung zur Grausamkeit usw. fallen so häufig in die Augen, dass man sie leicht entlarven kann als kompensatorische Züge, nach einer männlichen Richtungslinie geordnet."(Adler 1912, S. 15o)
In dem oben bereits aufgeführten Werk 'Heilen und Bilden' schreibt Adler zu den beschriebenen Merkmalen:"In diesem Streben liegt durchaus kein weiblicher Zug, sondern dies ist der Protest des in seinem innersten Wesen unsicher gewordenen Kindes, es ist der unbewusste, unabweisbare Zwang, die gleiche Höhe mit dem Mann zu halten, kurz: der männliche Protest."(Adler 1914, S. 228)
Die Verhaltensmerkmale der Frau, die Adler unter dem Begriff des Männlichen Protests zusammengefasst hat, entsprechen im wesentlichen denen, die Freud in seiner Theorie auf den Penisneid zurückführt. Allerdings geht es nicht an, den Männlichen Protest mit dem Penisneid gleichzusetzen, da letzterer zum biologisch bedingten Schicksal der Frau gehört, während der Männliche Protest ein Produkt der patriarchalischen Kultur ist. Nach der Freud'schen Vorstellung wird jede Frau dem Penisneid verfallen und ihr Leben damit einrichten müssen. Neid, mangelndes Gerechtigkeitsgefühl usw. sind nach der Vorstellung allen Frauen eigen, da sie ihrer Penislosigkeit nicht entrinnen können. Die Auswirkung des Männlichen Protests dagegen, die Adler erscheinungsmässig ähnlich beschreibt, wie Freud die des Penisneides, sind histo-

risch bedingt als Ergebnis der patriarchalischen Ueberbewertung des Männlichen. Sie sind nicht genuin weiblich, sondern werden von Adler als Ausdruck einer in ihrem Kern verletzten Persönlichkeit charakterisiert. In dem Werk 'Lebenskenntnis' schreibt Adler:"Die Tatsache, dass heutzutage Frauen sich minderwertig fühlen, ist der Beweis dafür, dass unsere Kultur in dieser Hinsicht versagt hat. Der Leser, der davon nicht überzeugt ist, möge die Bestrebungen von Frauen genauer in Augenschein nehmen. Er wird entdecken, dass sie gewöhnlich andere zu übertreffen wünschen und dass sie sich im Laufe ihrer Entwicklung häufig in ein Training stürzen, das intensiver ist, als es notwendig wäre. Sie sind auch selbstbezogener als Männer. In Zukunft müssen Frauen dazu angeleitet werden, mehr Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln und nicht ständig nur für sich und ohne Rücksicht auf andere Vorteile zu suchen. Doch um dahin zu gelangen, müssen wir erst den Irrglauben an männliche Vorrechte beseitigen." (Adler 1929, S. 136)
Mit der Identifizierung der Ursachen, die das Seelenleben der Frau in so negativer Weise beeinflussen, hat Adler demnach auch bereits die Möglichkeiten zur Ueberwindung angedeutet, nämlich die Beseitigung des Vorurteils der männlichen Ueberlegenheit und der daraus abgeleiteten Berechtigung männlicher Privilegien. Erst wenn Mann und Frau in der gesellschaftlichen Wertung gleich eingestuft werden, kann sich das Gemeinschftsgefühl der Frau und mit dem auch das des Mannes ungehindert entwickeln. Während Freud also für die Frauen nur die Möglichkeit und Notwendigkeit sah, dass sie sich mit ihrer Minderwertigkeit abfinden solle, forderte Adler eine umfassende gesellschaftliche Umorientierung.

2.4. Die Bedeutung der Gleichheit

Im folgenden soll etwas genauer ausgeführt werden, welchen Stellenwert das Postulat der Gleichheit in der Adler'schen Theorie einnimmt, da ein Verständnis dieser Problematik in bezug auf die uns interessierende Fragestellung wichtig erscheint.
In 'Heilen und Bilden' schreibt Adler in dem Kapitel 'Zur Erziehung der Eltern':"Ich habe den bestimmten Eindruck gewonnen, dass die menschliche Psyche eine dauernde Unterwerfung nicht ver-

trägt. Nicht unter die Naturgesetze, die sie durch List und Gewalt zu überwinden trachtet, nicht in der Liebe und Freudschaft, und am wenigsten in der Erziehung."(Adler 1914, S.223)
Adler formuiert hier eine Beobachtung, die er als Gesetz des menschlichen Seelenlebens eingestuft hat und für ihn von weitreichender Bedeutung ist. Die menschliche Psyche erträgt eine längerdauernde Unterwerfung nicht. Sie trachtet immer danach, aus einem Zustand der Schwäche, des machtlosen Ausgeliefertseins, sei es an einen Menschen, sei es an ein Schicksal oder an Naturgewalten, herauszukommen. Als Motor für die Weiterentwicklung der menschlichen Kultur kann dieses Streben nach Adler einen segensreichen Einfluss ausüben, da die Lebensverhältnisse der Menschen immer eine gewisse Unsicherheit, ein Ausgeliefertsein implizieren. Im menschlichen Zusammenleben jedoch, insbesondere im Zusammenleben der Geschlechter, vergiftet jeder Versuch der Machtausübung die seelische Harmonie sowohl auf Seiten desjenigen, der die Macht versucht auszuüben, als auch auf Seiten dessen, der sich gegen die Unterdrückung zur Wehr setzt.
"Gerade in den Beziehungen der Geschlechter ist eine Unterordnung ebensowenig verträglich, wie im Völkerleben. Die Schwierigkeiten und Lasten, die beiden Teilen daraus erwachsen, sind so gross, dass jedermann diesem Problem seine Aufmerksamkeit schenken sollte(...)Und es ist deshalb so kompliziert, weil unserer Kultur dem Kind aufgegeben hat, seine Stellungnahme so zu wählen, dass sie in einer Art von Gegensatz zum anderen Geschlecht erfolgt."(Adler 1926, S. 135)
Die Schwierigkeiten und Lasten, die Adler hier andeutet, sind darin zu sehen, dass ein Zusammenleben der Geschlechter, das nicht auf der Basis der Gleichheit und Gleichwertigkeit beruht, von einem Kampf in offener oder versteckter Form geprägt sein wird. Er betont, dass jeder sich diesem Problem zuwenden sollte, da die durchschnittliche Erziehung in unserer Kultur die Geschlechter voneinander entfremdet, anstatt in ihnen die Fähigkeit zum Zusammenleben zu wecken und zu fördern.
Das Problem der Erziehung wird weiter unten noch genauer behandelt werden. Es sei hier nur soviel gesagt, dass die Erziehung nach Adler den Menschen dazu befähigen muss, sich auf der Grundlage des Gemeinschaftsgefühls mit dem Mitmenschen solidarisieren

zu können, wenn das Zusammenleben für beide Partner zufriedenstellend sein soll. Deutlich drückte Adler diesen Sachverhalt in 'Lebenskenntnis' aus:"Wer das Wesen sozialen Interesses verstanden hat, weiss auch, dass die Probleme von Liebe und Ehe nur auf der Grundlage völliger Gleichheit und Gleichberechtigung zu lösen sind.(...)Wenn nach der Eheschliessung der Mann oder die Frau sich zum Eroberer aufschwingen möchten, können die Folgen nur verhängnisvoll sein(...)Die Ehe verlangt Interesse an dem anderen Menschen und die Fähigkeit, sich in die Situation des anderen zu versetzen."(Adler 1929, S. 13o)
Im folgenden soll der Frage nachgegangen werden, welchen Stellenwert Adler dem Zusammenleben der Geschlechter einräumte und welche Rollen er dem Mann bzw. der Frau zuwies.

2.5. Das Zusammenleben der Geschlechter

Adler hat die These aufgestellt, dass alle Forderungen, denen der Mensch im Laufe seines Lebens ausgesetzt ist, subsumiert werden können unter die drei Existenzbereiche der Arbeit, der Gemeinschaft und der Liebe. Diese drei Lebensbereiche gehören nach Adler zur Natur der menschlichen Existenz und haben Geltung sowohl für alle Epochen als auch für alle Rassen und Völker. Sie haben alle eines gemeinsam: Sie erfordern zu ihrer richtigen Bewältigung alle ein entwickeltes Gemeinschaftsgefühl, da sie sozial strukturiert sind, das heisst, dass sie sich aus der Situation des Menschen in der Natur und seiner sozialen Lebensweise ergeben. Das Problem der Arbeit z.B. leitet sich aus der Notwendigkeit der Existenzsicherung und -erhaltung ab. Dies kann aber nur durch Arbeitsteilung in einem hinreichendem Masse geleistet werden, so dass das Arbeitsproblem nicht aus dem sozialen Kontext herausgelöst werden kann. Die Art einer Beitragsleistung zeigt, wie weit sich ein Mensch auf der 'nützlichen Seite des Lebens'(Adler), das heisst in Uebereinstimmung mit den Forderungen des Soziallebens bewegt, bzw. sich davon entfernt hat.
Die Aufgabe der Gemeinschaft geht unmittelbar aus der sozialen Natur des Menschen, aus der Notwendigkeit des Zusammenschlusses und der Gemeinschaftsbildung hervor. Für Adler war Mensch-sein

gleichbedeutend mit Mitmensch-sein, weil jedes Individuum stets mit den Problemen der Gemeinschaft, mit der Frage der zwischenmenschlichen Beziehung konfrontiert wird und sich damit auseinandersetzen muss. Ohne die Fähigkeit zum offenen, vertrauensvollen, mitmenschlichen Kontakt fühlt sich der Mensch isoliert und innerlich unsicher, da ihm das Gefühl der Verbundenheit, das Bewusstsein, Teil des Ganzen zu sein, fehlt.
Das Problem der Liebe, dass weiter unten noch genauer behandelt werden soll, ergibt sich unmittelbar aus der Zweigeschlechtlichkeit der Menschheit.
Alle übrigen Fragen des menschlichen Lebens lassen sich nach Adler diesen drei Hauptbereichen unterordnen.
Der Grad an Gemeinschaftsgefühl wird daran erkennbar, inwieweit dem Individuum die Lösung dieser Lebensaufgaben glückt oder misslingt.
In 'What Life Should Mean to You' schrieb Adler:
"All failures - neurotics, psychotics, criminals, drunkards, problem children, suicides, perverts und prostitutes - all failures because they are lacking in fellow-feeling and social interest. They approach the problem of occupation, friendship and sex without the confidence that they can be solved by cooperation."(Adler 1931, S. 8)
Es sollte aus diesen einführenden Worten bereits ersichtlich werden, dass nach Adler das Zusammenleben der Geschlechter keine nur private Angelegenheit, sondern wesentlich auch eine sozial determinierte Aufgabe darstellt. "Love, with its fullfillment, marriage, is the most intimate devotion towards a partner of the other sex, expressed in physical attraction, in comradeship, and in the decision to have children. It can easily be shown that love and marriage are one side of cooperation for the welfare of two persons only, but a cooperation also for the welfare of mankind."(Adler 1931, S. 263) Noch wesentlich deutlicher beschreibt Adler diesen Sachverhalte in 'Sinn des Lebens':"In der Liebe, die mit so starken Befriedigungen körperlicher und seelischer Art ausgestattet ist, zeigt sich das Gemeinschaftsgefühl als unmittelbarer und unzweifelhafter Gestalter des Schicksals. Wie in der Freudschaft(...) handelt es

sich in der Liebe um eine Aufgabe für zwei Personen, diesmal verschiedenen Geschlechts, mit dem Ausblick auf Nachkommenschaft, auf Erhaltung des Menschengeschlechts. Keines der menschlichen Probleme ist vielleicht der Wohlfahrt und dem Wohlergehen des einzelnen in der Gesamtheit so nahe gerückt, wie das Problem der Liebe(...)Eine Aufgabe für zwei Personen hat eine eigene Struktur und kann nicht nach Art einer Aufgabe für eine einzelne Person richtig gelöst werden. Es ist, als ob jede dieser Personen sich ganz vergessen und ganz der anderen Person hingegeben sein müsste, um dem Problem der Liebe zu genügen, als ob aus zwei Menschen ein Wesen gebildet werden müsste(...)Es ist unweigerlich in dieser Struktur enthalten, dass Fragen der Ungleicheit, Zweifel aneinander, feindliche Gedanken oder Gefühle dabei ausgeschaltet sein müssen. Und es liegt im Wesen der Liebe, dass körperliche Anziehung nicht entbehrt werden kann."(Adler 1933, S. 48)

Das Zusammenleben der Geschlechter hat nach Adler also den Charakter einer sozial strukturierten Aufgabe. Die Liebe, verbunden mit der körperlichen Anziehung, findet ihre Erfüllung nicht in einem 'happy-end', das in einem gesellschaftlich losgelösten Raum einer blossen Zweierbeziehung 'passiert', sondern sie entsteht als Ausdruck einer Beziehung zweier Menschen, die den Vorsatz gefasst haben, sich ein Zusammenleben einzurichten in Uebereinstimmung mit den Forderungen der Gemeinschaft, mit dem Wunsch, auf dem Boden des Gemeinschaftsgefühls am Fortbestand der Gemeinschaft mitzuwirken. Dies impliziert nach Adler spezifische Charakterfähigkeiten, die ein Zusammenleben überhaupt ermöglichen. In der oben zitierten Textstelle schreibt Adler, dass jede Person sich vergessen und sich hingeben können muss, als ob aus zwei Menschen ein Wesen werden müsste. Wichtig erscheint im Zusammenhang unserer Fragestellung, dass Adler hier in der Aufzählung der für das Zusammenleben notwendigen Charaktermerkmale nicht nach Geschlechtern differenziert. Sie gelten unterschiedslos für beide. Dies steht in krassem Gegensatz zu der nach von Freud und auch heute immer wieder vertretenen Auffassung, dass Hingabe, Einfühlen, Sich-Vergessen usw. wesentliche Merkmale der Frau seien. Wesentliche Voraussetzung für das Gelingen des Zusammenlebens ist also, dass sowohl die Frau als auch der Mann diese Fähigkeiten

erlernen müssen.
Das für das Gelingen einer Beziehung notwendige Bewusstsein, am Fortbestand der Menschheit mitzuarbeiten und beitragen zu wollen, impliziert nach Adler den Wunsch, dauerhaft zusammenzuleben und Kinder zu haben. "Cooperation demands a decision for eternity; and we only regard those unions as real examples of love and real marriages in which a fixed and unalterable decision has been taken. In this decision we include the decision to have children, to educate them, and to make them, as far as we can, real fellow men, real equal and responsible members of the human race."(Adler 1931, S. 273)
Die Entscheidung, Kinder zu haben und gemeinsam zu erziehen, ist nach Adler also nicht ein Bedürfnis, dass zum Wesen der Frau oder des Mannes gehört, sondern ergibt sich zwangsläufig aus der Notwendigkeit, den Fortbestand der menschlichen Gemeinschaft zu sichern. Die Frau bekommt also nicht ein Kind, um ihrer 'Mutterrolle' zu genügen, oder um, in der Vorstellung Freuds, im Knaben zu einem Penis zu gelangen, sondern Mann und Frau entscheiden sich beide dafür, mit dem Kind einen Beitrag zur Weiterexistenz der Gesellschaft zu leisten.
Die Forderung nach einem Kind kann nach Adler aber nicht als ein absolutes, ewig gültiges Postulat verstanden werden, sondern ist immer historisch und evolutionsmässig zu relativieren.
"Seit die Menschheit den Spruch erfüllt hat und so zahlreich ist, wie der Sand am Meer, dürfte das Gemeinschaftsgefühl der Menschen in der Strenge der Forderung nach unbeschränkter Nachkommenschaft stark nachgelassen haben. Auch die ungeheure Entwicklung der Technik macht allzu viele Hände überflüssig. Der Drang nach Mitarbeitern hat erheblich abgenommen. Die sozialen Verhältnisse verlocken nicht zur weiteren rapiden Vermehrung. Der stark gesteigerte Grad der Liebesfähigkeit rechnet mehr als vorher mit dem Wohlergehen und mit der Gesundheit der Mutter. Die wachsende Kultur hat auch für Frauen die Grenzen der Bildungsfähigkeit und des seelischen Interesses aufgehoben(...) All diese Tatsachen haben dazu beigetragen, der Liebe, neben ihrer Aufgabe, der Fortpflanzung zu dienen, eine davon fast unabhängige Rolle zuzuweisen." (Adler 1933, S. 49f.)
Die Entscheidung für oder gegen ein Kind sollte nach Adler also

eine Funktion des Gemeinschaftsgefühls sein, das in einer spezifischen historischen Situation bzw. auf einem bestimmten Niveau der menschlichen Evolution durchaus einer unbeschränkten Fortpflanzung entgegenstehen könnte, wenn z.B die sozialen Verhältnisse - Adler schrieb 'Der Sinn des Lebens' 1933 - eine ruhige, gedeihliche Entwicklung des Kindes nicht garantieren, oder wenn der Stand der Technologie so hoch ist, dass zu viele Menschen für den Bestand der Gesellschaft eher eine Last wären.
Adler definierte den Menschen also nicht als ein abstraktes Wesen mit irgendwelchen zeitlos existierenden Bedürfnissen, sondern für ihn war der Mensch immer eingebettet in den sozialen Kontext, in dem bestimmte Forderungen an ihn gestellt werden, deren Erfüllung vom Stand der spezifischen kulturellen Entwicklung abhängig ist. Von daher gibt es für ihn keine Männlichkeit oder Weiblichkeit an sich, sondern historisch, geographisch oder ökonomisch bedingte Forderungen an die Geschlechter, denen nachzukommen notwendig ist im Interesse des gesellschaftlichen Fortbestandes. Eine spezifische Männerrolle in einer spezifischen Gesellschaft ist von daher nicht Ausdruck einer männlichen Natur, sondern Resultet eines Anpassungsprozesses, in dem diese Männerrolle sich als die zum Fortbestand günstigste herauskristallisiert hat. Dass dieser evolutionäre Anpassungsprozess Irrwege gehen kann, ist klar und wurde auch von Adler gesehen, wie bereits ausgeführt wurde im Zusammenhang mit dem Problem der Gleichheit und Gleichwertigkeit der Geschlechter. Adler hatte festgestellt, dass sich ein Irrtum bezüglich der Bewertung der Männner eingeschlichen hat, ohne allerdings genau zu benennen, wie dieser Irrtum entstehen konnte.
Grundsätzlich bleibt aber die Tatsache bestehen, dass die Geschlechter nicht nach einem abstrakten Bild von Mann und Frau, sondern nach den Notwendigkeiten des gesellschaftlichen Zusammenlebens erzogen werden müssen.

2.6. Die Erziehung der Geschlechter

Aus den obigen Ausführungen geht klar hervor, dass die Erziehung für Adler von zentraler, herausragender Bedeutung ist. Zum gemeinschaftsfähigen Mitglied der Gesellschaft wird der Mensch

nicht geboren, sondern erzogen. Die Fähigkeit der Eltern, das Kind in das Leben einzuführen, entscheidet, ob der Erwachsene zum 'Mitspieler'(Adler) wird, oder ob er sich auf die 'unnütze Seite des Lebens' stellt.
Grundsätzlich stellt sich die Frage, welche Möglichkeiten nach Adler für die Eltern bestehen, wenn es ihnen zum Anliegen wird, in ihrer Erziehung das Prinzip der Gleichheit von Mann und Frau zu verwirklichen, in einer Gesellschaft, die, wie bereits ausgeführt worden ist, von der Ueberbewertung des Mannes durchdrungen ist.
In dem Aufsatz 'Zur Erziehung der Eltern' aus dem Jahre 1912 schrieb Adler:"Was können Eltern und Erzieher tun, um diesem Schaden vorzubeugen, der aus dem Umstande entspringt, dass das Kind die Frau und ihre Aufgaben geringer bewertet? Die Wertdifferenz zwischen männlichen und weiblichen Leistungen(...) können sie nicht aus der Welt schaffen. Sie können aber dafür sorgen, dass sie im Rahmen der Kinderstube nich allzu aufdringlich hervortritt. Dann wird die Angst vor dem Schicksal der Weiblichkeit nicht aufflammen können, und die Affekte bleiben ungereizt. Man darf also die Frau und ihre Aufgaben in der Kinderstube nicht verkleinern, wie es oft zu geschehen pflegt, wenn der Vater seine Männlichkeit hervorzuheben sucht, oder wenn die Mutter verdrossen über ihre Stellung im Leben zürnt. Mann soll Knaben nicht zum Knabenstolz anhalten, noch weniger dem Neid der Mädchen gegenüber dem Knaben Vorschub leisten. Und man soll in erster Linie den Zweifel des Kindes an seiner Geschlechtsrolle nicht nähren, sondern von der Säuglingszeit angefangen seine Einfügung in dieselbe durch geeignete Erziehungsmassnahmen fördern."(Adler 1914, S. 232)
Adler hat also gesehen, dass das Problem der unterschiedlichen Wertung von Mann und Frau in der Gesellschaft nur dadurch angegangen werden kann, dass die Eltern den Kindern als ein Beispiel und Vorbild eine gleichberechtigte Lebensweise vorleben, wobei ihm offensichtlich bewusst war, dass die Familie innerhalb einer Gesellschaft, in der das Männliche eindeutig dominiert, nicht eine Insel der Gleichheit sein kann. Der Eltern können dafür sorgen, dass der Einfluss der Wertdifferenz nicht zu aufdringlich wird, aufheben können sie sie nicht. Dahinter verbirgt sich nach unserer

Auffassung keine Resignation, sondern eine realistische Einschätzung der gegebenen Verhältnisse. Die ungleiche Bewertung von Mann und Frau kann nicht mit einem Schlag beseitigt werden, sondern wird nach Adler im Laufe eines generationenlangen Prozesses, der sich hauptsächlich in den Kinderstuben abspielen wird, überwunden werden. Nur über die Erziehung kann der Mensch zu einem neuen Bewusstsein gelangen.
Aus der oben zitierten Textstelle ist zu entnehmen, dass Adler für die Gleichbewertung der Geschlechter bei gleichzeitiger Beibehaltung der traditionellen Rollenverteilung plädierte. Adler war nie Anhänger der Auffassung, dass die gleiche Bewertung von Mann und Frau durch eine weitgehende Annäherung der Rollenverteilung zu erreichen sei. Für ihn war selbstverständlich, dass in einer Gesellschaft, die unter anderem auf einer Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau beruht, die Kinder in der Erziehung auf ihre entsprechenden Rollen vorbereitet werden müssen, um sie dadurch zum Beitrag für die Gemeinschaft zu befähigen. Wie bereits erwähnt, sah Adler in der Arbeitsteilung der Geschlechter an sich kein Probelm, da sie eine produktive und gesellschaftlich sinnvolle Institution sei, die sich im Laufe der menschliche Evolution gebildet hat. Erst seit es den Männern aufgrund der Entwicklung der Produktivkräfte gelungen war, die Arbeitsteilung zu ihren Gunsten zu beeinflussen und zu verändern, wurde sie zum Instrument der Unterdrückung der Frau. Adler hat hier unseres Erachtens nicht klar differenziert, da er einerseits, historisch gesehen, konzediert, dass der Mann für sich die angenehmeren Positionen in Anspruch genommen hat, andererseits aber das heutige Problem der Gleichberechtigung bzw. Nichtgleichberechtigung reduziert auf ein reines Bewertungsproblem, indem der Mann nicht überlegen bzw. unterlegen ist aufgrund real ungleichwertiger Rollenverteilung sondern aufgrund einer Ueberbewertung der männlichen und der Unterbewertung der weiblichen Position. Da sich nun eine bestimmte Form der geschlechtsspezifischen Arbeits- und Rollenverteilung herauskristallisiert hat, muss nach Adler der junge Mensch in die Lage versetzt werden, diesen Rollenanforderungen zu genügen.
Adler schreibt dazu in 'What Life Should Mean to You':"
The function that everyone expects most definitely of a father

is a solution of the problem of occupation. He must be trained for an occupation and he must be able to support himself and his family(...)but in our present cultural conditions the economic responsibility falls mainly on the man. A solution for this problem means that he must work and be courageous, that he must understand his profession and know its advantages and disadvantages, that he must be able to cooperate with others in his profession and be well thought of by them."(Adler 1931, S. 138)

Hier blieb Adler offensichtlich sehr verhaftet in der traditionellen Vorstellung der männlichen Rolle. Der junge Mann soll dazu erzogen werden und fähig sein, seinen Mann im Beruf zu stellen und damit Ernährer der Familie zu sein. Allerdings unterscheidet sich Adler insofern von der traditionellen Auffassung, als er zum einen dem Mann das Berufsleben nicht zuweist, weil es seine 'männliche Natur' so verlangt, sondern weil sich die Rolle in der historischen Perspektive so entwickelt hat; zum anderen entwirft Adler nicht das Bild eines Mannes, der sich in seiner Karriere 'verwirklicht' und aufreibt, der nach 'oben' strebt, sondern nach seiner Vorstellung soll der Mann auf kooperativer Grundlage zur Zusammenarbeit befähigt werden.

Entsprechend der Erziehung zum Mann gestaltet sich nach Adler auch die Erziehung zur Frau. Im oben zitierten Werk schrieb Adler:"There is no mystical power in the skill of motherhood. All skill is the result of long interest and training. The preparation for motherhood begins very early in life(...) It is never advisable to educate boys and girls as if they had precisely the same tasks ahead of them. If we are to have skillfull mothers, girls must be educated for motherhood and educated in such a way that they like the prospect of being a mother, consider it a creative activity, and are not disappointed by their rôle when they face ist in later life."(Adler 1931, S. 121)

Auch hier findet sich wieder dieselbe Tendenz, wie sie bereits oben bei der Beschreibung der männlichen Erziehung zu beobachten gewesen war. Das Mädchen soll bewusst und von Anfang an zu einer bejahenden Einstellung zur Mutterrolle erzogen werden, aber nicht, weil sich ihr Lebensglück als Frau nur durch ein Kind realisieren liesse, sondern weil ihr diese Rolle, biologisch determiniert,

zufällt, und sie damit, unter den gegebenen Umständen, zum Fortbestand der menschlichen Gemeinschaft beiträgt.
In dem oben zitierten Aufsatz 'Zur Erziehung der Eltern' (s.o. S. 1o2) schrieb Adler am Schluss: Und man soll in erster Linie den Zweifel des Kindes an seiner Geschlechtsrolle nicht nähren, sondern von der Säuglingszeit angefangen seine Einfügung in dieselbe durch geeignete Erziehungsmassnahmen fördern.
Dieses Postulat ergab sich für Adler zum einen daraus, dass er bei vielen Neurotikern eine Unsicherheit bezüglich der Geschlechtsrolle meinte feststellen zu können, zum anderen ist es eine notwendige Voraussetzung zur erfolgreichen Erfüllung der geschlechtsspezifischen Rollenerwartung. Der Mensch kann seine Rolle dann am befriedigensten ausfüllen, wenn er von Anbeginn seines Lebens an zu einer eindeutigen und bejahenden Einstellung seinem Geschlecht gegenüber erzogen worden ist.
Neben den bereits aufgeführten Merkmalen einer geschlechtsspezifischen Erziehung schreibt Adler auch dem sozialen Umfeld eine grosse Bedeutung zu.
"Die sexuelle Vorbereitung besteht zunächst in der Festigung einer zulänglichen Knabenrolle, in einem wachsenden Verständnis des Sexualproblems, in einer mutigen Zielsetzung in der Richtung auf Liebe und Ehe. Unsere Kultur und ihre Einrichtungen nehmen den Erziehern einen Teil ihrer Arbeit ab. Andere Kleidung, andere Spiele, andere Erziehungsmassnahmen versuchen den Entwicklungsgang richtig zu lenken. Das umgebende Leben, Analogien aus dem Tierreich, erzieherische Eingriffe, zumeist kameradschaftliche Aufklärung fördern die Einsicht in das sexuelle Geheimnis, Lektüre, Theater und Kino, häufig auch Verführung vollenden sie. Da ferner der Knabe überall in seinem Leben auf die Tatsache der Liebe und Ehe stösst, da allen Erziehungsmassnahmen auch eine gesellschaftliche Lösung der Liebes- und Ehefrage in der Zukunft als Voraussetzung vorschwebt, und da der wachsenden Sexualtrieb nach einer solchen Lösung sucht, so gestaltet sich des Knaben Weltbild der Zukunft in diesem Sinne."(Adler 197o, S. 123f.)
Der Knabe muss nach Adler also von Anfang an als ein männliches Wesen erzogen werden. Dies impliziert zum einen, dass er befähigt wird, die Lebensaufgabe der Ehe und Liebe zu meistern, zum anderen, dass er baldmöglichst ein wachsendes Verständnis der

Sexualprobleme bekommt, in anderen Worten, dass die sexuelle Aufklärung nach Adler ein wichtiger Faktor zur Erlangung einer eindeutigen Geschlechtsidentität darstellt. In 'Lebenskenntnis' schrieb Adler zum Problem der Aufklärung:"In der Bibel finden wir die Geschichte, nach der die Frau der Ursprung allen Uebels ist und in der es heisst, seither hätten Männer und Frauen in ihrem Liebesleben stets grosse Gefahren durchgestanden. Unsere Erziehung hält sich zweifellos zu streng an die von ihr eingeschlagenen Richtung. Statt Jungen und Mädchen wie auf eine Sünde vorzubereiten, wäre es sinnvoller und klüger, man trainiere die Mädchen besser in ihrer weibliche und die Jungen besser in ihrer männlichen Eherolle(...)."(Adler 1929, S. 136)
Adler stellte also das Postulat auf, dass der Knabe von Anfang an zu seiner späteren Rolle als Vater, Ehemann und Familienernährer hinerzogen werden müsse. Hierbei mass er der Erziehung in der Familie eine grosse Bedeutung zu, aber auch die Umgebung des Knaben drängt ihn geradezu in die richtige Richtung. Diese Feststellung steht in einem gewissen Gegensatz zu der Beobachtung Adlers, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse von der Ueberbewertung des männliche Prinzips durchdrungen seien. Das umgebende Leben, erzieherische Eingriffe, kameradschaftliche Aufklärung, Lektüre, Theater, Kino, die Tatsachen der Liebe und Ehe, wie sie sich dem Knaben zeigen, sind sicherlich nicht geeignet, eine Einführung in eine alternative Geschlechtsrolle im Sinne der Gleichwertigkeit, wie sie Adler vorgeschwebt haben mag, zu vermitteln.
Wir meinen, dass hier ein Problem zum Ausdruck kommt, das sich bezüglich der fragen der Rollenzuweisung und des Rollenverhaltens durch das Werk Adlers zieht. Im folgenden soll genauer daruaf eingegangen werden.

2.7. Diskussion

Adler hat in die psychologische Betrachtungsweise vom Menschen gewichtige Gesichtspunkte eingeführt, die ihn dazu befähigten, das Problem der Rollenverteilung von Mann und Frau, der 'Männlichkeit' und 'Weiblichkeit', klarer zu sehen als z.B. Freud. Für Adler war es selbstverständlich, dass Mann und Frau als

gleichwertig anzusehen seien, während Freud dem Mann eine überlegene Position zuwies. Die konkreten Rollen, die Mann und Frau ausfüllen, sind von daher nach Adler nicht Ausdruck unterschiedlicher Veranlagungen oder Wertigkeiten, sondern Ergebnis eines jahrtausendelangen Evolutionsprozesses, in welchem sich eine spezifische Rollenverteilung als für das Ueberleben einer Gesellschaft am ökonomischsten herauskristallisiert hat. Dass diese Entwicklung auch Irrwege gehen kann, hat Adler am Beispiel der patriarchalischen Gesellschaft klar gesehen. Knabe und Mädchen lernen die Rolle, die sie in einer konkreten Gesellschaft einnehmen müssen, 'Männlichkeit' und 'Weiblichkeit' sind das Ergebnis eines Lern- und Erziehungsprozesses, woraus Adler folgert, dass den Kindern die Fähigkeiten und Fertigkeiten anerzogen werden müssen, die sie dazu befähigen, in ihrem Leben einen nützlichen Beitrag zur Weiterexistenz der menschlichen Gemeinschaft zu leisten.

Hier beginnt unseres Erachtens eine Schwierigkeit bei Adler, denn es erhebt sich die Frage, welche Gemeinschaft er im Auge hatte, bzw. welches der Massstab ist, an dem gemessen werden kann, welche männliche Rolle z.B den Forderungen der Gemeinschaft gerecht wird. Adler hat immer wieder betont, dass wenn er von Gemeinschaft spricht, er niemals eine real existierende meinte, sondern eine ideale Gemeinschaft, in der der Mensch das Gemeinschaftsgefühl mit allen seinen Implikationen selbstverständlich leben wird, in der die Menschen frei von Ausbeutung und Unterdrückung in Gleichheit, Würde, gegenseitiger Achtung und Humanität leben würden.

Dieses ideale Ziel, diese 'Vision' oder Utopie muss dem Erzieher bei seiner Arbeit mit dem Kind vorschweben, wenn er den Anforderungen der Gemeinschaft gerecht werden will. Gleichzeitig muss der Mensch aber auch in der Lage sein, im Hier und Heute sein Leben zu bestehen und zu bewältigen.

Wexberg hat von daher vorgeschlagen, Gemeinschaftsgefühl als die Fähigkeit zu definieren, das Leben in der Gegenwart zu bewältigen und gleichzeitig am Fortschritt mitzuarbeiten.(Vgl.:Wexberg 1974, S. 79ff.) Gemeinschaftsgefühl heisst also demnach nicht, in der Gegenwart ein gesellschaftlich angepasstes Leben zu führen, genausoweinig wie eine bloss zukunftsorientierte, die gegenwär-

tigen Verhältnisse negierende Lebensweise, sondern es beinhaltet beides, sowohl die Bewältigung der Gegenwart, als auch das Streben auf eine bessere Gesellschaft hin.
Es erhebt sich nun die Frage, was diese Vorstellung konkret für die geschlechtsspezifische Rollenverteilung bedeutet. Wie muss der Mann beschaffen sein, dass er einerseits in einer konkreten Gesellschaft leben, sie aber gleichzeitig auch transzendieren kann? Für die heutige Zeit kann von Adler keine Antwort erwartet werden, da die Verhältnisse sich nach seinem Tod radikal weiterentwickelt und verändert haben, aber für seine Zeit (Jahrhundertwende bis zu seinem Tode 1937) hat er Hinweise gegeben. Da zeigt es sich nun, dass Adlers konkrete Erziehungsanweisungen in bezug auf die Geschlechter sehr stark im Konservativen verhaftet bleiben, wie aus den zitierten Textausschnitten zu entnehmen ist. Sowohl für den Mann, als auch fpr die Frau hat Adler, angesehen von dem Postulat der Gleichheit, das, einmal verwirklicht, gravierende Konsequenzen für das Zusammenleben haben würde, keine alternativen Vorstellungen. Auch das Zusammenleben der Geschlechter, als deren geeignetste Form Adler die traditionelle Ehe ansah, bleibt ganz im Rahmen tradierter Vorbilder. Trotz der relativen Fortschrittschlichkeit und Offenheit seiner Theorien war es ihm offenbar doch nicht möglich, das Bestehende radikaler zu hinterfragen und andere, humanere Rollenzuweisungen zu antizipieren. Seine Theorien und Erkenntnisse sind unseres Erachtens aber trotzdem von grosser Bedeutung und können gerade bei der Formulierung alternativer Rollenvorstellungen nutzbringend verwendet werden.

3. C.G. Jung

3.1. Einführung

Jung gilt neben Freud und Adler als der dritte im Kreis der drei grossen Pioniere der Tiefnpsychologie. Der 1875 als Sohn eines evangelischen Pfarrers geborene Jung stiess 19o7 auf Freud, nachdem er Medizin studiert und unter Bleuler am Burghölzli in Zürich, der psychiatrischen Universitätsklinik, gearbeitet hatte. 1911 wurde er der erste Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Gesellschaft, aber bereits 1913 war die Freudschaft mit Freud zu Ende.
Jung stiess sich z. B.am Begriff der Libido, die nach Freud nur sexuelles Bedürfnis beinhalten sollte. Für Jung wurde die Libido zur Lebensenergie überhaupt, einer Energie, die sämtliche Formen und Tätigkeiten des psychischen Systems durchpulst. "Der Begriff Libido wird hier nicht anders gebraucht als der analoge Ausdruck 'Energie' in der Physik, als Abstraktion also, welche dynamische Relationen ausdrückt und auf einem theoretischen Postulat beruht, das sich in der Erfahrung bestätigt."(Jacobi 1977, S. 57)
Das Begriffspaar aktiv - passiv, bzw. männlich - weiblich, mit dem Freud seine Libido und damit auch in übertragendem Sinne die Geschlechter charakterisierte, wurde von Jung nicht auf seine Libidovorstellung, die vergleichbar wäre mit Schopenhauers 'Wille zum Leben' z.B übertragen.(Vgl. Rattner 1979, S. 67)
Auch lehnte Jung das entscheidende geschlechtsdiskriminierende Merkmal der Freud'schen Schule ab: den Oedipuskomplex, wonach jedes Kind notwendigerweise den gleichgeschlechtlichen Elternteil in einer bestimmten Entwicklungsphase hassen muss. Er wies darauf hin, dass dies die Folge einer verwöhnenden Erziehung sei, wobei es die Erwchsenen sind, die das Kind allzu sehr an sich binden wollen. "Es ist gleichweise unberechtigt, wenn man dem sogenannten Oedipuskomplex die Würde einer ursächlichen Tatsache verleiht. Der Oedipuskomplex ist ein Symptom. So wie man irgendeine starke Anhänglichkeit an einen Menschen oder eine Sache als 'Ehe' bezeichnen kann, oder wie der primitive Geist vieles durch eine sexuelle Metapher ausdrückt, so bezeichnet die sexua-

listische Auffassung die regressive Tendenz eines Kindes als 'inzestuöses Verlangen' nach der Mutter."(Jung 1924, S. 21) Jung lehnte also die zwei Axiome der Freud'schen Psychologie, die der Entwicklung des Mannes determinierend zugrundeliegen - zum einen die sexualistische Natur der Libido, zum anderen den Oedipuskomplex - ab.
Im folgenden möchten wir darstellen, welches Bild vom Mann Jung vorschwebte und wie nach seiner Vorstellung der psychisch gesunde Mann seiner Zeit (Jung starb 1961) auszusehen hatte. Es soll in dem Zusammenhang zunächst die Geschlechtsspezifität der Jung'schen Typenlehre untersucht werden, anschliessend werden wir versuchen, anhand der inhaltlichen Füllung der einzelnen Schichten des menschlichen Seelenlebens die Jung'sche Männlichkeitsvorstellung zu extrahieren.

3.2. Typenlehre

Nach Jung können alle Menschen nach der allgemeinen Einstellung charakterisiert werden, d.h nach der Art, wie der Mensch reagiert auf die Einflüsse, die an ihn von aussen oder von innen herantreten. Anders ausgedrückt unterscheidet Jung die Menschen danach, ob ihre seelische Energie (Libido) in die Aussenwelt oder in die Innenwelt strömt. Die erste Reaktionsweise nannte er Extraversion, die zweite Introversion. Sie bedeuten ein die psychischen Prozesse bedingendes Verhalten, einen Reaktionsmodus in bezug auf die Objekte der äusseren und inneren Welt, mit dem die Art des Handelns und der subjektiven Erfahrung determiniert sein soll. Die Extraversion ist danch gekennzeichnet durch ein positives Verhalten zum Objekt, die Introversion eher durch ein negatives. Der Extravertierte richtet sich nach äusseren, kollektiv-gültigen Normen, der Introvertierte wird in seinem Verhalten mehr von subjektiven Faktoren bestimmt.
Der Einstellungstypus ist nach Jung in der biologischen Verfassung verankert und von Geburt an relativ eindeutig bestimmt.(Vgl. Jacobi 1977, S. 28) In der Realität kommen beide Typen in reiner Ausformung nicht vor. Der Mensch reagiert sowohl nach aussen, als auch nach innen, Jung glaubte aber die Menschen danach ein-

teilen zu können, welche psychische Grundtendenz bei ihnen vorherrscht.
Neben den zwei Einstellungstypen unterschied Jung im Seelenleben des Menschen vier psychische Grundfunktionen, die als Denken, Fühlen, Empfinden und Intuieren bezeichnet wurden.
Unter einer psychischen Funktion verstand Jung eine psychische Tätigkeit, die von den jeweiligen Inhalten unabhängig ist. Entscheidend in bezug auf ein mögliches Objekt wäre demnach nicht, was eine Person dazu denkt, sondern dass sie denkt und nicht fühlt z.B., oder empfindet. Das Denken ist jene Funktion, welche durch begriffliche Zusammenhänge und logische Folgerungen versucht, die inneren und äusseren Objekte zu assimilieren. Als Gegensatz zum Denken sah Jung das Fühlen, das die Objekte durch die Begriffe 'angenehm' oder 'unangenehm', bzw. 'annehmen' oder 'abwehren' zu erfassen versucht. Diese zwei Grundfunktionen schliessen sich nach Jung aus, da ein Objekt nicht gleichzeitig mit den Begriffen 'wahr - unwahr' und 'angenehm - unangenehm' aufgenommen werden kann.
Die zwei anderen Funktionen, Empfindung und Intuition, die sich ebenfalls gegenseitig ausschliessen, arbeiten mit blossen Wahrnehmungen, im Gegensatz zu den ersten beiden, die mit Urteilen arbeiten. Die Empfindung nimmt die Dinge wahr so wie sie sind, so wie die Intuition, die jedoch nicht mit den bewussten Sinnen, sondern mit einer 'inneren Wahrnehmung'(Jung) die Möglichkeiten, die in einem Objekt liegen, erfassen kann.
Obwohl nach Jung der Mensch anlagemässig alle vier Funktionen besitzt, orientiert er sich hauptsächlich mit einer, die Jung die superiore nannte. Ihr entgegengesetzt befindet sich im Unbewussten die inferiore Funktion, während die beiden übrigen teils im Bewusstsein, teils im Unbewussten liegen. Ihrer kann der Mensch sich teilwesie auch bedienen. Jung nannte sie die auxiliären oder Hilfsfunktionen. Es ist wichtig zu erwähnen, dass die superiore und die minderwertige Funktion in einem kompensatorischen Verhältnis zueinander stehen. Bei einer Ueberbetonung der einen Funktion wird die Gegenfunktion von selber zum Ausgleich drängen, dann aber eben in ihrer minderwertigen Form.
Einstellungs- und Funktionstyp ergeben zusammen potentiell un-

zählige Variationsmöglichkeiten, z.B. introvertierter Fühltypus, extravertierter Empfindungstypus, introvertierter Denktypus usw. Es ist nicht Sinn der Arbeit, die Jung'sche Typologie umfassend darzustellen. Im folgenden werden einige Punkte herausgegriffen, wo Jung einen Typus geschlechtsspezifisch charakterisiert hat. In dem Werk 'Allgemeine Beschreibung der Typen' (Jung 1921) unterscheidet Jung acht Funktionstypen, und zwar zum einen die extravertierten Denk-, Fühl-, Empfindungs- und Intuitionstypen, und zum anderen die introvertierten Denk-, Fühl-, Empfindungs- und Intuitionstypen. Von diesen acht Typen will er zwei eindeutig überwiegend bei Männern angetroffen haben, während andere hauptsächlich von Frauen okkupiert werden. Männliche Verterter fand Jung beim extravertierten Empfindungstyp und beim extravertierten Denktyp. Im folgenden werden wir versuchen, etwas genauer auszuführen, wie Jung diese beiden Typen charakterisierte und worin ihre Geschlechtsspezifität liegt. Zunächst zum extravertierten Denktypus.(Vgl. Jung 1921, S. 36ff.)

3.2.1. Der extravertierte Denktypus

Jung spricht von einem Denktypus, wenn dem Denken das Primat unter den psychischen Funktionen zufällt, d.h wenn das Individuum seine Lebensbewältigung hauptsächlich unter der Führung denkender Ueberlegung vollzieht, so dass alle irgendwie wichtigen Handlungen aus intellektuell gedachten Motiven hervorgehen oder hervorgehen sollten. Das Leben verläuft in Abhängigkeit von intellektuellen Schlüssen, die sich am objektiv Gegebenen orientieren. Die objetive Tatsächlichkeit, bzw, die, wie Jung es formuliert, objetiv orientierte intellektuelle Formel erlangt die ausschlaggebende Macht. An dieser Formel wird gut und böse, schön oder hässlich gemessen. Richtig ist alles, was dieser Formel entspricht, unrichtig, was ihr widerspricht.
Soweit aus der Literatur zu entnehmen ist, meint Jung hier mit Formel eine bestimmte Lebensmaxime, oder -wahrheit, die ein Individuum, hier meist ein Mann, sich zur Richtschnur seines Handelns gemacht hat. Diese Maxime, oder wie Jung auch sagt, dieses Lebensgesetz, ergibt sich aus dem objektiv Gegebenen der äusseren Welt und impliziert die Vernachlässigung spezifischer

Bereicher, die weiter unten genauer behandelt werden.
So wie der extravertierte Denktypus sich seiner Formel unterwirft, so verlangt er es auch von seiner Umgebung, denn wer es nicht tut, ist unvernünftig, widerstrebt dem Weltgesetz, ist unmoralisch und gewissenlos. Seine Moral verbietet ihm, Ausnahmen zu dulden, da alles, was er für richtig und vernünftig erachtet, auch für andere gelten muss. Was dieser Formel widerspricht, ist bloss Unvollkommenheit, zufälliges Versagen, oder krankhaft. Je weiter diese Formel gefasst ist, desto grösser ist nach Jung die Wahrscheinlichkeit, dass dieser Typus als Reformator, als Propagator wichtiger Neuerungen nützlich im sozialen Leben wird. Je enger dagegen die Formel ist, desto mehr wird der Mensch zum Nörgler, Vernünftler und selbstgerechten Kritiker. Das Leben stirbt ab, je tiefer man in den Machtbereich der Formel eindringt. Nach der Jung'schen Persönlichkeitsvorstellung ist es von grosser Wichtigkeit, auch die andere Seite dieses Typus zu betrachten, den Teil der Persönlichkeit, der sich hinter dem zur Schau getragenen Verhalten, der Persona, verbirgt.(Zur Persona s.u. 3.3.1.) Entsprechend der Dominanz des extravertierten Denkens werden nach Jung alle vom Gefühl abhängigen Lebensformen ausgeschlossen, z.B ästhetische Betätigungen, Geschmack, Kunstsinn, Pflege der Freundschaft, religiöse Erfahrungen, Leidenschaften usw. Diese verdrängten Lebensformen kommen aber nicht zur Ruhe. Früher oder später machen sie sich indirekt bemerkbar, indem sie die bewusste Lebensführung stören. Die ausgeschlossenen Funktionen bleiben, da sie relativ oder gänzlich unbewusst sind, unterentwickelt und darum minderwertig. Absolut kann eine Funktion nicht ausgeschaltet werden, sondern bloss erheblich entstellt. Unter der Schwelle des Bewusstseins können die verdrängten Gefühle einer der bewussten Absicht zuwiderlaufende Tätigkeit entfalten, deren Resultate im Bewusstsein dem Individuum ein völliges Rätsel sein können. Jung rekurriert hier auf solche Fälle, wo z.B ein bewusster Altruismus durch starke Selbstsuchttendenzen durchkreuzt werden kann. Ist die bewusste Einstellung extrem unpersönlich, so können alle persönlichen Rücksichten gegen die eigene Person, Gesundheit, Familie, soziale und finanzielle Stellung usw. fortfallen bis zur Zerstörung der eigenen Existenz. Je grosszügiger die individuelle Aufopferung für das intellektu-

elle Ziel ist, desto kleinlicher, misstrauischer, launischer und konservativer sind die Gefühle. Je stärker die Gefühle verdrängt werden, desto massiver beeinflussen sie das Denken. Der intellektuelle Standpunkt wird dogmatisch, die Selbstbehauptung der Persönlichkeit wird auf ihn übertragen. Die Lebensformel wird zur Religion. Alle psychischen Tendenzen, die verdrängt werden, sammeln sich als Gegenposition im Unbewussten und bewirken von dorther Anwandlungen von Zweifel. Zur Abwehr der Zweifel wird die bewusste Einstellung fanatisch. "Dieser dem Leser gewiss wohlbekannte Typus findet sich nach meiner Erfahrung hauptsächlich bei Männern, wie überhaupt das Denken eine Funktion ist, die beim Manne weit eher zur Vorherrschaft geeignet ist als bei der Frau. Wenn bei Frauen das Denken zur Herrschaft gelangt, so handelt es sich, soweit ich sehen kann, wohl meistens um ein Denken, das im Gefolge einer überwiegend intuitiven Geistestätigkeit steht."(Jung 1921, S. 42)

Das Spektrum der von Jung unter dem extravertierten Denktypus subsumierten Charakterologie reicht also vom sozial positiv einzuschätzenden Individuum, das versucht, eine als richtig anerkannte Lebensformel zu leben und zu vermitteln, wobei die Extremform der 'Reformator' oder 'Neuerer' darstellt, bis hin zum zwanghaft-autoritär-schizoiden Nörgler, der seine Mitmenschen mit kleinlichen Gefühlen verfolgt und plagt.

Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang, wie Jung das gehäufte Auftreten dieses Typus bei den Männern erklärt, wobei hier von der Frage abgesehen werden muss, ob diese Beobachtungen als solche stimmen. Das Denken ist gemäss der oben zitierten Textstelle das Primat des Mannes, es ist im Manne 'weit eher zur Vorherrschaft geeignet als bei der Frau'. Das Denken ist nach Jung also eine explizit männliche Domäne und Eigenschaft, von daher ist er eher in der Lage, die Welt denkend zu erfasse.

Hier erscheint wieder auf scheinbar wissenschaftlich-objetiver Basis das alte Vorurteil von der Auftrennung der Eigenschaften in Denken gleich männlich und Fühlen gleich weiblich, welche angeblich als Natur, unabhängig von Kultur und Erziehung existieren soll.

In seiner Typologie bemühte sich Jung sehr, das männliche Denken und das weibliche Fühlen als gleichberechtigte Lebensformen und

-möglichkeiten nebeneinander gelten und bestehen zu lassen. Es wird aber deutlich werden, dass er dies letztendlich nicht durchhalten kann und dem Mann eine überlegene Rolle einräumt.

3.2.2. Der introvertierte Denktypus

Der introvertierte Denktypus, der von Jung nicht explizit als von den Männern okkupiert beschrieben wurde, aber aufgrund der von ihm postulierten Dominanz des Denkens im Manne eher bei jenen anzutreffen sein wird, ähnelt seinem extravertierten Gegenpart in dem Sinne, dass er auch von Ideen beeinflusst ist, die aber nicht dem objektiv Gegebenen, sondern der subjektiven Grundlage entspringen. Jung meinte (Vgl. Jung 1921, S.78), dass er sich von daher wesentlich und unverkennbar von seinem Gegenpart unterscheide, seine Beschreibung gleicht aber dem extravertierten Denktypus weitgehend, so dass hier auf eine genauere Beschreibung verzichtet werden kann. Der extravertierte und introvertierte Denktypus zeichnet sich also durch eine hauptsächlich durch das Denken bestimmte Herangehensweise an die äussere bzw. innere Welt aus. Unterentwickelt oder verdrängt bleibt die dem Denken entgegengesetzte Funktion des Fühlens. "Insofern das Gefühl unbestreitbar eine sichtbare Eigentümlichkeit der weiblichen Psychologie ist, so finden sich auch die ausgesprochenen Fühltypen beim weiblichen Geschlecht."(Jung 1921, S. 48)
Dies gilt sowohl für die introvertierte als auch für die extravertierte Spielart des Fühltypus. "Das Primat des introvertierten Fühlens habe ich hauptsächlich bei Frauen angetroffen. Das Sprichwort 'Stille Wasser gründen tief' gilt von diesen Frauen. Sie sind meist stille, schwer zugänglich, unverständlich, öfters hinter einer kindlichen oder banalen Maske verborgen, öfters auch von melancholischem Temperament. Sie scheinen nicht und treten nicht auf."(Jung 1921, S. 84)

3.2.3. Der extravertierte Empfindungstypus

Der zweite Typus, der nach Jung hauptsächlich bei den Männern anzutreffen sein soll, ist der extravertierte Empfindungstypus. (Zum fol. vgl.Jung 1921, S. 56ff.) Jung beschrieb ihn als einen

Typus, der im Bereich des objektiven Tatsachensinnes von keinem anderen Typus überboten wird, da der subjektive Anteil des Empfindens gehemmt oder verdrängt sein soll, wobei es entsprechend der Extravertiertheit nur konkrete, sinnlich wahrnehmbare Objekte oder Vorgänge sind, welche in der extravertierten Einstellung Empfindungen erregen. "Insofern man einen ausgesprochenen Sinn für reine Tatsächlichkeit als sehr vernünftig aufzufassen geneigt ist, wird man solche Menschen als vernünftig preisen. Sie sind es aber in Wirklichkeit keineswegs, indem sie der Empfindung des irrationelen Zufalls genauso unterworfen sind, wie der des rationalen Vorkommens. Ein solcher Typus - vielfach handelt es sich anscheinend um Männer - meint natürlich nicht, der 'Empfindung' unterworfen zu sein. Er wird diesen Ausdruck vielmehr als ganz unzutreffend belächeln, denn für ihn ist die Empfindung konkrete Lebensäusserung; sie bedeutet ihm eine Fülle wirklichen Lebens."(Jung 1921, S. 56

Der extravertierte Empfindungstypus orientiert sich im Leben also nach den Empfindungen, die er von äusseren Objekten erhält. Seine Absicht geht auf den konkreten Genuss, wobei er nicht notwendigerweise ein sinnlicher Rohling sein muss, im Gegenteil, er kann nach Jung Empfindungen von grosser ästhetischer Reinheit entwickeln

Auf niederer Stufe, meint Jung, sei dieser Typus ein Mensch der tastbaren Wirklichkeit, ohne Neigung zu Reflexionen. Sein Motiv ist, das Objekt zu empfinden, Sensationen zu haben und zu geniessen. Er will Empfindungen, die von aussen kommen müssen. Was von innen kommt, ist krankhaft und verwerflich. Seine Liebe gründet sich auf die sinnenfälligen Reize des Objekts. Ideale hat er keine, daher hat er auch keinen Grund, sich gegen die tatsächliche Wirklichkeit fremd zu verhalten.

Je dominierender und ausschliesslicher die Empfindungsfunktion wird, desto stärker entwickelt sich dieser Typus in sozial negativer Weise. Er wird, nach Jung, zum rohen Genussmenschen oder zum skrupellosen 'raffinierten Aestheten'. Das Objekt wird 'ruchlos' vergewaltigt und ausgepresst. Die Bindung an das Objekt wird auf das äusserste getrieben, das Unbewusste gerät dadurch in die offene Opposition. Vor allem macht sich die der Empfindungsfunktion entgegengesetzte Intuitionsfunktion in Form von

Projektionen auf das Objekt geltend. Das kann zu Eifersuchtsanfällen, Angstzuständen, Phobien, Zwangssymptomen, skrupeloser Moralität, primitiver, abergläubischer und 'magischer' Religiosität führen.
Das Spektrum des extravertierten Empfindungstypen reicht, soweit aus der Beschreibung ersichtlich wird, vom feinsinnigen Kunstkenner und kultivierten Gourmet von hoher ästhetischer Vollkommenheit, über den dümmlichen Genussmenschen, den im Leben nichts bewegt ausser gutes Essen und attraktive Frauen, bis hin zum wüsten Rohling, der rücksichtslos die Objekte seiner Umgebung in den Dienst seiner nur roh entwickelten Empfindungsfunktion presst. Wie bereits im Zusammenhang mit den Denktypen betont wurde, muss auch hier wieder festgehalten werden, dass der von Jung beschriebene Empfindungstyp nicht aufgrund kultureller Einflüsse vornehmlich, wenn überhaupt, beim Mann anzutreffen ist, sondern dass die Empfindungsfunktion per se eher als dem Manne gemäss angesehen wird.
Er scheint in der Jung'schen Persönlichkeitstheorie bezüglich der allgemeinen Einstellungstypen keine weitere Geschlechtsdifferenzierung zu existieren, während die vier Funktionstypen eindeutig geschlechzsspezifisch unterschieden werden und zwar in Richtung auf eine Dominanz der Denk- und Empfindungsfunktionen beim Mann. Auch wenn nach Jung die Einflüsse der Erziehung auf die Entwicklung des Charakters nicht unterschätzt werden dürfen, handelt es sich dabei eher um eine, im positiven Falle, Unterstützung und Kultivierung, oder, im negativen Falle, um eine neurotisierende Verfälschung angeborener Einstellungs- und Funktionsmodi. Die bei Jung zu beobachtende Tendenz, dem Mann spezifische Funktionen als seiner Natur gemäss zu definieren, entspricht in der Tendenz der bei Freud herausgearbeiteten Neigung, das Bestehende zur Norm zur erklären, wobei jedoch festgehalten werden muss, dass für Freud ein nicht aufhebbarer Gegensatz zwischen Mann und Frau besteht, da die Mannwerdung wesentlich durch biologisch-anatomische Faktoren bestimmt ist, die für die Frau in der Art nicht zum Tragen kommen können, während Jung die Forderung aufstellt, dass der Mann im Individuationsprozess auch die weiblichen Tendenzen in sich entwickeln und zur Geltung bringen müsse, so dass der wahrhaft entwickelte Mann nicht der nur 'männliche' sondern der androgyne Mann ist. Dies

ändert aber grundsätzlich nichts an der Tatsache, dass der Mann wesentlich durch das Denken und Empfinden definiert wird, da das seine ihm gemässen superioren Funktionen sind, während das Fühlen und Intuieren zwar auch bis zu einem gewissen Grad kultiviert werden kann, aber niemals bis auf das Niveau der superioren Funktionen.

3.3. Die Struktur des Seelenlebens

Jung zerlegte das Seelenleben in eine Vielzahl von Komponenten, die sich allesamt wie Teilpersönlichkeiten repräsentierten. Die Analytische oder Komplexe Psychologie spricht von seelischen Instanzen, die nacheinander angestroffen werden , wenn man schichtenweise von der Peripherie zum Kern der Persönlichkeit vorstösst.

3.3.1. Die Persona

Die äusserste Schicht der Persönlichkeit nannte Jung die Persona, ein Begriff, den er aus der griechischen Tragödie entnommen hat, wo er ursprünglich die Maske des Schauspielers bedeutete. Nach dieser Vorstellung muss jeder Mensch im Leben eine Rolle annehmen, die er spielen kann. Die Persona ist das, was wir in den Augen der anderen 'vorstellen' bzw. vorstellen möchten, also Beruf, Rang, Status, äussere Gewohnheiten und Verhaltensweisen. Ohne eine solche Fassade ist nach Jung ein Existieren in der Gesellschaft nicht oder nur schwer möglich. Das Individuum sollte aber wissen, dass diese 'Schale' nicht mit dem 'Kern' identisch ist. Wer dies verwechselt, lebt ein Leben in der Selbstentfremdung. Die Persona ist nach Jung ein mehr oder weniger zufälliger Ausschnitt aus der Kollektivpsyche, sie ist eine Maske, die Individualität vortäuscht.

Die Persona kann spezifische Gefährdungen in dem Fall bewirken, wo sie mit dem Selbst identifiziert wird, d.h. wo ein Individuum sich mit seiner Persona gleichsetzt. Dieser Gefahr scheinen Männer stärker ausgesetzt zu sein als Frauen. Die gesellschaftliche, durch das Patriarchat bestimmte, Entwicklung hat es mit sich gebracht, dass Frauen weniger als Männer die Möglichkeit haben, eine sie von der Masse der anderen Frauen unterscheiden-

de Rolle oder Identität einzunehmen, da sie a priori auf die Mutterrolle festgelegt wurden. Die Frau wurde primär durch ihre Biologie und sekundär durch ihre soziale Rolle definiert. Berufstätigkeit gilt zum Teil heute noch als dem Wesen der Frau nicht entsprechend. Das Eigentliche ist die Mutter- und Liebhaberinfunktion. Der Mann dagegen erscheint viel stärker als durch die soziale Rolle definiert, er und seine Tätigkeit werden gleichgesetzt. Darin besteht nach Jung eine grosse Gefahr für die Persönlichkeit."Die Identifikation mit Amt und Titel hat etwas verführerisches, weshalb viele Männer nichts anderes sind, als ihre von der Gesellschaft zugebilligte Würde. Es wäre vergeblich, hinter dieser Schale eine Persönlichkeit zu suchen, man fände bloss ein erbärmliches Menschlein. Darum eben ist das Amt - oder was diese äussere Schale auch sei - so verführerisch. (Jung 1943, S. 32)

Jung beschrieb damit ein Phänomen, das, wenn auch zu seiner Zeit wohl stärker, da die zunehmende Tendenz zum Berufswechsel eine überstärke Identifikation mit Amt und Titel erschwert, als tatsächlich existent angesehen werden kann, wenn auch Jungs Erklärung Ursache und Wirkung verwechselt. Nach seiner Vorstellung bewirkt die Verhärtung der Persona, in anderen Worten die zu starke Gleichsetzung der Persona mit dem Ich oder Selbst, dass der Mensch in seinem wahren Wesen verarmt, er wird zum 'Menschlein'. Tatsächlich muss dieses Phänomen eher so gedeutet werden, dass es bereits die geschwächte Persönlichkeit ist, die die Tendenz hat, sich mit einem Titel oder einer Tätigkeit in dem Sinne zu identifizieren, dass es quasi als seelisches 'Korsett' fungieren kann.

Die Jung'sche Beobachtung als solche kann aber als zutreffend angesehen werden, und er hat damit den Finger auf ein Problem gelegt, dass gerade für den Mann unserer Kultur von grosser Signifikanz sein kann, wie die zahlreichen Persönlichkeitskrisen im Zusammenhang mit der steigenden Arbeitslosigkeit oder der immer wieder zu beobachtende Persönlichkeitsverfall bzw. psychogene Tod nach der Pensionierung zeigen.

Die Persona garantiert also nach Jung einerseits ein reibungsloses Funktionieren und Zusammenleben in der Gesellschaft, kann aber auch persönlichkeitszerstörend wirken, da der auf eine spe-

zifische Rolle, sei es Amt oder Titel, eingeengte Mann, unter dem Zwang steht, alle psychischen Erscheinungen, die mit dieser Rolle oder einem damit verbundenen Ich - Ideal nicht übereinstimmen, zu verdrängen.

3.3.2. Der Schatten

Unterhalb oder hinter der Persona postulierte die Komplexe Psychologie die Existenz eines sogenannten Schatten des Menschen. Es ist die dunkle Seite des Menschen, die Mängel und Schwächen, die er nicht wahrhaben will. Es scheint, als habe hier Jung dem Freud'schen Vorbewussten einen neuen Namen gegeben. Je mehr in den Schatten verdrängt wird, desto ärmer wird die Persönlichkeit, denn die verdrängten Regungen sind Bedürfnisse und Eigenschaften, die zum Ich gehören wie die Tugenden und Stärken.
Obwohl auch im Zusammenhang mit dem Schatten die Frage behandelt werden könnte, welches Geschlecht in unserer Kultur stärker von der Notwendigkeit betroffen ist, im Interesse eines Ich - Ideals oder einer Rollenvorstellung psychische Bedürfnisse oder Erscheinungen in den 'Schatten' verdrängen zu müssen, möchten wir hier nicht darauf eingehen, da Jung selber sich dazu nicht geäussert hat. Vom heutigen Verständnis über den Mann her betrachtet, das zwar nicht Allgemeingut, aber doch in der Literatur sich durchzusetzen beginnt, könnte gefolgert werden, dass es eindeutig der Mann ist, der weite Bereiche seiner Emotionalität in den Jung'schen Schatten verdrängen muss. Es stellt sich aber die Frage, ob auch Jung dieser Meinung gewesen ist. Es wird im weiteren Verlauf der Arbeit deutlich werden, dass Jungs Vorstellung vom Mann extrem differiert von dem, was die moderne Psychologie sich erarbeitet hat, so dass es kein Zufall ist, dass Jung das Problem des Schattes nicht geschlechtsspezifisch behandelt hat.

3.3.3. Animus und Anima

Hinter der Persona und dem Schatten konstatierte Jung die Existenz sogenannter gegengeschlechtlicher Seelenbilder, die er beim Mann Anima und bei der Frau Animus nannte. Diese archetypischen Figuren stehen jeweils für den komplementär gegengeschlechtlichen

Anteil der Psyche. In der Tendenz scheint hier die Freud'sche Vorstellung der Bisexualität des Menschen wiederzukehren, obwohl Jung weit über die tatsächlich nachgewiesenen rudimentär vorhandenen Relikte des jeweils anderen Geschlechts im Menschen hinausgeht. "Die archetypische Figur des Seelenbildes steht jeweils für den komplementär-gegengeschlechtlichen Anteil der Psyche und zeigt teils, wie unser persönliches Verhältnis dazu geformt ist, teils den Niederschlag der gesamtmenschlichen Erfahrung am Gegengeschlechtlichen. Es stellt also das Bild vom anderen Geschlecht dar, das wir als einmalige Einzelwesen, aber auch das, was wir als Artwesen in uns tragen."(Jacoby 1977, S. 116). Es wird nicht ganz klar, was Jung unter diesen Bezeichnungen genau verstanden hat. Zum einen scheinen die in der Anima des Mannes subsumierten individuellen Erfahrungen mit der Frau Voraussetzung für die Fähigkeit des Mannes zu sein, die Frau zu verstehen und sich in sie einzufühlen. Zum anderen scheint das Auftauchen von Animus- und Animabildern in Träumen und Phantasien zum Ueberbrücken einseitiger männlicher und weiblicher Einstellungen zu dienen, gemäss des bereits erwähnten Jung'schen Ideals der quasi-androynen Persönlichkeit.(Vgl. Jacoby 1977; Lindzey 1978; Rattner 1979; Jung 1934, S. 81 ff.)
Nach Jung soll es also im Seelenleben des Mannes eine als weiblich charakterisierte Instanz geben, die darüber wacht, dass der Mann nicht nur und ausschliesslich männliche Qualitäten entwickelt unter Vernachlässigung spezifischer als unmännlich definierter Eigenschaften.
Es erhebt sich nun die Frage, was genau Jung das 'das Männliche' und 'das Weibliche' genannt hat.
In Anlehnung an die chinesische Philosophie des Taoismus stellte Jung die These auf, dass der Kosmos durchwoben ist von der Kraft des Weiblichen und des Männlichen, ausgedrückt in den chiesischen Symbolen des Yin und des Yang.(Vgl. Jung 1927; zur genaueren Beschreibung von Yin und Yang, siehe: Colegrave 1980) Diese zwei Kräfte, die im ganzen Kosmos existent sind, manifestieren sich in den Geschlechtern als Eros und Logos. "Die Frau ist durch männliches Wesen kompensiert, deshalb hat ihr Unbewusstes sozusagen männliches Vorzeichen. Das bedeutet im Vergleich mit dem Mann einen beträchtlichen Unterschied. Ich habe dieser

Sachlage entsprechend den projektionsbildenden Faktor bei der Frau als Animus bezeichnet. Dieses Wort heisst Verstand oder Geist. Wie die Anima dem mütterlichen Eros entspricht, so der Animus dem väterlichen Logos. Es liegt mir ferne, diesen beiden intuitiven Begriffen eine allzu spezifische Definition geben zu wollen. Ich gebrauche Eros und Logos bloss als begriffliche Hilfsmittel, um die Tatsache zu beschreiben, dass das Bewusstsein der Frau mehr durch das Verbindende des Eros als durch das Unterschiedende und Erkenntnismässige des Logos charakterisiert ist. Bei Männern ist der Eros, die Beziehungsfunktion, in der Regel weniger entwickelt, als der Logos. Bei der Frau dagegen bildet der Eros einen Ausruck ihrer wahren Natur, während ihr Logos nicht seltem einen bedauerlichen Zwischenfall bedeuted."(JUng 1951, S. 79)

Der Eros ist Ausdruck der 'wahren' Natur der Frau, das Mütterliche, Gefühlsmässige, Verbindende, Beziehungsstiftende entspricht ihrem wahren Wesen. Der Mann dagegen verkörpert das Prinzip des Logos, was als Geist,Verstand, Vernunft, analytisches Denken usw. verstanden werden soll. Jung schränkt zwar in der oben zitierten Textstelle die beiden Begriffe als intuitive ein, als begriffliche Hilfsmittel, fern von allzu spezifischer Definition. Es ist aber evident, dass er lediglich, das bekannte Begriffspaar Gefühl - Frau, Verstand - Mann wiederholt hat.

Wie bereits oben ausgeführt, kann bei Jung immer wieder die Tendenz beobachtet werden, dass er männliche und weibliche Lebensweisen, das Fühlen und Denken, Eros und Logos, als scheinbar gleichberechtigt nebeneinandergestellt hat, als zwei mögliche Formen der Lebensgestaltung, dass er aber dem Mann eine weitaus bedeutungsvollere Rolle in der Gesellschaft zuweist. In 'Die Beziehung zwischen dem Ich und dem Unbewussten' schrieb er: "Mann kann nun den Frauen nicht eo ipso ein inferiores Bewusstsein zusprechen; es ist bloss anders als das männliche Bewusstsein. Aber wie der Frau öfters Dinge klar bewusst sind, über die ein Mann noch lange im Dunkeln tappt, so gibt es naturgemäss auch Erfahrungsgebiete beim Mann, die für die Frau noch im Schatten der Nichtunterscheidung liegen, hauptsächlich Dinge, für die sie sich zunächst wenig interessiert. Persönliche Beziehungen sind ihr in der Regel wichtiger und interessanter als

objektive Tatsachen und ihre Zusammenhänge.
Die weiten Gebiete des Handels, der Politik, der Technik und der Wissenschaft, das ganze Reich des angewandten männlichen Geistes fällt bei ihr in den Bewusstseinsschatten, dagegen entwickelt sie eine weitläufige Bewusstheit der persönlichen Beziehungen, deren unendliche Nuancierung dem Mann in der Regel entgeht."(Jung 1934, S. 101)
Das Bewusstssein der Frau ist also nicht als solches unterlegen, es differiert nur, es ist qualitativ anders. Jung beschreibt es als dem Männlichen durchaus gleichwertig. Während der Frau der Bereich der persönlichen Beziehungen gemäss ist, manifestiert sich der männliche Geist auf dem Gebiet von Handel, Politik, Technik und Wissenschaft. Die Frage der gesellschaftlichen Relevanz stellt sich dabei für Jung in diesem Zusammenhang nicht. Es liegt die Schlussfolgerung nahe, dass es auch Jung nicht möglich war, die Frau anders als in ihrer Rolle als Mutter und Liebhaberin zu antizipieren. Für den Mann soll der Bereich der persönlichen Beziehungen im Bewusstseinsschatten liegen.
Es wäre zwar in der Jung'schen Vorstellung der Persönlichkeitsentwicklung wünschenswert, dass beide Geschlechter die Inhalte ihres Schattens bewusst integrieren, das hebt aber den prinzipiellen Unterschied zwischen Mann und Frau nicht auf. Eros und Logos, Geist und Stoff, Gefühl und Verstand sind nicht zu vereinbaren, auch wenn Jacobi meint, der Mann sei in seiner entwickelten Form 'stoffgewordener Geist' und die Frau 'geistdurchtränkter Stoff'.(Vgl. Jacobi 1977, S. 126)
Gewinnt das jeweils andersgeschlechtliche Seelenbild in einem Individuum die Ueberhand, d.h. identifiziert sich die betreffende Person mit ihrer Anima oder Animus, treten diese in ihrer jeweils minderwertigen Form in Erscheinung, der Mann riskiert nach nach Jung Effeminiertheit, die Frau wird rechthaberisch und unleidlich.(Vgl. Jung 1934,S. 81) Die Anima produziert Launen, die aus dunklen Tiefen aufsteigen wollen, während der Animus Meinugen hervorbringt, die nicht zu erschüttern, oder Prinzipien, die unantastbar gültig sind. Hier finden wir also den männlichen Logos am Werk. In 'Die Persona als ein Ausschnitt aus der Kollek-

tivpsyche' schrieb Jung genauer, dass der Intellekt der Frau einen 'eigenartigen Protestcharakter' hätte,"einen Charakter, den man bei intellektuellen Frauen leider oft antrifft. Ein solcher Intellekt sucht immer den anderen einen Fehler nachzuweisen(...)Das verdirbt den Männern regelmässig die Laune(...) Aber es ist die Besonderheit dieses weiblichen Intellektes, dass er unglücklicherweise weniger die Erspriesslichkeit einer Dikussion, als viel mehr schwache Stellen sucht, um sich daran festzuhaken und damit den Mann zu irritieren. Bei weitem nicht immer ist dies eine bewusste Absicht, sondern viel mehr ein unbewusster Zweck, den Mann zur Ueberlegenheit zu zwingen und ihn auf diese Weise bewundernswert zu machen. Der Mann merkt in der Regel nicht, dass er in eine Heldenrolle hineingezwängt werden sollte(...)(Jung 1934, S. 48)

In diesem Zitat kommt unseres Erachtens die zutiefst patriarchalische Gesinnung Jungs zum Ausdruck. Der Intellekt kommt in seiner reinsten Form im Mann zur Blüte. In der Frau wird er pervertiert und bekommt einen 'Protestcharakter' und das nicht nur in einer begrenzten Anzahl von Frauen, die Adler wahrscheinlich in der Kategorie des 'Männlichen Protests' eingereiht hätte, sondern in den meisten intellektuellen Frauen. Jung bediente sich hier des Mittels der Diffamierung, indem er diesen Typus von Frau als 'unweiblich' und damit ihrer eigentlichen Natur entfremdet, eingeschätzt hat. Was hier zum Ausdruck kommt, ist unseres Erachtens das Unbehagen des patriarchalisch erzogenen Mannes vor der Frau, die ihm geistig-intellektuell gewachsen oder überlegen ist. Jung fand aber doch einen für den Mann beruhigenden Ausweg aus dieser Situation: Die unbewusste Absicht dieser Frauen geht nicht etwa dahin, den Mann zu übertrumpfen, oder zu überragen, sondern im Gegenteil; es geht ihr darum, den Mann aufzustacheln, um ihn bewundernswert zu machen, in anderen Worten, der Mann soll in die ihm von der Natur aus zustehende Rolle der männlichen Superiorität gezwungen werden. Die Jung'sche Welt der männlichen Vorherrschaft wäre damit wieder im Lot.

Wir kommen jetzt in den zentralen Bereich der männlichen Psyche und zwar dem kollektiven Unbewussten, dessen Inhalte aus den sogenannten Archetypen gebildet wird.

3.3.4. Das Kollektive Unbewusste und die Archetypen

Wir haben im Verlauf dieses Kapitels mehrfach den Begriff des Archetypus erwähnt und zwar im Zusammenhang mit der Persona und von Animus und Anima.
Im folgenden möchten wir diesen für die Jung'sche Psychologie sehr zentralen Aspekt auf seine geschlechtsspezifischen Dimensionen hin untersuchen.
Nach Jung ist der Mensch im Besitz vieler Dinge, die er nie persönlich erwoben hat, sondern die er von seinen Vorfahren und Ahnen geerbt hat. Er wird demnach nicht als tabula rasa, sondern bloss unbewusst geboren.(Vgl. Jung 1948, S. 12) Er bringt aber spezifisch menschlich organisierte, funktionsbereite Systeme mit, welche er in Millionen von Jahren der menschlchen Entwicklung erworben haben soll. Jung vergleicht diese Systeme mit dem Wandertrieb und dem Nestbauinstinkt des Vogels, der nicht individuell erlernt oder erworben wird. Bei der Geburt bringt der Mensch die Grundlage seines Wesens mit und zwar nicht nur seiner individuellen, sondern auch seiner kollektiven Natur. "Die ererbten Systeme entsprechen denen seit der Urzeit prävalierenden menschlichen Situationen, das heisst, es gibt Jugend und Alter, Geburt und Tod, es gibt Söhne und Töchter, Väter und Mütter, es gibt Paarung usw. Nur sein individuelles Bewusstsein erlebt derartiges zum ersten Mal, das körperliche System und das Unbewusste aber keineswegs. Für diese bedeutet es nur die Bestätigung altgewohnter Instinkte, die alle schon längst präformiert sind."(Jung 1948, S. 25)
Alle Situationen, die die menschliche Existenz ausmachen, sind demnach nach Jung im Seelenleben instinktartig verankert und werden aktiviert, sobald ein Mensch in eine solche Situation gerät. Es ist also nicht nur das individuell Erlernte, was einen Menschen zu einer speziellen Handlung bringt, sondern auch die Erfahrung seiner ganzen individuellen und kollektiven Ahnenreihe mit dieser Situation. Es stellt sich die Frage, was von dieser Warte aus betrachtet individuell und was kollektiv ist. Das menschliche Leben besteht, trotz der Vielfalt individueller Ausformungen, zum überwiegenden Teil aus Situationen, die letztendlich allgemeinmenschlicher Natur sind. Konsequenterweise

sagt Jung von daher auch: "Alle Grundtriebe und Grundformen des Denkens und Fühlens sind kollektiv. Alles, worin die Menschn überein gekommen sind, dass es allgemein sei, ist kollektiv, ebenso alles, was allgemein verstanden, vorhanden, gesagt und getan ist. Bei genauerer Betrachtung ist man immer wieder erstaunt zu sehen, wieviel an unserer sogenannt individuellen Psychologie eigentlich kollektiv ist." (Jung 1934, S. 43)

Die Archetypentheorie muss als Ausdruck einer tendenziell konservativen Weltanschauung eingestuft werden, da mit ihr letztendlich alle menschlichen Erscheinungen gesellschaftlicher und individueller Art, so z.B. die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau, als archetypisch festgelegt, damit in der Natur verankert und somit langfristig als nicht veränderbar angesehen werden kann. Laiblin, ein Vertreter der Jung'schen Psychologie, schrieb dazu:"Es ist nicht Zufall, sondern entspricht geheimer zielstrebiger Gesetzmässigkeit, wenn das kleine Mädchen in 'mütterlicher' Fürsorge seine Puppen betreut und damit (...) schon in der 'Ouverture' seiner Lebenssymphonie 'Motive' anklingen lässt, die später thematisch breit entfaltet erklingen, während der kleine Junge derselben geheimen und 'planmässigen' Lebensordnung gehorcht, wenn er in kindlichem Spiel mit Auto, Eisenbahn und Flugzeug späteren Aufgaben der Lebensmeisterung entgegenreift. Solche und zahlreiche ähnliche Beobachtungen nötigen zu der Annahme, dass der Ablauf des Lebens in der Leib-Seele Einheit streng gesetzmässig und'planvoll' erfolgt (...)." (Laiblin 1952, S. 82f.)

Hier zeigt sich die von Jung gelegte Tendenz in konkreter Ausformung. Historisch bedingte gesellschaftliche Erscheinungen, wie z.B. die bereits in früher Kindheit sichtbare Rollenverteilung, werden archetypisch festgeschrieben und als scheinbar sinnvolle natürliche Gesetzmässigkeiten des menschlichen Lebens definiert. Dies hat weitreichende Konsequenzen für Erziehung, Neurosenprophylaxe und Therapie. Wenn davon ausgegangen wird, dass die traditionelle Rollenverteilung zwischen Mann und Frau instinktartig vorgegebener Naturnotwendigkeit entspricht, dann muss jede Abweichung, jeder Versuch der Emanzipation als krankhaft und vergeblich angesehen werden, da die

Natur stärker ist als der menschliche Wille. "Man täuscht sich sehr, wenn man glaubt, dass viele verheiratete Frauen bloss darum neurotisch sind, weil sie sexuell unbefriedigt seien oder weil sie den passenden Mann nicht gefunden hätten oder weil sie noch an infantile Sexualität fixiert seien. Der wirkliche Grund zur Neurose ist in vielen Fällen der, dass sie die ihnen zukommende Kulturaufgabe nicht zu erkennen vermögen." (Jung 1914, S. 331) Nach Jungs Auffassung war es also nicht die restriktive Sexualmoral des ausgehenden Viktorianischen Zeitalters, an der die Frauen litten, sondern deren Unfähigkeit, ihre Kulturaufgabe, womit Jung die Rolle als Mutter, die Verkörperung des weiblichen Prinzips, gemeint haben wird, zu erfüllen. Jungs Denken wird hier auf eine Art pervertiert und zwar in dem Sinne, dass er die Vorstellung vertritt, dass die traditionelle Rollenverteilung recht sei, weil archetypisch festgelegt, nur die Frauen seien nicht in der Lage, ihr gerecht zu werden. Das Problem wurde damit von der gesellschaftlichen Ebene weg auf die einzelnen Frauen verschoben. In demselben Masse, wie die Frau nach Jung erkranken kann, wenn sie ihrer Kulturaufgabe nicht gerecht wird, kann natürlich auch der Mann seine naturgemäss festgelegte Rollenaufgabe verpassen und neurotisch erkranken.

3.4. Diskussion

Es erübrigt sich unseres Erachtens, tiefer in die Archetypenlehre einzudringen, da Jung immer nur gefunden hat, was er bereits hineingelegt hatte, und was das gesellschaftliche Vorurteil der patriarchalischen Gesellschaft auch ohne Jung bereits gewusst hat. Als symptomatisches Beispiel, das für viele steht, soll eine Textstelle aus 'Seele und Erde' zitiert werden:"Der Archetypus der Mutter ist für das Kind wohl am unmittelbarsten. Mit der Entwicklung seines Bewusstseins aber tritt auch der Vater in seinen Gesichtskreis und belebt einen Archetypus, dessen Natur dem der Mutter in vielen Beziehungen entgegengesetzt ist. (...) Er bestimmt die Beziehung zum Mann, zu Gesetz und Staat, zu Vaterland und Geist (...). Das 'Vaterland' bedeutet Grenzen, das heisst bestimmte Lokalisation,

der Boden aber ist mütterliche Erde, ruhend und fruchtbar. Der Rhein ist ein Vater, wie der Nil, wie der Wind, Sturm, Blitz und Donner. Der Vater ist auctor und Autorität, daher Gesetz und Staat. Er ist das in der Welt sich Bewegende, wie der Wind, das mit unsichtbaren Gedanken Luftbilder-Schaffende und Lenkende (...). Die wärmende, schützende, nahrungsspendende Mutter ist auch der Herd, die schützende Höhle oder Hütte und die umgebende Pflanzung(...). Der Vater geht umher, er spricht zu anderen Männern, er jagt, er wandert, er führt Krieg (...). Er ist der Kampf und die Waffe, die Ursache aller Veränderungen." (Jung 1927a,S. 135)

Jung gibt hier einen Eindruck davon, wie er den männlich-väterlichen Archetypus verstanden haben wollte. In ihm soll alles vereinigt sein, was der Mann individuell wie auch kollektiv an Erfahrungen assimiliert hat. Diese Erfahrungen ruhen im Knaben als Erlebnis- und Handlungsbereitschaften, als patterns of behaviour und sollen in der Begegnung mit dem realen Vater aktiviert werden und damit das Leben dieses Individuums in schicksalshafter Weise bestimmen. In fast schon mystischer Ueberhöhung definierte Jung die Männlichkeit in der oben beschriebenen Weise. Offensichtlich ging es ihm darum, das patriarchalische Männerbild als natürlich zu verankern. Gerade seine Archetypentheorie kann in ihrer geschlechtsdifferenzierenden und -diffamierenden Dimension als patriarchalisch-konservatives Bollwerk gegen die zur Gleichberechtigung drängende Frau gesehen werden, ähnlich der bereits bei Freud bearbeiteten Tendenz, historisch Bedingtes zur eigentlichen Natur zu erklären. Bis ins Detail wird die patriarchalische Weltsicht zur Natur verklärt, z.B. bezüglich der Haltung der Geschlechter zueinander. In dem bereits zitierten Aufsatz 'Seele und Erde' schrieb Jung:" Auf biologischer Stufe hat die Frau ein Hauptinteresse daran, den e i n e n Mann festzuhalten, während für den Mann das Hauptinteresse ist, eine Frau zu erobern, und von Natur wegen bleibt er selten bei einer Eroberung stehen. So spielt die eine männliche Persönlichkeit für die Frau eine ausschlaggebende Rolle; die Beziehung des Mannes zur Frau dagegen ist weniger bestimmt, das heisst er kann seine Frau auch als eine unter anderen sehen." (Jung 1927, S. 142)

Die ökonomische Abhängigkeit der Frau vom Mann, und der damit verbundene Zwang,bei eben diesem einen Mann zu bleiben, wird von Jung wiederum archetypisch erklärt, ebenso wie das stillschweigende Privileg des Mannes, neben seiner Frau auch noch andere Frauen zu haben, denn die Natur treibt den Mann zur 'Eroberung', womit Jung dem Vorurteil, dass nur der ein rechter Mann sei, der viele 'Eroberungen' zu verzeichnen hat, eine willkommene 'wissenschaftliche' Begründung liefert.
Nach Jung existieren zwei Lebensbereiche, mit denen der Mensch sich auseinandersetzen und die er integrieren muss, um seelisch gesund zu bleiben, bzw. zu werden. Zum einen die äussere Realität, die Anforderungen, die das Leben mit sich bringt, zum anderen die innere Welt, die gleichberechtigt neben der äusseren steht, und deren Anforderungen ebenso in die Persönlichkeit oder in das sich entwickelnde Selbst des Individuationsprozesses integriert werden muss. "Der Mensch muss nach zwei verschiedenen Seiten angepasst sein, einmal an das äussere Leben - Beruf, Familie, Sozietät - und sodann an die vitalen Erfordernisse seiner eigenen Natur." (Jung 1924, S. 39)
Dieser Anpassungsprozess verläuft nach Jung in einem zeitlichen Nacheinander. Die erste Lebenshälft ist geprägt durch die Anpassung an die äusseren Realitäten, für den Mann in der Regel Beruf, Familie, Sozietät. Wenn diese Lebensbereiche bewältigt sind, kann der Mensch die Grenze zu seinem Innenleben überschreiten, womit die eigentliche kulturelle Entwicklung des Menschen beginnt. "So wichtig es ist, dass ein Mensch seinen Lebensunterhalt verdienen und womöglich eine Familie ernähren kann, so hat er damit doch nichts erreicht, was den Sinn seines Lebens erfüllt. Er wird nicht einmal seine Kinder richtig erziehen (...). Ein geistiges Ziel, das über den bloss natürlichen Menschen und seine weltliche Existenz hinausweist, ist unbedingtes Erfordernis für die Gesundheit der Seele." (Jung 1924, S. 33)
Die dem Mann zugeschriebene Rolle, den Lebensunterhalt zu verdienen und eine Familie zu ernähren wird von Jung nicht in Frage gestellt. Diese Funktionen hat der Mann auszuüben, sie entspricht seiner Rolle oder seiner Persona. Sie genügt aber nicht zum eigentlichen Menschsein, sie macht den Massen-

menschen aus, nicht aber das Individuum, die unverkennbare einzelne Persönlichkeit. "Es gilt nun, hineinzuleuchten in die geheimsten Falten des eigenen Wesens, in das, was das ureigenst 'Männliche' bzw. 'Weibliche' ist; also beim Mann das 'geistige', bei der Frau das 'stoffliche'. Es gilt diesmal nicht, sich mit dem andersgeschlechtlichen Anteil der Psyche auseinanderzusetzen - wie bei Animus und Anima - sondern gleichsam wissend zu werden über das, was das eigene Wesen ausmacht, das, was in einem der nurweibliche bzw. nurmännliche Urgrund ist, bis zurück nach jenem Urbild, nach dem es geformt wurde." (Jacoby 1977, S. 125)

In diesem Prozess, in dem der Mann sich von seiner Persona löst, seine Anima ins Bewusstsein integriert, und es dadurch Eros oder Beziehung und Bezogenheit verleiht (vgl. Jung 1951, S. 81), und er eintaucht in den ewigen Strom archetypisch vorgegebener Männlichkeit, erhebt er sich über die bloss menschliche Existenz seines Ichs und wird zum Selbst, entsprechend dem Urbild, das ihn geformt hat. Dieses männliche Urbild, so kann nach allem, was Jung über den Mann ausgesagt hat, angenommen werden, wird nichts anderes sein, als das patriarchalische Vorurteil von der Ueberlegenheit des Mannes.

4. Wilhelm Reich

4.1. Einleitung

Wilhelm Reich wurde 1897 in Galizien als Sohn jüdischer Gutsbesitzer geboren. 1920 wurde er, 23jährig, Mitglied der 'Wiener Psychoanalytischen Vereinigung'. Er gehörte zum engeren Kreis um Freud.
Reichs Denken kann in eine frühere und eine spätere Phase aufgeteilt werden, wovon die frühere Phase wiederum in zwei Stufen zu gliedern ist. In der ersten Entwicklungsstufe der früheren Phase entwickelte Reich sein Konzept der orgastischen Potenz, das auf der zweiten Stufe durch die marxistische Analyse der sozialen Realität relativiert wurde, wodurch die Erkenntnis über den Zusammenhang zwischen Sexualideologie und ökonomischer Basis in seine Theorie Einzug hielt.
Die zweite Phase, die durch die Entwicklung der Vegetotherapie und die 'Entdeckung' der 'Orgonenergie' gekennzeichnte ist, wird heute in der Literatur noch unterschiedlich eingeschätzt, es scheint aber, dass psychotische Einflüsse sein Denken beeinträchtigt haben.Etwas ironisch schreibt Ruebsam:"In der Dämmerung des Bewusstseins kommt die Phantasie der zerbröckelnden Vernunft zu Hilfe: kosmische Ursachen bestimmen das Schicksal des Menschen, der sein Heil im Fetisch-Kult der Orgasmusfunktion zu suchen hat." (Ruebsam 1970, S. 191)
Für das Thema dieser Arbeit erscheint von daher nur die erste Phase der Reich'schen Theoriebildung relevant.
Aufgrund der klinischen Beobachtung, dass keine seelische Erkrankung ohne Störung des Sexuallebens verläuft, zog Reich den Schluss, dass dem Neurotiker nur eines fehle: wiederholte volle sexuelle Befriedigung. Die sexuellen Funktionsstörungen erschienen ihm als ein Schlüssel zum Verständnis der Oekonomie der Neurosen. Als Hauptursache der sexuellen Störungen sah Jung den autoritären Erzeihungsstil an. Die Eltern erzeugen mit der Unterdrückung der sexuellen Bedürfnisse des Kleinkindes eine 'Lustangst', die ihrerseits wiederum zu Verdrängungen führt.
Bereits 1925 modifizierte Reich die Freud'sche Vorstellung, dass sich ein neurotisches Symptom innerhalb eines ansonsten gesunden

seelischen Apparates bilden könne und stellte fest, dass sich einneurotisches Symptom nicht ohne Erkrankung des Gesamtcharakters bilden könne, den das Individdum in seiner Kindheit entwickelt hat und mit dem es sich gegen den autoritären Erziehungsstil abzuschirmen versucht. In diesem Zusammenhang führte Reich den Begriff des Charakterpanzers ein, der das Kind sowohl gegen die von der Umwelt verachteten Triebbedürfnisse (Schutz nach innen), als auch gegen die bedrohende Umwelt selbst (Schutz nach aussen) schützen soll. Ziel der therapeutischen Behandlung im Reich'schen Sinne muss von daher die Lockerung und Durchdringung dieses Charakterpanzers sein, um die darin gebundenen Energien freizusetzen und sie der vollen orgastischen Potenz zuzuführen.
Das Postulat der vollen orgastischen Befriedigungsmöglichkeit, unter welchem Reich das ungehinderte Strömen der libidinösen Energien vom Zentrum des Körpers bis zur Peripherie verstand, als unabdingbare Voraussetzung menschlichen Glücks und produktiver Lebenstätigkeit, führte ihn konsequenterweise zur Untersuchung der dafür notwendigen sozialen Bedingungen.
An diesem Punkt des Reich'schen Denkens soll unsere Untersuchung ansetzen. In Anlehnung an die zu seiner Zeit bekannten Forschungsergebnisse der Ethnologie konstatierte Reich die Existenz eines urkommunistischen Matriarchats. Aufgrund verschiedener ökonomischer Umstände verschoben sich die gesellschaftlichen Machtverhältnisse hin zu einer Dominanz des Mannes, so wie sie sich in mehr oder weniger ausgeprägter Form in allen Gesellschaften zeigt. Die charakterologischen Implikationen dieses historischen Prozesses nachzuzeichnen, insbesondere in Hinsicht auf den Mann, soll Gegenstand des folgenden Kapitels sein. Dabei gilt es wieder, die für die Formulierung eines alternativen Männerbildes relevanten Elemente herauszuarbeiten.
Die Reich'schen Veröffentlichungen seiner erste Phase können in Bezug auf die uns interessierende Fragestellung als einheitlicher Komplex angesehen und verwendet werden. Wenn auch für die Arbeit neuere Auflagen verwendet wurden, die zum Teil noch von Reich persönlich durchgesehen und im Sinne seiner Theorieentwicklung auf den jeweils neusten Stand gebracht worden waren, ist doch darauf geachtet worden, dass die Phase der Entdeckung der Orgonenergie nicht in die Arbeit einfliesst. Die für das fol-

gende Kapitel verwendete Literatur, deren Erscheinung sich über ca. zehn Jahre erstreckt, wird also nicht im zeitlichen Kontinuum, sondern als einheitlicher Block zitiert.

4.2. Die Entwicklung vom Matriarchat zum Patriarchat

Wie in der Einleitung bereits kurz erwähnt, nachm Reich, in Anlehnung an Morgan, Engels und Malinowski, die Existenz einer urkommunistischen, matriarchalischen Gesellschaftsorganisation an, die ihren Mitgliedern, so die etwas spekulative Annahme, ein hohes Mass an Glück gewährt haben soll, wobei Glück nach Reich identisch ist und garantiert wird durch die Abwesenheit von Faktoren, die das freie Strömen der orgastischen Potenz behindern könnten. In einem Prozess, der vor etwa 5 ooo Jahren abgeschlossen war, gelang es dem Mann, die gesellschaftliche Organisation zugunsten seiner Dominanz zu verändern. Dies war mit katastrophalen Auswirkungen auf die Persönlichkeit der Geschlechter verbunden. Reich schreibt dazu:"Fassen wir das Wesen dieses psychischen Umschwungs kurz zusammen: An die Stelle der freien, freiwilligen, nur von gemeinsamen Lebensinteressen getragenen Beziehung der Klan- und Stammensgenossen tritt ein Gegensatz wirtschaftlicher und mit ihnen sexueller Interessen. An die Stelle der freiwilligen Arbeitsleistung tritt die Forderung nach ihr und die Rebellion gegen sie; an die Stelle der natürlichen sexuellen Sozialität die moralische Forderung; an die Stelle kameradschaftlicher Kriegerschaft die autoritäre Gefolgschaft, an die Stelle der freiwilligen glückhaften Liebesvereinigung die 'seelische Pflicht'; an die Stelle der Klansolidarität die Familienbindung gleichzeitig mit der Rebelliion gegen sie; an die Stelle sexualökonomisch geordneten Lebens die genitale Einschränkung und mit ihr erstmalig seelische Erkrankung und sexuelle Perversion; der natürlich starke, selbstsichere, biologische Organismus wird hilflos, anlehnungsbedürftig, gottesfürchtig; das orgastische Naturerleben macht mystischer Extatik, dem späteren 'religiösen Erleben', und unauslöschlicher vegetativer Sehnsucht Platz(...).(Reich 1936, S. 165) In dieser Textstelle hat Reich die wichtigsten Kriterien des Matriarchats zusammengefasst. Mann und Frau scheinen in glückhafter Freiwillig-

keit , Freiheit und Gleichheit miteinander gelebt und in der Vereinigung mit den Klan- und Stammengenossen gearbeitet zu haben. Reich nahm offensichtlich an, dass diese vorpatriarchalische Zeit paradiesische Züge hatte, die dann im Verlauf der Geschichte aufgrund verschiedener Faktoren untergegangen sind. "Die patriarchalisch-autoritäre Geschlechtsordnung, aus den umwälzenden Prozessen des Spätpatriarchats hervorgegangen (ökonomische Verselbständigung der Familie des Häuptlings gegenüber der mütterlichen Gens, anwachsender Tauschverkehr zwischen den Stämmen, Entwicklung der Produktionsmittel etc.), wird zur Urgundlage der autoritären Ideologie, indem sie den Frauen, Kindern und Jugendlichen die geschlechtliche Freiheit raubt, die Sexualität in eine Ware verwandelt, die sexuellen Interessen in den Dienst der wirtschaftlichen Unterjochung stellt. Die Geschlechtlichkeit verzerrt sich nunmehr tatsächlich im Sinne des Teuflischen, Dämonischen, das zu bändigen ist."(Reich 1933, S. 95)
Es wird Gegenstand weiterer Forschung sein müssen, um herauszufinde,durch welche Faktoren genau sich das patriarchalische Geschlechterverhältnis herausbilden konnte.(Vgl. Wesel 198o). Für Reich war die Akkumulation des Heiratsguts und damit verbunden die ökonomische Verselbständigung der Familie des Häuptlings gegenüber der Gens von zentraler Bedeutung (Vgl. Reich, 1932, S.56 ff.) Diese Theorie kann im Lichte moderner ethnologischer Forschungsergebnisse nicht aufrecht erhalten werden. Als korrekt kann aber angesehen werden, dass, wie immer geartete Veränderungen das Zusammenleben der Menschen im Stamm und in der Gens zerstörte und zur Bildung von Familien mit männlicher Suprematue und der Unterordnung der Familie unter die ökonomischen Interessen des Mannes geführt haben. Dieser Prozess wurde von Reich als begeitet von einer Beeinträchtigung ursprünglicher menschlicher Glücksmöglichkeiten angesehen. "Die Entwicklung der Menschheit steht bisher im Zeichen fortschreitender Sexualeinschränkung, im besonderen ging die Entwicklung der patriarchalischen Zivilisation und der heutigen Gesellschaft mit steigender Zersplitterung und Einschränkung der Genitalität einher.(Reich 1933a, S. 169)
Zur patriarchalischen Kernsituation wurde die Ehe in der Form der Dauermonogamie. Zur Sicherung dieser Ehen bedurfte es einer immer fortschreitenden Einengung und Entwertung der natürlichen

genitalen Strebungen.(Vgl. Reich 1933, S. 97) Als Träger der patriarchalischen Tradition identifizierte Reich speziell den Mittelstand. Die wirtschaftliche und familiäre Situation des kleinbürgerlichen Mittelstandes wäre nach Reich unhaltbar, wenn sie nicht durch spezifische Merkmale gesichert wäre. "Dazu gehört ein bestimmtes Verhätnis von Mann und Frau, das wir als das patriarchalische bezeichnen, und eine bestimmte sexuelle Lebensweise." (Reich 1933, S. 66)
Die Entwicklung vom Matriarchat zum Patriarchat wird von Reich also als ein Prozess der Einschränkung genitaler Befriedigungsmöglichkeiten charakterisiert, der einhergeht mit einer Einschränkung arbeitsdemokratischer Lebensformen und der Unterjochung der Frau. Das Matriarchat ist sexualökonomisch natürlich organisiert, während das Patriarchat wirtschaftlich autoritär und sexualökonomisch katastrophal strukturiert ist.(Vgl. Reich 1933, S. 94)
Im nächsten Abschnitt sollen die persönlichkeitsrelevanten Implikationen dieses Prozesses für den Mann genauer analysiert werden.

4.3. Der Mann des Patriarchats

In dem 1933 erschienenen Werk 'Charakteranalyse' hat Reich den Versuch unternommen, die libido-ökonomische Differenz des genitalen, d.h. des gesunden und des neurotischen Charakters genauer zu definieren, und zwar aufgeteilt nach der Struktur des Es, Ueber-Ichs und des Ichs. Geht man von der Reich'schen Prämisse aus, dass die Entwicklung der patriarchalisch organisierten Gesellschaft zu einer sexuellen und damit persönlichkeitsmässigen Deformierung aller ihrer Mitglieder geführt hat, so kann angenommen werden, dass alle Charakterisierungen des neurotischen Charakters in mehr oder minder ausgeprägter Form bei jedem Mann vorzufinden sein werden.
Die Struktur des Es zeichnet sich beim neurotischen Mann durch ein Verharren in der infantilen Sexualfixierung aus. Die prägenitalen Tendenzen, z.B. Analität, Oralität, Voyeurtum usw. sind nicht in kulturellen Sublimierungen verankert, sondern lediglich verdrängt und damit nicht der Genitalität untergeordnet.(Vgl. Reich 1933a, S. 172 ff.) Das Ueber-Ich zeichnet sich durch eine stren-

ge Sexualverneinung aus, der Oedipuskomplex ist nicht überwunden, soziale Leistungen dienen nicht der natürlichen, narzisstischen Befriedigung, sie sind kompensatorische Potenzbeweise; Ich-Ideal und Real-Ich stehen in einem krassen Gegensatz zueinander.
Die Struktur des Ichs ist durch einen starren Panzer geprägt, die Realitätsfunktionen sind schwach entwickelt, da vom Innen absorbiert; die Fähigkeit zum Vollerleben fehlt, der Mensch kann nicht lieben und nicht hassen; die Sexualbefriedigung ist asketisch oder mit starken Schuldgefühlen besetzt, die Angst vor der Sexualität führt zu Moral, Askese, Monogamie; die Es-Bedürfnisse und die Forderungen eines strengen und brutalen Ueber-Ichs bewirken Schuldgefühle und ein Strafbedürfnis sich gegenüber.(Vgl. Reich 1933, S. 172 ff.)
Soweit also in groben Zügen die Charakterisierung des neurotischen männlichen Charakters, der im Reich'schen Sinne als eine Beschreibung des patriarchalischen Sozialcharakters begriffen werden könnte.
Zwischen dem neurotischen und dem genitalen Charakter existieren eine Reihe von Zwischenformen und Reich hat den Versuch unternommen, bestimmte neurotische Grundmuster zu verdeutlichen. In der 'Charakteranalyse' kristallisierte er im wesentlichen vier Charakterstrukturen heraus: Den hysterische Charakter, den Zwangscharakter, den phallisch-narzisstischen Charakter und den masochistischen Charakter. Diese Kategorisierung neurotischer Erscheinungsformen können in dem Sinne geschlechtsspezifisch differenziert werden, dass ganz besonders der phallisch-narzisstische Charakter eher männlich definiert ist.(Vgl. Reich 1933a, S. 2o7 ff.)
Der phallisch-narzisstische Charakter ist im Auftreten selbstsicher, arrogant, elastisch, kräftig und imponierend. Das alltägliche Benehmen wird von Reich als nie schleichend, wie bei den Passiv-femininen, sondern gewöhnlich überlegen, entweder kalt zurückhaltend oder höhnisch aggressiv beschrieben. Der Verhalten zum Objekt ist von mehr oder minder verhüllten sadistischen Zügen durchsetzt. Er neigt dazu, durch einen Angriff seinerseits einen vermuteten Angriff abzuschlagen. Er strebt nach führenden Positionen, untergeordnete Stellungen erträgt er schlecht, oder nur da, wo er Unterordnung durch Beherrschen kom-

pensieren kann, wie z.B im Heer. "Es ist kein Zufall, dass man unter Sportlern, Flugzeugführern, Militärs, Ingenieuren diesen Typus relativ am häufigsten findet. Aggressiver Mut gehört zu ihren wichtigsten Charaktermerkmalen, wie die zaudernde Bedächtigkeit den Zwangscharakter, das Ausweichen vor Gefahrensituationen den passiv-femininen Charakter kennzeichnet."(Reich 1933a, S. 2o8)
Reich schreibt weiter über die Potenz des phallisch-narzistischen Charakters: "Bei phallisch-narzistischen Männern ist die erektive Potenz im Gegensatz zur orgastischen sehr gut entwickelt. Die Beziehungen zu Frauen sind durch die gewöhnlich vorhandene Geringsschätzung des weiblichen Geschlechts gestört; trotzdem bilden Vertreter dieses Typus begehrte Sexualobjekte, weil sie alle Zeichen der Männlichkeit im Aeusseren rein entwickeln. Bei den Frauen ist der phallisch-narzisstische Charakter weit seltener vertreten, kommt aber doch häufig vor."(Reich 1933a, S. 2o9)
Die Reich'sche Charakterologie gibt ein treffendes Bild des durch die Männlichkeit pervertierten Persönlichkeitszustandes. Es scheint wichtig darauf hinzuweisen, dass alle bisher untersuchten Autoren diesen, vordergründig betrachteten Idealmann als pathologische Abweichung diagnostizierten. Freud im wesentlichen in der Art wie Reich, Adler mit der Kategorie des übersteigerten Geltungsstrebens und des männlichen Protests; Jung würde diesen Charakter als einen Fall masiiver Animaabwehrtendenzen ansehen. In der obigen Textstelle führt Reich aus, dass die erektive Potenz im Gegensatz zur orgastischen gut ausgebildet sei, d.h. dass dieser Typus Mann den Verkehr zwar ausüben kann, er in seinem Erleben aber massiv gestört ist. Im nächsten Abschnitt soll die Sexualität unter patriarchalischen Bedingungen genauer untersucht werden.

4.4. Die männliche Sexualität unter patriarchalischen Bedingungen

Aufgrund seiner klinischen Erfahrungen kam Reich zu den Schluss, dass sechzig bis siebzig Prozent der männlichen Klienten grob genital gestört waren, entweder erektionsunfähig beim Akt oder mit verfrühtem Samenerguss behaftet.(Vgl. Reich 1927, S. 77)

Aber nicht nur diese, sondern auch alle anderen Männer wurden von Reich als sexuell gestört eingestuft, insbesondere die, welche sich als besonders potent ausgaben. "Es war eindeutig klar: sie sind erektiv sehr potent, doch sie erleben beim Samenerguss keine Lust, geringe Lust oder sogar das Gegenteil davon, Ekel und Unlust(...).Der Akt bedeutet für den angeblich potenten Mann Durchbohren, Bewältigen oder Erobern der Frau. Sie wollten ihre Potenz just beweisen oder wegen der errektiven Ausdauer bewundert werden.(...)Dahinter (dieser Potenz M.P.) kamen schwere Störungen der Erektion und der Ejakulation zum Vorschein."(Reich 1927, S. 8o) Das sexuelle Erleben sah Reich von Motiven überlagert, die dem Mann um den Sexualgenuss bringen. Nicht mehr die sexuelle Befriedigung und die Beglückung des Partners ist Sinn und Zweck, sondern im Mittelpunkt steht das Bedürfnis, Potenz und Eroberungsfähigkeit beweisen zu können.

Die Haltung des Besitzen-Wollen kann nach Reich als ein Ausdruck der durch die veränderten Eigentumsverhältnisse pervertierten Sexualmoral angesehen werden. "Die von Besitzinteressen durchtränkte Sexualmoral hat es zur Selbstverständlichkeit gemacht, dass der Mann die Frau 'besitzt', die Frau hingegen sich dem Manne hingibt. Da Besitzen aber eine Ehre, Sich-Hingeben aber eine Erniedrigung bedeutet, hat sich in der Einstellung der Frauen zum Sexualakt die Haltung herausgebildet, den Sexualakt als solchen zu scheuen(...). Und da für die meisten Männer das Besitzen der Frau mehr ein Beweis ihrer Männlichkeit als ein Liebesspiel wird, da das Erobern vorher das Lieben nacher übertönt, bekommt diese Scheu der Frauen eine tragisch Berechtigung."(Reich 1936, S. 137)

Der Mann leidet selbst in zweifacher Weise unter den patriarchalischen Verhältnissen. Vordergründig scheint er der Nutznisser zu sein, da er die sozial stärkere Position inne hat. Diese Suprematie ist aber erkauft mit eingeschränkter sexueller Empfindungsfähigkeit zum einen und der Zerstörung des Verhältnis zur Frau zum anderen. Der Sieg des Mannes über die Frau muss von daher als Phyrrussieg angesehen werden. Es verstehht sich von selbst, dass auch die Erlebnisfähigkeit der Frau unter diesen Bedingungen nicht zur Entfaltung kommen kann, da sexuelle Lust und Erniedrigung bestenfalls eine pervertierte Form der Sexualbefriedigung

erlauben.
Reich hat sehr genau erkannt, durch welchen Mechanismus die Unterordnung der Frau unter das Patriarchat gelingen konnte. In 'Die Massenpsychologie und der Faschismus' schrieb er zu den Voraussetzungen der autoritären, d.h. patriarchalischen Familie: "Zur Erhaltung der autoritären Familiensituation gehört nicht nur die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau und der Kinder vom Mann und Vater. Diese Abhängigkeit ist für die Unterdrückten nur unter der Bedingung erträglich, dass das Bewusstsein, ein geschlechtliches Wesen zu sein, bei Frauen und Kindern so gründlich wie möglich ausgeschaltet wird. Die Frau darf nicht als Sexualwesen, sondern nur als Gebärerin erscheinen. Die Idealisierung der Mutterschaft , ihre Verhimmelung(...)dienen im wesentlichen als Mittel, in den Frauen das geschlechtliche Bewusstsein nicht aufkommen(...)zu lassen."(Reich 1933, S. 1o9) Nur unter der Bedingung der Zerstörung der Sexualität als zentraler menschlicher Lustmöglichkeit und ihrer Reduzierung auf die blosse Fortpflanzungsfunktion konnten nach Reich die patriarchalischen Verhältnisse entstehen und aufrecht erhalten werden . Reich hat, wie kaum ein anderer Psychologe zu seiner Zeit klar gesehen, dass die Sexualität ein notwendiger Bestandteil des Menschen ist und er hat diesen Standpunkt kompromisslos aufrechterhalten; im Gegensatz zu Freud z.B., dem Reich vorgeworfen hat, dass er im Interesse der Anerkennung der Psychoanalyse als respektable Wissenschaft die revolutionären Bestandteile seiner Lehre zurückgenommen hat. (Vgl. Reich 1954)
Als eine wichtige Institution der Sexualunterdrückung und -verneinung im Interesse des Patriarchats sah Reich die Kirche und die christliche Religion an, ein Standpunkt, den Bornemann in 'Das Patriarchat' unterstützt.(Vgl. Bornemann 1979) "Es bedarf eines sehr ausführlichen Nachweises, dass es sich beim mutterrechtlichen und beim vaterrechtlichen Menschen um Grundverschiedenes handelt. Dieser Nachweis kann vor allem daran geführt werden, dass sich die Stellung der Religion zur Sexualität im Patriarchat veränderte, dass sie nachher ebenso zentral sexualfeindlich ist, wie sie ursprünglich im wesentlichen eine Religion der Sexualität war."(Reich 1933, S. 135) An anderer Stelle heisst es: "Die Weltanschauung von der 'Seele' und ihrer 'Reinheit'

ist die Weltanschauung der Asexualität, der 'sexuellen Reinheit', also im Grunde eine Erscheinung der durch die patriarchalische autoritäre Gesellschaft bedingten Sexualverdrängungen und Sexualscheu."(Reich 1933, S. 92)
Abgesehen davon, ob die vorpatriarchalischen Religionen sexualfreundlicher waren, kann doch konstatiert werden, dass die christlichen Kirchen, gleich welcher Richtung, bis heute ihre sexualfeindliche Haltung nicht aufgegeben haben. Die Sexualität, die unter matriarchalischen Verhältnissen ursprünglich einmal Quelle von Lebensglück gewesen sein soll, wurde also nach Reich unter der Herrschaft des Patriarchats pervertiert und zerstört, um die Unterjochung der Frau und der Kinder unter die wirtschaftlichen Interessen des Mannes zu gewährleisten. Gleichzeitig wurde auch der Mann Opfer der vom ihm geschaffenen Verhältnisse, da er selbst in der Athmosphäre der Sexualfeindlichkeit aufwachsen muss und zum anderen einen Menschen als Sexualpartner hat, der gar nicht als Sexualwesen gilt und für den die Sexualität mit Beschmutzung und Erniedrigung assoziiert ist.
In diesem Zusammenhang wäre es aufschlussreich zu untersuchen, ob das von Freud beobachtete Phänomen der Trennung der zärtlichen und sinnlichen Tendenzen im Manne mit der damit verbundenen Impotenz nur unter der Bedingung pathogener Familienverhältnisse entsteht, oder ob es nicht eher eine bei allen Männern vorzufindende Tendenz ist, gewissermassen als Bestandteil des patriarchalisch pervertierten männlichen Sozialcharakters.

4.5. Die Bedeutung der Ehe

Wie bereits in der Einleitung erwähnt, hat Reich die Ehe in ihrer Form der Dauermonogamie als patriarchalische Kernsituation charakterisiert. "Sie bildet den sozialen Schutz der entrechteten Frau und der Kinder, fixiert und schützt ökonomisch das Erbrecht der Besitzenden auf der väterlichen Linie und ist überdies, was ihre politische Funktion in einer reaktionären Gesellschaft ergibt, das Rückgrat der autoritären Ideologiefabrik, der vaterrechtlichen Gesellschaft."(Reich 1932, S. 73) Es erscheint insgesamt etwas verkürzt, wenn Reich die Bedeutung der Ehe auf die oben erwähnten Punkte reduziert, da sie ihr beharrliches Fortexistiern nicht erklären können. Die Ehe ist nicht n u r Unter-

drückungsfeld von Frau und Kind im Interesse des Mannes, da sie partiell auch emotionale Bedürfnisse nach Geborgenheit und mitmenschlicher Sicherheit zu garantieren vermag. Das erklärt ihr Weiterbestehen. Trotzdem können die von Reich aufgeführten Faktoren nicht als falsch bezeichnet werden.

Aus dem Zustand der Matriarchalität, der eine gleichmässige Versorgung und Lebenssicherung aller Mitglieder gewährleistete, entwickelte sich die patriarchalische Gesellschaft, in der Frau und Kind in ihrer Lebenssicherung vom Manne abhängen. "Für die patriarchalische Gesellschaft ist die materielle Abhängigkeit der Frau und Kinder kennzeichend. Sekundär wird die Ehe zu einem materiellen und moralischen (moralisch im Sinne der patriarchalischen Interessen) Schutz der Frau und Kinder. Daher müssen alle Phasen der patriarchalischen Gesellschaft an der Zwangsehe festhalten."(Reich 1936, S. 141) Das Argument des Schutzes der Frau und der Familie, das auch heute noch zum Teil verwendet wird, wird von Reich als patriarchalisch erkannt, da es die Ursachen der tatsächlich existierenden relativen Schutzlosigkeit der Frau verschleiert und eine willkommene Legitimation männlicher Vorherrschaftsansprüche darstellt. Die wirtschaftliche Entwicklung seit Reich hat es zwar mit sich gebracht, dass die Frau heute eher die Möglichkeit hat, eine vom Mann unabhängige Existenz zu führen; eine Entwicklung, die grundsätzlich in die richtige Richtun geht, aber nicht irreversibel ist, da es immer noch zuerst die Frauen sind, die in Zeiten wirtschaftlicher Unsicherheit an ihre Pflichten am Herd und für die Familie erinnert werden, wodurch sie wieder in die alte Abhängigkeit geraten. Die Reich'sche Beobachtung hat also ihre Gültigkeit nicht prinzipiell verloren. Reich bezeichnet die patriarchalische Ehe weiterhin als Ideologiefabrik, als Ort, wo der Mensch für das Leben in der bürgerlich-autoritären Familie vorbereitet wird. Wie dieser Prozess im einzelnen verläuft, soll im nächsten Abschnitt genauer untersucht werden, es sei nur soviel gesagt, dass Reich als Grundlage der bürgerlichen Familie die Beziehung des Vaters zu Frau und Kindern angesehen hat. "Er ist sozusagen der Exponent und Vertreter der stattlichen Autorität in der Familie. Er ist wegen seiner Stellung im Produktionsprozess (Diener) und seiner Familienfunktion (Herr) folge-

richtig und typisch eine Feldwebelnatur; er duckt sich nach oben, saugt die herrschenden Anschauungen restlos auf(...)und herrscht nach unten; er gibt die obrigkeitlichen Anschauungen weiter und setzt sie durch."(Reich 1936, S. 89)
Das Ziel des Sozialisationsprozesses in der patriarchalischen Familie stellt nach Reich eine Zerstörung der kindlichen Genitalität dar, da sie Voraussetzung dafür ist, dass der Mensch sich den, sexualökonomisch gesehen, pathogenen Verhältnissen unterwirft. "Es zeigt sich nämlich, dass Menschen, die, sei es durch besondere Schicksale, sei es durch eine Kur, zur vollen Entfaltung ihrer genitalen Bedürfnisse gelangen, unfähig werden, sich dem monogamen Gebot 'Ein Partner, und dieser lebenslänglich' zu fügen."(Reich 1932, S. 74) Die Schädigung der genitalen Sexualität macht erst ehefähig, und die volle Entfaltung der Genitalität durch ein befriedigendes Sexualleben vor der Ehe zerstört die Fähigkeit zur lebenslänglichen Monogamie. Letztendlich schadet die patriarchalische Ehe, die vordergründig betrachtet den Mann begünstigt, also auch ihn, da auch er zunächst durch die 'Mühle der Ideologiefabrik' gegangen ist, bevor er psycho-sexuell bereit ist, diese Form des Zusammenlebens zu praktizieren.

4.6. Die Zerstörung der kindlichen Sexualität

Wie bereits mehrfach erwähnt, geschieht nach Reich die Eingliederung des Kindes in die autoritär strukturierte Familie und damit auch in die Gesellschaft durch die Verknüpfung bzw. Zerstörung der kindlichen Sexualität. Ziel der Aufzucht ist die Erziehung des Nachwuchs zu Ehe und Familie. "In der typischen kleinbürgerlichen Familie nimmt die Beeinflussung des sexuallen Triebappartates bestimmte, für sie spezifische Formen an, welche die individuelle Disposition für 'Ehe- und Familiensinn' legen. Es wird nämlich die prägenitale Erotik durch Ueberbetonung der Ess- und Exkrementionsfunktion fixiert, während die genitale Betätigung restlos unterbunden wird (Onaniebekämpfung)."(Reich 1936, S. 9o)
Die erotischen Bestrebungen des Kleinkindes sah Reich , in Anschluss an Freud, auf den gegengeschlechtlichen Elternteil

gerichtet, mit der Konsequenz der Eifersucht auf den gleichgeschlechtlichen Elternteil und der Angst vor den eigenen genitalen Regungen. Der von Freud konstatierte Oedipuskomplex wurde von Reich hingegen nicht als naturnotwendiger Entwicklungsschritt angesehen. "Der 'Oedipuskomplex', den Freud entdeckt hat, ist(...) nicht so sehr Ursache als vielmehr Folge der gesellschaftlichen Sexualeinschränkung des Klienkindes."(Reich 1933, S. 7o Anmerkung) Die Oedipussituation würde in ihrer ganzen Schärfe in einer Gesellschaft, in der die kindliche Sexualbetätigung nicht in dem Masse tabuisiert ist, nicht auftreten, da das Kind dann in der Lage wäre, mit Altersgenossen oder durch Onanie zur Befriedigung zu gelangen. Hier zeigt sich ein wesentlicher Unterschied in der Freud'scheh und Reich'schen Betrachtungsweise vom Menschen. Während Freud angenommen hat, dass die Sexualverdrängung Voraussetzung für Kulturfähigkeit sei, war Reich der Ansicht, dass im Gegenteil gerade die volle Sexualbefriedigung von grosser Bedeutung für die kulturelle Entwicklung sei.

Die von Freud als normal angesehene Entwicklung des Mannes, die im wesentlichen aus der Uebernahme des väterlichen Ueber-Ichs und der daraus resultierenden Identifizierung mit den väterlichen und damit auch gesellschaftlichen Geboten und Verboten besteht, wurde von Reich bereits als pathologischer Entwicklungsgang angesehen. "Die Stellung des Vaters erfordert nämlich strengste Sexualbeschränkung der Frauen und Kinder. Entwickeln die Frauen(...) eine resignierende Haltung(...), so die Söhne neben einer untertänigen Stellung zur Autorität gleichzeitig eine starke Identifizierung mit dem Vater, die später zur gefühlsbetonten Identifizierung mit jeder Obrigkeit wird."(Reich 1933, S. 68) Reich kritisierte an den herrschenden Erziehungspraktiken seiner Zeit, dass sie das Kind in die Familie, einer sexualökonomisch unnatürlichen Konstellation, hineinzwängt und damit eine Fixierung in sexueller und autoritativer Hinsicht zustande bringt. Neben einem individualistischen Bewusstsein bewirken diese Fixierungen eine Hemmung der sexuellen Interessen, da sich die autoritativen Bindungen zwischen Sexualinteresse und Wirklichkeit drängt. (Vgl. Reich 1936 S.93)

"Die Elternbindung, sowohl die sexuelle Gebundenheit wie die Unterordnung unter die Autorität des Vaters, erschwert in der Pubertät den Schritt in die sexuelle und soziale Realität, wo sie ihm nicht völlig unmöglich macht. Das kleinbürgerliche Ideal des braven Sohnes und der braven Haustochter, die noch bis ins reife Alter in der kindlichen Situation stecken, ist das extreme Gegenteil der freien, selbständigen Jugend." (Reich 1936, S. 93) Es würde im Rahmen der Thematik der Arbeit zu weit gehen, bis ins Detail die libidinösen Vorgänge, die die Einordnung des Kindes in die patriarchalische Familie begleiten, darzustellen. Wichtig ist nach Reich, dass die autoritäre Strukturierung des Menschen zentral durch Verankerung sexueller Hemmungen und Aengste am 'lebendigen Material der sexuellen Antriebe' erfolgt (Vgl. Reich 1933, S. 48), und dass sie den Menschen zur eigenverantwortlichen Lebensgestaltung unfähig macht. Die Beeinträchtigung der genitalen Sexualität des Kleinkindes macht "(...)ängstlich, scheu, autoritätsfürchtig, gehorsam, im autoritären Sinne 'Brav' und 'Erziehbar'; sie lähmt, weil nunmehr jede lebendig-freiheitliche Regung mit schwerer Angst besetzt ist(...)."(Reich 1933, S. 49)

An anderer Stelle schrieb Reich: "Die Unterdrückung der sexuellen Bedürfnisse wirkt sich darüber hinaus in einer allgemeinen Schwächung der geistigen und gefühlsmässigen Funktionen aus, vor allem der Selbstsicherheit, der Willensstärke und der Kritikfähigkeit(...). Die Untertanenstruktur ist ein Gemisch aus sexueller Impotenz, Hilflosigkeit , Anlehnungsbedürftigkeit, Führersehnsucht, Autoritätsfurcht, Lebensängstlichkeit und Mystizismus.(...)Derartig strukturierte Menschen sind demokratieunfähig."(Reich 1936, S. 94)

Die Einbettung des Knaben in die patriarchalische Gesellschaft kann, kurz zusammengefasst, so skizziert werden: Die kindliche Sexualität wird durch die Verbote und Tabuisierungen zurückgedrängt und behindert. Dadurch verbleibt sie in prägenitalen Fixierungen, die den Menschen schwächen und realitätsuntüchtig machen. Er wird anfällig für irrationale Ideologien und autoritäre Systeme, die er gleichsam als Korsett benötigt.

4.7. Kritik

Die Reich'sche Theorie zeichnet sich durch eine starke Betonung der Bedeutung der Sexualität aus. Gemäss seiner Vorstellung war die Sexualität der entscheidende Faktor, der über Glück und Unglück der Menschen entscheidet, und er versprach sich einen Fortschritt der menschlichen Freiheit und Kultur allein durch die Zunahme an sexuellen Befriedigungsmöglichkeiten. Die weitere historische Entwicklung nach Reich zeigt deutlich seinen Irrtum, da sexuelle Liberalisierung durchaus mit der Stabilisierung politischer Repression im Einklang stehen kann, dass eine Liberalisierung bewusst eingesetzt wird zur Stabilisierung des Systems. Marcuse schreibt dazu: "Befreit von der sublimierten Form (...)verwandelt Sexualität sich in ein Vehikel der Besteller der Unterdrückung(...). Diese Gesellschaft verwandelt alles, was sie berührt, in eine potentielle Quelle von Fortschritt u n d Ausbeutung, von schwerer Arbeit u n d Befriedigung, von Fortschritt u n d Unterdrückung. Die Sexualität bildet keine Ausnahme."(Marcuse 1968, S. 97. Siehe auch: Ottomeyer, Reinbek 1977 zur Fetischisierung der genitalen Sexualität als Ersatz für einen wirklichen Zusammenhalt)

Reich konnte diese durch den Spätkapitalismus bedingten Tendenzen nicht sehen und blieb bei seiner Vorstellung haften, dass bereits die Befreiung der Sexualität gesellschaftsverändernd wirken könnte.

Im Gegensatz zu Freud aber, der den patriarchalisch erzogenen Mann seiner Zeit als d e n Mann schlechthin angesehen hat, erkannte Reich klar, dass die patriarchalische Form der Männlichkeit eine Verkrüppelung und Kümmerform menschlicher und männlicher Möglichkeiten impliziert, einer Lebensform, die nur unter Verzicht auf sinnliche und zwischenmenschliche Glückserlebnisse aufrecht zu erhalten ist. Bei aller Kritikwürdigkeit seiner theoretischen Prämissen muss Reich zugute gehalten werden, dass er die historische und ökonomische Bedingtheit der Männlichkeit gesehen und kritisiert hat. In seiner Erklärung verharrte er in der Monokausalität der Sexualität.

4.8. Der genital befriedigte Mann

Im Gegensatz zu vielen Psychologen, die sich auf die Beschreibung der Pathologie des Menschen beschränkt haben, hat Reich versucht, seine Vorstellung vom gesunden, genitalen Menschen zu skizzieren. Im folgenden Abschnitt soll diese Vorstellung, insbesondere im Hinblick auf die uns interessierende Fragestellung, genauer untersucht werden.
Wie bereits oben ausgeführt,hat Reich in der 'Charakteranalyse' den Versuch unternommen, eine allgemeine Beschreibung des neurotischen und des genitalen Charakters zu liefern, und zwar gemäss den psychischen Instanzen.
Der arbeits- und liebesfähige Charakter, der mit dem Reich'schen genitalen Charakter identisch ist, zeigt sich in der Art der Libidoverarbeitung.(Zum folgenden vgl. Reich 1933a, S. 172 ff.) Das Es zeichnet sich beim genitalen Charakter dadurch aus, dass die prägenitalen Tendenzen nicht verdrängt, sondern teils in kulturellen Sublimierungen charakterlich verankert, teils an der direkten Befriedigung in den Vorlustakten beteiligt und der Genitalität untergeordnet sind.
Die Aggressivität ist zum grössten Teil in soziale Leistungen sublimiert. Das Ueber-Ich beinhaltet nach Reich beim genitalen Charakter praktisch keine sexuellen Verbote. Soziale Leistungen sind keine kompensatorischen Pozenzbeweise, sondern dienen der natürlichen, narzisstischen Befriedigung. Ich-Ideal und Real-Ich liegen dicht beieinander. Das bedeutet für das Ich, dass vom Es und Ueber-Ich wenig Druck besteht, weil eine Befriedigung möglich ist, die beiden Instanzen gerecht wird. Das Erleben des Menschen ist daher frei für die Aussenwelt.
Der genitale Charakter hat zwar auch einen Panzer, der sich aber im Sexualakt fast völlig auflöst,geschmeidiger sein soll als beim neurotisch Charakter. Der Mensch kann rational lieben und hassen, kindlich und ernst sein und Konflikte rational lösen. Seine Sozietät beruht nicht auf verdrängter, sondern auf sublimierter Aggression, er ist wenig ängstlich gegenüber der Aussenwelt und kritik- und änderungsfähig.
Bedingt durch die gesunde Integration prägenitaler Tendenzen bei gleichzeitigem milden Ueber-Ich gelangt der genitale Cha-

rakter zur vollen orgastischen Potenz, die Reich definierte als "(...)die Fähigkeit zur Hingabe an das Strömen der biologischen Energie ohne jede Hemmung, die Fähigkeit zur Entladung der hochgestauten sexuellen Erregung durch unwillkürliche lustvolle Körperzuckung."(Reich 1927, S. 81) Die genitale Sexualität könnte nach Reich in diesem Sinne negativ definiert werden durch die Abwesenheit aller psychischen oder auch biologischen Faktoren, die das freie Strömen der biologischen Energien behindern könnten. Dies hätte weitreichende Konsequenzen für den Mann des Patriarchats, da sein Sexualleben von Motiven des Prestiges und des Besitzen-Wollens überlagert ist, wie oben bereits ausgeführt wurde. Die genitale Sexualität bedeutet nach Reich nicht Unterwerfung und Erniedrigung der Frau, sondern: "Für den sexuell vollwertigen, sexualökonomisch organisierten jungen Menschen bedeutet das orgastische Erleben mit einer Frau erfüllende Bindung, Erhöhung des Partners, Austilgung jeder Art Erniedrigungstendenzen gegenüber der sich sexuell gebenden Frau."(Reich 1933, S. 159)Reich hat hier scheinbar zum Ausdruck bringen wollen, dass Erniedrigung der Frau dem genitalen Charakter wesensfremd ist, da es keiner Charakternotwendigkeit entspricht, sich der Frau überlegen fühlen zu müssen. Er muss die Frau nicht erniedrigen, um sich seiner Männlichkeit sicher zu sein, sondern die genitale Sexualität selber ist Quelle eines natürlichen Selbstgefühls. "Die gesunde Sinnlichkeit und Befriedigungsfähigkeit vermittelt natürliches Selbstgefühl."(Reich 1933, S. 16o)

Im folgenden möchten wir das Verhältnis des genitalen Mannes zur Frau und zur Arbeit darlegen. Zum besseren Verständnis muss vorausgeschickt werden, dass Reich dem Menschen die Fähigkeit zur Selbstregulierung seines Lebens zugestand. Die allgemeinen staatlicheh Vorschriften und Regelen, die Gesetze der Kirche und der Moral sah er als das Produkt patriarchalischer Verhältnisse, die den Menschen unmündig und abhängig halten, und die damit sekundär ein dem Menschen oktroyiertes Regelsystem notwendig zu machen schienen. Reich stand mit dieser Meinung, wahrscheinlich ohne dass es ihm bewusst war, in der Tradition freiheitlicher Denker des 18. und 19 Jahrhunderts,

die alle von der Fähigkeit des Menschen zur eigenverantwortlichen Lebensführung, frei von staatlichen und kirchlich-moralischen Vorschriften, ausgingen.

4.9. Die sexuelle Dauerbeziehung

Wie aus den obigen Ausführungen zu entnehmen ist, besteht in der Anschauung von Reich ein direkter Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher und privater Ordnung. Die Organisation der Zweierbeziehung entspricht der gesellschaftlichen Form; das eine ist Voraussetzung des anderen. Konsequenterweise hat Reich gesehen, dass eine neue, sexualökonomisch strukturierte Dauerbeziehung weitreichende gesellschaftliche Voraussetzungen implizieren würden, ohne die eine Neordnung der Beziehungen nicht möglich wäre. "Die gesellschaflichen Voraussetzungen der sexuellen Dauerbeziehung wäre materielle Selbständigkeit der Frau, Versorgung und Aufzucht der Kinder durch die Gesellschaft, Wegfall jeglicher Einmengung wirtschaftlicher Interessen. Vorübergehende, lockere, rein sinnliche Beziehungen hätten mit Dauerbeziehungen zu konkurrieren."(Reich 1936, S. 129)
Die von Reich vorgeschlagenen gesellschaftlichen Voraussetzungen der Dauerbeziehung scheinen in erster Linie auf eine Befreiung der Frau von ihrer jahrhundertelangen Abhängigkeit abzuzielen. Das Postulat der materiellen Selbständigkeit der Frau, des Wegfalls wirtschaftlicher Interessen und der gesellschaftlichen Versorgung der Kinder würde die traditionelle Ehe der Notwendigkeit ihrer Existenz entheben, da diese Punkte ihre Funktion sehr wesentlich ausmachen. Dies würde für das Rollenverständnis des Mannes gravierende Konsequenzen nach sich ziehen, da die materielle Abhängigkeit der Frau und seine Funktion als Vater zentrale Bestandteile seiner Selbsteinschätzung und eine wichtige Quelle seines Selbstwertgefühls darstellen. Da durch diese Form des Zusammenlebens die traditionelle Form der Ehe historisch überholt und gesellschaftlich irrelevant geworden wäre, würden mit ihr auch die mit dieser Institution verbundenen Moralbegriffe wie lebenslange Treue und Ausschliesslichkeit der Sexualbeziehung hinfällig

werden. Auch das wäre für den Mann ein schwerer Schlag, da die nach wie vor bestehende Doppelmoral nur ihm das Recht auf sexuelle Nebenbeziehungen zugesteht.
Die Forderung nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit der Frau vom Mann wurde und wird immer wieder als Mittel zur Befreiung der Frau erhoben, besonders aus den Reihen der Frauenbewegung. Es hat sich aber gezeigt, dass parallel zum vermehrten Einstieg der Frau ins Berufsleben, der sich in unserem Jahrhundert vollzogen hat, die Frau diesen Wandel nicht in demselben Masse psychisch nachvollzogen hätte. In ihrem Selbstverständnis ist sie weiterhin Zuverdienerin und dem Mann psychisch und materiell unterlegen. Nach unserer Einschätzung hat Reich den Faktor der Erziehung unterschätzt. Er konnte ihn nicht gesehen haben, da im Mittelpunkt seines Forschungsinteresses primär die Entwicklung und das Schicksal der Sexualität stand. Die Persönlichkeit eines Menschen, seine Gefühle und seine Meinungen über sich waren für ihn Sekundärphänomene, abgeleitet aus der Sexualentwicklung.
Unter der Voraussetzung der Erziehung der Geschlechter zur Gleichheit, wie Adler es ansatzweise postuliert hat, würde der Punkt der materiellen Abhängigkeit seine Brisanz verlieren, da er nicht automatisch in eine persönliche Abhängigkeit umschlagen muss, und es wäre dann eine Frage der freien Vereinbarung zwischen den Geschlechtern, wer für den materiellen Unterhalt aufkommt. Wichtig erscheint von daher nicht die prinzipielle materielle Unabhängigkeit der Frau, sondern die Erziehung zur Gleichheit, und die grundsätzliche Fähigkeit beider Partner, ihre Existenz zu sichern.
Auch die totale Befreiung der Frau von der Aufzucht der Kinder, wie Reich es gefordert hat, scheint zu kurz zu greifen, denn sie allein ist nur eine mögliche Voraussetzung der Frauenbefreiung. Nicht die kollektive Kindererziehung, in welcher Form auch immer, bringt die Befreiung der Frau, sondern eine grundsätzliche Veränderung des weibliche Rollenverständnis, das die Frau als prinzipiell geeigneter für die Kindererziehung ansieht als den Mann. Auch dies kann nicht primär durch gesellschaftliche Institutionen der Kindererziehung erreicht werden, sondern durch einen Umerziehungsprozess, der in früher Kind-

heit beginnne müsste. Dieser Punkt, der hier nur angedeutet wird, soll im dritten Teil ausführlicher behandelt werden. Neben den oben ausgeführten Voraussetzungen der sexuellen Dauerbeziehung, die mehr auf der gesellschaftlichen Ebene angesiedelt sind, sah Reich als Voraussetzung im persönlichen Bereich die volle orgastische Potenz der Sexualpartner. "Die Fähigkeit zur sexuellen Dauerbeziehung setzt in erster Linie volle orgastische Potenz der Sexualpartner voraus, das heisst keine Störung des Zusammenhanges von zärtlicher und sinnlicher Sexualität; Ueberwindung der Inzestbindung und der kindlichen Sexualangst; keine Verdrängung irgendwelcher unsublimierter Sexualregungen, sei es nun homosexueller oder nichtgenitaler Strebungen; absolute Bejahung der Sexualität und Lebenslust; Ueberwindung der Grundelemente des Moralismus; Fähigkeit zur gesitigen Kameradschaft mit dem Partner."(Reich 1936, S. 132) In der autoritär-patriarchalischen Gesellschaft sind diese Forderungen nicht zu erfüllen, da Sexualverdrängung und -verneinung der Sexualität Attribute der autoritären Gesellschaft sind. Die traditionelle Familienerziehung festigt die Inzestbindung statt sie zu lösen, das Inzestverbot und die Einschränkung der kindlichen Sexualbetätigung zerreist den Zusammenhang zwischen Sinnlichkeit und Zärtlichkeit.

Die Forderung der vollen orgastischen Potenz, die vor dem theoretischen Hintergrund Reichs verständlich wird, hat sicher ihre Berechtigung, da sie bis heute noch nicht Einzug gehalten hat in das tägliche Leben der Menschen. Die Sexualität wird tendenziell immer noch als Domäne des Mannes angesehen. Für ihn ist es wichtig, 'potent' zu sein. Das Sexualleben der Frau kommt nur insoweit zum Tragen, wie es den Mann in seinen Qualitäten bestätigt. Eine Frau, die sich dem Mann gegenüber 'männlich-fordernd' verhalten würde, die also ihre Bedürfnisse mit demselben Anspruch auf Berücksichtigung anmelden würde wie der Mann, würde auch heute noch auf die Mehrzahl der Männer verunsichernd wirken. Von daher würde die Verwirklichung des Postulats der vollen oragstischen Potenz, verwirklicht für beide Geschlechter, wiederum eine signifikante Umstellung des männlichen Rollenverständnisses mit sich bringen.

Von grosser Wichtigkeit für die Rolle des Mannes erscheint uns der letzte Punkt des Zitates, und zwar die Fähigkeit zur geistigen Kameradschaft mit dem Partner. Kameradschaft bedeutet immer Gleichheit und schliesst jede Form von Ueber- oder Unterordnung der Liebespartner aus. Die gesellschaftliche Bewertung des Mannes und der Frau müssen in diesem Sinne als grosses Hundernis für die Verwirklichung genital-sexueller Beziehungen angesehen werden. Reich schrieb auch folgerichtig: "Ferner schliesst die Erziehung zur Vorherrschaft des Mannes die Kameradschaft mit der Frau aus."(Reich 1936, S. 132)
Reich versprach sich offensichtlich von der Ordnung der Liebesbeziehungen unter dem Primat der Sexualökonomie eine höhere Ethik und 'Moral', als es unter den 'Zwangsbedingungen'(Reich) des Patriarchats je möglich gewesen wäre. Nach seiner Meinung sind Menschen, die die Fähigkeit zur orgastischen Befriedigung besitzen, zu monogamen Beziehungen bedeutend fähiger als andere. "Doch ihre monogame Haltung beruht nicht auf Hemmungen polygamer Impulse oder auf moralischen Bedenken, sondern auf dem sexualökonomischen Prinzip, lebhafte, beglückende Lust mit dem einen Partner immer wieder zu erleben. Voraussetzung dafür ist volles sexuelles Zusammenklingen mit dem Partner. Ein Unterschied zwischen Mann und Frau konnte klinisch nicht festgestellt werden."(Reich 1936, S. 31)
Abgesehen von der Schwierigkeit, den Begriff der orgastischen Potenz oder der Genitalität genau zu erfassen, muss festgehalten werden, dass es nach Reich keine männliche oder weibliche Sexualität gibt, sondern nur sexuelles Erleben an sich, das freie Strömen der sexuellen Energie, das nach seiner Ansicht zu seiner Zeit weder beim Mann noch bei der Frau verwirklicht werden konnte. Freud hatte die Libido, die er im Gegensatz zu Reich nur als Hilfskonstruktion ohne empirische Präsenz ansah, ebenfalls zunächst als geschlechtsneutrale Energie beschrieben, die allerdings ihrer Natur nach eher im Mann als in der Frau zur Geltung kommen sollte. Die Wesensmerkmale der Libido sollten nach Freuds Meinung eher der 'Männlichkeit' als der 'Weiblichkeit' entsprechen.(s.o. Teil II.1. ff.) Diese Behauptung wurde von Reich nicht geteilt. Mann und Frau sind für ihn gleich fähig zum vollen orgastischen Erleben und beide haben das gleiche

Recht auf Befriedigung ihrer Bedürfnisse.

4.1o. Die Arbeit unter sexualökonomischen Bedingungen

Freud hatte die Behauptung aufgestellt, dass der Mensch einen Teil seiner libidinösen Energie nicht direkt in Sexualbefriedigung umsetzen dürfe, sondern in gesellschaftlich nützliche Aktivität verwandeln müsse, ein Vorgang, der nur in sublimierter Form Befriedigung gewährt und der vom Individuum eher ungern vollzogen wird. (Vgl. Freud 193o) Männer seien aufgrund ihrer Entwicklungsgeschichte eher in der Lage zu dieser Leistung, so dass sich die Tätigkeiten des Mannes auf einem höheren Niveau bewegen. Wie bereits in dem Kapitel über Freud ausgeführt wurde, begründete er diese 'Theorie' mit biologischen Notwendigkeiten. Gleichzeitig diente ihm diese Vorstellung auch als Kulturentwicklungsmodel. Voraussetzung für Kultur ist danach die partielle Unterdrückung der Sexualität. Höherentwicklung ist nur möglich bei gleichzeitig zunehmender Sexualverdrängung. Hinter dieser Vorstellung steht die Dichotomie von Natur und Kultur.
Reich ist hier grundsätzlich andere Wege gegangen. Für ihn war die Sexualunterdrückung weder eine Bedingung der kulturellen Entwicklung noch der Arbeitsleistung überhaupt. In 'Massenpsychologie des Faschismus' heisst es dazu: "Man untersucht die Geschichte der Sexualverdrängung und findet, dass sie nicht im Beginn der Kulturentwicklung einsetzt, sondern erst relativ spät sich mit dem autoritären Patriarchat und dem Beginn der Klassenteilung herauszubilden begann."(Reich 1933, S. 48)
Für Reich existierte die oben erwähnte Dichotomie von Natur und Kultur nicht. Sexualunterdrückung war nicht die Bedingung der Kulturentwicklung, sondern lediglich ein Symptom der autoritären patriarchalischen Familie. An anderer Stelle schrieb er zur Freud'schen Unterdrückungstheorie: "Richtig ist an dieser Theorie nur, dass die Sexualunterdrückung die massenpsychologische Grundlage einer bestimmten, nämlich der patriarchalischen Kultur in allen ihren Formen bildet, nicht aber die Grundlage der Kultur und ihrer Bildung überhaupt."(Reich 1936, S. 34)

So wie die Sexualunterdrückung als Bedingung für Kultur nach Reich nicht infrage kommt, fällt sie auch als Voraussetzung von Arbeitsleistung weg: "Die Beziehung des Geschlechtsleben der Arbeitenden zur Arbeitsleistung ist von entscheidender Bedeutung. Es ist nicht so, dass um so mehr Arbeit geleistet wird, je mehr Sexualenergie von der Befriedigung abgelenkt wird, sondern: je befriedigender das Geschlechtsleben ist, desto voller und freudiger ist auch die Arbeitsleistung, wenn alle äusseren Bedingungen erfüllt sind. Die befriedigte Sexualenergie setzt sich spontan in Arbeitsinteresse und Drang nach Betätigung um."(Reich 1933, S. 264) Die These, dass die befriedigte Sexualenergie sich 'spontan' in Arbeitsinteresse umsetzt, kann in dieser Allgemeinheit sicher nicht aufgestellt werden. Betont werden muss aber, dass Reich wieder nicht nach Geschlechtern unterscheidet, dass er also Mann und Frau unter der Bedingung der befriedigten Sexualität die Fähigkeit und den Wunsch nach Aktivität und Tätigkeit zuspricht. Hinter dieser Auffassung finden wir wieder die eingangs erwähnte Grundhaltung Reichs dem Menschen gegenüber, die von einem grossen Optimismus geprägt war und dem Menschen die Fähigkeit zur Selbstverantwortung und dem Wunsch nach gesellschaftlicher Mitarbeit zuspricht.

Es war Reich aufgrund seiner stark soziologischen Orientierung natürlich bewusst, dass seine Vorstellungen von Arbeit und Tätigkeit unter den herrschenden ökonomischen Bedingungen seiner Zeit nicht zu realisieren waren, dass also die Neuorganisation des menschlichen Zusammenlebens unter sexualökonomischen Bedingungen auch das Arbeitsproblem miteinbeziehen müsste. "Unter 'sexualökonomischen Verhältnissen' ist nicht nur die Möglichkeit zu einem geordneten, befriedigendem Liebesleben zu verstehen, sondern darüber hinaus auch alles, was mit Lust und Lebensfreude in der Arbeit zu tun hat."(Reich 1933, S. 264) Arbeit sollte nach Reich ebenso wie das Liebesleben der Lebensfreude dienen. Sie sind in seiner Vorstellung lediglich zwei verschiedene Formen menschlch-biologischer Tätigkeit und entstammen der gleichen biologischen Energie. (Vgl. Reich 1933, S. 265) Die Arbeitsformen müssten so verändert werden, dass die oben aufgeführten Bedingungen erfüllt werden könnten. Reich

fasste diese Gesellschaftsformation unter dem Begriff der Arbeistdemokratie. "Das Grundproblem einer echten Demokratie, einer Arbeitsdemokratie, ist jedoch darüber hinaus, ob auch die Arbeit tatsächlich ihr Wesen so verändert, dass sie aus einer lästigen Pflicht zu einer lustvollen Bedürfnisbefriedigung werden kann."(Reich 1933, S. 256)
Es erscheint im Rahmen dieser Arbeit nicht wentlich, den Begriff der Arbeitsdemokratie genauer auszuführen. Es beinhaltet im wesentlichen die fachliche Leitung der Betriebe durch die Arbeiter, die Umstellung der Wirtschaft von Profitproduktion auf Bedürfnisproduktion unter dem Primat und der Voraussetzung der Arbeit als lustvoller Tätigkeit. Soweit aus den Veröffentlichungen ersichtlich ist, hat Reich nie genauer definiert, was er unter dem Begriff der lustvollen Tätigkeit verstanden wissen wollte. Der Begriff bleibt diffus und unpräzise und von daher als Krterium einer Neuorganisation der Arbeitswelt eher unbrauchbar.Grundsätzlich kann aber festgehalten werden, dass nach Reich der Mensch ein arbeits- und kooperationsbereites Wesen ist und zwar unabhängig von seinem Geschlecht.

5. Zusammenfassung Teil II

Bei der Darstellung der vier tiefenpsychologischen Theorien zum Problem der Männlichkeit habe ich im wesentlichen eine immanente Interpretation vorgenommen und mich vom jeweiligen Aufbau her leiten lassen. Um eine bessere Vergleichbarkeit herzustellen, werde ich die Ergebnisse anhand von sechs übergreifenden Fragen noch einmal zusammenfassen.

5.1. Bestehen prinzipielle, von der Anatomie abgesehene, Unterschiede zwischen den Geschlechtern? Welcher Art sind diese Unterschiede und wie wird ihr Zustandekommen erklärt?

5.1.1. Freud

Für Freud sind die Geschlechter prinzipiell verschieden, sowohl ihrer Anlage, als auch ihrer charakterologischen Entwicklung nach, welche wesentlich durch biologisch-anatomische Bedingungen bestimmt ist. Das kleine Mädchen ist nach Freud aufgrund ihres schwächeren Sexualtriebes konstitutionell weniger aggressiv und selbstgenügsamer als der Knabe; ihr Bedürfnis nach Zärtlichkeit macht sie abhängiger und gefügiger, die Entwicklung der Sexualitätshemmungen verlaufen beim Mädchen leichter und die Partialtriebe bevorzugen die passive Form. In der Form der Klitorissexualität, die bis zur Pubertät vorherrschen soll, ist die Sexualität des Mädchens aber als eigentlich männlich anzusehen.
Der Sexualtrieb des Knaben ist aggressiver, weil ihm als Mann die Erfüllung des biologischen Ziels, nämlich die Fortpflanzung, übertragen ist. Die Libido ist von daher auch eher mit der Männlichkeit assoziiert, obwohl die Männlichkeit im Sinne von Aktivität und Aggressivität

nach Freud erst in der Pubertät mit der biologischen Männlichkeit verknüpft wird.
Auf der Grundlage dieser unterschiedlichen Disposition findet die Entwicklung zur Frau bzw. zum Manne statt, eine Entwicklung, die im wesentlichen durch die Tatsache des Besitzes bzw. Nichtbesitzes des Penis, der Lösung des Oedipuskomplexes und der Pubertät bestimmt ist und als deren Endprodukt der Mann erscheint, dessen geistiges, sittliches und intellektuelles Niveau über dem der Frau liegt. Durch die Art der Lösung der ödipalen Situation gelangt der Mann zu grösserer Freiheit und Unabhängigkeit von den affektiven Ursprüngen seines psychischen Apparates, er ist vernunftfähiger und unterwirft sich von daher leichter den grossen Notwendigkeiten des Lebens.
Die Frau steht in einem Gegensatz zum Mann, da ihr, durch den Penisneid narzisstisch beeinträchtigt, das Bedürfnis, geliebt zu werden, wesenseigen ist. Ausserdem erringt bei ihr die Ueber-Ich Bildung nicht die Strenge, die den Mann auszeichnet, so dass sie in ihrer narzisstischen Bedürftigkeit verharrt und durch ihre Ansprüche nach Liebe und Familie tendenziell in einen Gegensatz zum Mann tritt, dessen Lebensbereiche eher die Wahrnehmung sozialer Notwendigkeiten ausmacht. Die Unterschiedlichkeit der Geschlechter begründet Freud mit einer bei der Geburt bereits bestehenden Differenz der Intensität des Sexualtriebes in der nachgeburtlichen Entwicklung, die zentral durch die Anatomie bestimmt ist.

5.1.2. Jung

Die Untersuchung seiner Einstellungs- und Funktionstypen hat ergeben, dass der extravertierte Empfindungstyp und der extravertierte Denktyp am ehesten bei Männern vorzufinden sind. Das Denken gelangt beim Mann weit eher zur Vorherrschaft, während das Fühlen eher eine weibliche Fähigkeit ist. Das menschliche Seelenleben ist nach Jung

Fähigkeit ist. Das menschliche Seelenleben ist nach Jung schichtweise aufgebaut und der Mann muss zu den tieferen Schichten Zugang finden, um zu einer reifen Persönlichkeit zu werden. Die Anima, als Repräsentant des mütterlichen Eros, ist im Manne unterentwickelt. Darum ist die Beziehungsfunktion schwächer ausgebildet als der Logos, der in der Frau wiederum nur minderwertig entwickelt ist. Der Mann verkörpert Geist, Verstand, Vernunft und analytisches Denken, während die Frau im Eros ihre eigentliche Bestimmung findet. Der Intellekt kommt nur im Mann zur reinen Blüte, in der Frau ist er pervertiert und bekommt Protestcharakter. Dieser Protest richtet sich nicht, wie bei Freud, gegen die Tatsache der Penislosigkeit oder gegen die Position der Schwäche, wie bei Adler, sondern letztes Ziel der Frau ist es, den Mann aufzustacheln, damit er die ihm gemässe Rolle der Ueberlegenheit über die Frau einnimmt. Nach Jung leiten sich die unterschiedlichen Geschlechtsrollen nicht aus anatomisch bedingten Triebschicksalen ab, sondern sie sind archetypisch vorgegeben, d.h. die Bereitschaft, sich männlich bzw. weiblich zu verhalten, ist im Menschen analgemässig vorhanden. Mädchen bevorzugen von daher z.B. Puppenspiele und Jungen Spiele mit Autos, Soldaten, usw., weil ihnen dieses Verhalten archetypisch auferlegt ist.

5.1.3. Adler

Nach Adler besteht, abgesehen von den anatomischen Unterschieden, zwischen Mann und Frau keine grundsätzliche Differenz. Die Unterteilung von Charkaterzügen in männlich und weiblich kommt durch Erziehung und "Machturteile" zustande, die eine geschlechtstypische Charakterentwicklung bewirken. Durch die Entstehung des Patriarchats konnte der Mann die für ihn angenehmere Position erlangen und die Arbeitsteilung zu seinen Gunsten beeinflussen. Die Aufteilung von Charaktereigenschaften nach einer Geschlechts-

spezifität dient in diesem Sinne der Erhaltung des patriarchalischen Systems. Die Ueberlegenheit des Mannes auf irgend einem Gebiet oder in einer Disziplin beweist nichts, da den Jungen und Mädchen von Anfang an unterschiedliche Fähigkeiten zugetraut werden und sie von daher auch unterschiedlich von den Erziehungspersonen gefördert werden. Adler konstatierte, dass durch falsche Erziehungsmethoden das ursprünglich vorhandene Schwächegefühl des Kindes intensiviert und damit das Geltungs- und Machtstreben angestachelt wird. In der patriarchalischen Gesellschaft bietet sich für den Knaben die männliche Rolle als Ausweg aus der Schwächeposition an und es entwickelt sich in ihm nach Adler ein Streben "Ich will ein ganzer Mann sein". Diese Tendenz, von Adler als "Männlicher Protest" bezeichnet, spielt auch im Seelenleben des Mädchens eine grosse Rolle. Da ihr das Ziel der Ueberlegenheit auf dem Wege der Uebernahme der männlichen Rolle verwehrt ist, kann sie nur auf Umwegen ihr Ziel erreichen. Geiz, Neid, Eitelkeit und Selbstbezogenheit bei Frauen sah Adler als Zeichen für das Wirken des männlichen Protestes. Es scheint, dass Freud, Jung und Adler phänomenologisch dasselbe im Auge hatten. Freud und Jung wollten die Frau mit ihrer angeblichen Minderwertigkeit bzw. Andersartigkeit versöhnen, während Adler darin ein Versagen der Kultur sah.

5.1.4. Reich

Obwohl Reich Psychoanalytiker war, schwebte ihm ein anderes Entwicklungsmodell vor als Freud. Für ihn bestand grundsätzlich kein Unterschied zwischen Mann und Frau. Die Genitalität mit ihren Implikationen der orgastischen Potenz und den sich daraus ergebenden Merkmalen des psychischen Apparates wurden von Reich geschlechtsunspezifisch beschrieben. Die Fähigkeit zur orgastischen Potenz ist bei Mann und Frau gleich.

Reich diagnostizierte die ödipale Situation bereits als pathologische Entwicklung und nicht, wie Freud, als Ausgangspunkt für die Entstehung von Männlichkeit. Sexualverdrängung bzw. -sublimierung schafft keine Kultur, sondern sie bewirkt Untertänigkeit und über die Identifikation mit dem Vater eine Bindung an jede potentielle Obrigkeit. Der Mann im Freud'schen Sinne wäre nach Reich von daher als psychisch krank anzusehen. Einzige Bedingung zum Glück des Menschen als Individuum und im Verband ist die Möglichkeit zum Erleben der ungehinderten orgastischen Potenz.

5.1.5. Zusammenfassung Frage 1

Bei der Beurteilung der vier Autoren zur Frage der unterschiedlichen Disposition von Mann und Frau können Freud und Jung auf der einen Seite und, in eingeschränktem Masse, Adler und Reich auf der anderen zusammengefasst werden. Freud und Jung postulierten beide, wenn auch von unterschiedlichen theoretischen Prämissen ausgehend, einen prinzipiellen Unterschied zwischen Mann und Frau und zwar im Sinne der Dichotomie Aktivität, Aggressivität - Passivität, Gefühl - Verstand, Eros - Logos, Materie - Geist usw. Während Jung die Unterschiedlichkeit aus der Existenz einer archetypischen Programmiertheit begründete, sah Freud die nachgeburtliche biologisch-anatomisch bedingte Entwicklung als entscheidenden Erklärungsgrund an. Für Reich und Adler bestand kein grundsätzlicher Unterschied zwischen Mann und Frau. Reich betrachtete Mann und Frau zur orgastischen Potenz gleich fähig, Unterschiede deutete er als Ergebnis der in der patriarchalischen Gesellschaft vorherrschenden Sexualunterdrückung. Adler dagegen erklärte die Unterschiede als durch den gesamten Erziehungsprozess bedingt.

5.2. Welchen Stellenwert messen die Autoren der unterschiedlichen Bewertung der Geschlechter in der patriarchalischen Gesellschaft bei?

5.2.1. Freud

Freud versuchte in seiner Theorie die unterschiedliche Bewertung von Mann und Frau zu begründen. Nach Fromm war der Gedanke der Gleichheit der Geschlechter für Freud nicht denkbar. Er erklärte das mit Freuds autoritär-patriarchalischen Einstellung. (Vgl. Fromm 1979, S. 18)
Freud beschrieb einen kulturell-sozialen Sachverhalt als biologisch begründet. Der Mann steht nach seiner Auffassung auf einem sittlich höheren Niveau, da sein Ueber-Ich strenger angelegt ist. Diese Strenge ergibt sich zwangsläufig aus dem Besitz des Penis und der damit verbundenen Kastrationsangst. Der Mann hat keine andere Wahl, da seine biologische Ausstattung ihm diesen Weg vorzeichnet. Diese biologische Grundbedingung macht ihn zum Träger von Moral, Sitte, Vernunft, Geist usw. Sein Lebensbereich sind die grossen sozialen Zusammenhänge, während die Frau dazu bestimmt ist, ihre Befriedigung im Bereich der Familie und des Sexuallebens zu finden. In diesem Sinne musste Freud die herrschende Arbeitsteilung als gerecht, da biologisch notwendig, ansehen.

5.2.2. Jung

Nach Jung stehen die den Geschlechtern eigentümlichen Daseinsbereiche des Eros und des Logos scheinbar gleichwertig nebeneinander. Während die Frau im Eros ihre Befriedigung findet, entspricht der Logos eher der männlichen Bestimmung. Untersucht man jedoch die von Jung gegebenen Definitionen von Eros und Logos genauer, so zeigt sich eine deutliche Höherbewertung der männlichen Funktion, denn Politik, Handel, Technik und Wissenschaft sind die Bereiche des angewandten männlichen Logos. Da bei der Frau der Logos im Bewusstseinsschatten liegen soll, sind ihre diese Gebiete naturgenäss verschlossen. Wenn Jung auch konzediert, dass die Frau sich 'auf dem weiten Feld' der

zwischen menschlichen Beziehungen zuhause fühlt, kommt er dennoch nicht um die Tatsache herum, dass alle gesellschaftlich relevanten Lebensbereiche eher als Domäne des Mannes anzusehen sind.
Aehnlich wie Freud gibt Jung dem Sachverhalt der männlichen Ueberlegenheit eine biologische Begründung. Für ihn bildet die hereditär fixierte psychische Anlge die Grundlage für die charakterologische Entwicklung, deren Ablauf streng festgelegt ist und einer durch die menschliche Geschichte entstandenen Programmierung entspringt.
Im Gegensatz zu Freud, der Weiblichkeit eher als Kümmerform der vollkommenen Männlichkeit betrachtete, konstatierte Jung die Existenz einer eigenständigen Weiblichkeit, die qualitativ jedoch unterhalb der Männlichkeit anzusiedeln ist.

5.2.3. Adler

Adler kritisierte, dass die Kultur durch die überragende Bedeutung des Mannes charakterisiert sei, wodurch im Seelenleben der Frau neben anderen Faktoren ein vertieftes Minderwertigkeitsgefühl bewirkt wird. Durch die Machtverteilung zugunsten der Männer konnten diese die Arbeitsteilung, eine an sich sinnvolle und richtige Institution , zu ihren Gunsten verändern. Theorien, die eine tatsächliche Minderwertigkeit der Frau begründen wollen, deutete Adler als Versuch zur Abstützung männlicher Privilegien. Im Gegensatz zu Freud und auch Jung kritisierte Adler die Attribute der Männlichkeit als etwas Egoistisches, die Eigenliebe befriedigendes u.a.m. Adler wertete die Tatsache, dass die Männer sich den Frauen überlegen fühlen, als ein Zeichen für kulturelles Versagen.

5.2.4. Reich

Reich bezeichnete die männliche Höherbewertung als sexualökonomisch katastrophal, da sie mit der Unterdrückung der Frau und der Kinder einhergeht, denen im Interesse der Aufrechterhaltung des patriarchalischen Systems das Bewusstsein, ein Sexualwesen zu sein, ausgetrieben werden muss. Das Matriarchat,

von dem Reich annahm, dass es historisch existiert haben muss, habe dem Menschen ein hohes Mass an Glück ermöglicht. Die gesellschaftliche Organisation des Matriarchats nannte Reich sexualökonomisch vernünftig. Die ökonomische Entwicklung zerstörte diese vernünftige Organisation und es entwickelte sich das sexuelle Zwangssystem, das nur noch den ökonomischen Interessen des Mannes diente und katastrophale Folgen für das Zusammenleben der Geschlechter hatte.

5.2.5 Zusammenfassung

Während Freud die von ihm postulierten Unterschiede zwischen den Geschlechtern im Sinne einer Höherwertigkeit der männlichen Attribute wertete, tendiert Jung eher in Richtung auf eine Andersartigkeit des männlichen und weiblichen Wesens, die explizit zwar keine Wertung enthält, de facto aber auf eine Höherbewertung des Mannes hinausläuft.
Auf der Grundlage des Postulats der Gleichheit und Gleichwertigkeit von Mann und Frau erkannten Reich und Adler, dass die real existierende Ungleichheit zwischen den Geschlechtern nicht Ausdruck einer irgendwie gearteten Unterschiedlichkeit ist, die in der Natur angelegt ist, sondern dass bestimmte Interessen diese Ungleichheit bewirkt haben. Nach Reich war es das ökonomische Interesse, nach Adler das durch die psychische Situation bedingte aufgestachelte Geltungsstreben des Mannes, das die Ungleichwertigkeit der Geschlechter bewirkt hat.

5.3. Sehen die Autoren eine pathogene Wirkung der männlichen Rolle auf das Seelenleben des Mannes bzw. der Frau?

5.3.1. Freud

Freud schrieb der traditionellen männlichen Rolle keinerlei pathologische Wirkung zu. Alle Attribute der Männlichkeit bleiben bestehen und werden mit der Normalität gleichgesetzt. Der Frau gesteht Freud zu, dass ihre Entwicklung zur Weiblichkeit schwierig sei, da die ihrem Wesen nach männliche Libido in die Passivität der weiblichen Rolle gepresst werden müsse, ausser-

dem bleibt das Schicksal der Penislosigkeit als Stachel im Seelenleben der Frau bestehen und es bereitet ihr nach Freud grössere Mühe, sich in den ihr vorgezeichneten Bedingungen der Weiblichkeit ein Leben einzurichten.

5.3.2. Jung

Auch Jung hinterfragte die männliche Rolle an sich nicht. Die archetypisch vorgezeichneten psychischen Merkmale und Verhaltensweisen kommen unabhängig vom persönlichen Wollen zum Tragen und können somit nicht kritisiert, sondern nur konstatiert werden. Das Bestehende ist das Produkt einer langen Entwicklung der Menschheit und gehört zum biologischen Erbe. Psychisches Leiden entsteht von daher nach Jung immer nur durch die Unfähigkeit oder fehlende Bereitschaft, sich den Ansprüchen der Archetypen zu fügen. Einzig in der Persona, der Maske des Menschen, sah Jung eine gewisse Gefahr für den Mann, da dieser in Gefahr ist, sich zu sehr mit ihr zu identifizieren und dabei aus dem Auge verliert, dass es sich dabei lediglich um ein konventionelles Zugeständni handelt. Dies beinhaltet die Möglichkeit der Verarmung der Persönlichkeit und der Mann kann nicht mehr zu seinem eigentlichen Selbst vordringen, womit er auf der Stufe konturloser Massenmenschen verharrt.

5.3.3. Adler

Durch die gesellschaftlich allgegenwärtigen Vorbilder der männlichen Ueberlegenheit und der falschen Erziehung entsteht im Mann ein Streben nach Ueberlegenheit über die Frau. Dieses Streben bewirkt eine qualvolle seelische Spannung bei beiden Geschlechtern. Der Mann muss sein Leben immer gemäss der männlichen Ueberlegenheitslinie einrichten, sie ist ihm Bedürfnis, Notwendigkeit und Zwang, da das zugrundeliegende verschärfte Minderwertigkeitsgefühl ihm keine andere Wahl lässt. Dieses Ueberlegenheitsstreben bewirkt eine allgemeine Verarmung der Persönlichkeit und speziell eine Verminderung der sexuellen Empfindungsfähigkeit.
Jede Verzerrung oder Verschiebung der Gleichheit zwischen den

Menschen und besonders zwischen Mann und Frau beeinträchtigen das Gemeinschaftsgefühl und damit die seelische Gesundheit, da die Psyche nach Adler eine Unterwerrfung nicht verträgt. Das Streben nach Ueberlegenheit bewirkt eine Entfremdung zwischen Mann und Frau.

5.3.4. Reich

Das ökonomische Interesse des Mannes bewirkt eine Unterjochung der Frau und der Kinder. Sie beruht im wesentlichen auf der Zerstörung der genitalen Sexualität und führt auch beim Mann zu einer Einschränkung der orgastischen Potenz. Damit einher geht eine Deformierung des Charakters, der durch prägenitale Fixierungen eine allgemeine Schwächung erfährt. Der Mensch bleibt schwach, anlehnungsbedürftig, untertänig, seine Realitätsfunktionen sind nur schwach ausgebildet, seine Sexualität ist asketisch und mit Schuldgefühlen besetzt. Reich machte die Beobachtung, dass gerade der Prototyp des traditionellen Mannes, den er unter der Kategorie des phallisch-narzistischen Charakters beschrieb, in seiner sexuellen Empfindungsfähigkeit beeinträchtigt ist. Trotz gut entwickelter erektiver Potenz ist das orgastische Erleben gestört. Der sexuelle Akt bekommt den Charakter des Eroberns- und Besitzenwollens und ist von daher von Motiven durchsetzt, die das freie Strömen der orgastischen Potenz verhindern.

5.3.5. Zusammenfassung

Nach Freud und Jung beinhaltet die männlichen Rolle keine Beeinträchtigung oder Einschränkung für das Seelenleben des Mannes, da die reale Erscheinung der Männlichkeit mit der Normalität gleichgesetzt wird.
Adler und Reich kamen beide zu dem Ergebnis, dass die männliche Rolle den Mann behindert und in seinen Lebensmöglichkeiten beeinrächtigt. Beide konstatieren eine gravierende seelische Verarmung, die sich auf die Männer in Vereinsamung, Entfremdung von den Mitmenschen, besonders von der Frau auswirken.

5.4. Besteht die Möglichkeit zur Veränderung der traditionellen Geschlechtsrollen?

5.4.1. Freud, Jung

Aus den bisherigen Ausführungen ergibt sich zwangsläufig, dass weder Freud nach Jung die Notwendigkeit einer Veränderung der traditionellen Geschlechtsrollen postulieren konnten, da die Ueberlegenheit des Mannes notwendige Folge der biologisch-anatomischen Ausstattung ist. Eine Veränderung sollte lediglich auf Seiten der Frau stattfinden und zwar in dem Sinne, dass sie sich mit ihrer Minderwertigkeit bzw. Andersartigkeit aussöhnen soll.

5.4.2. Adler

Adler bezeichnete die Gleichheit als eine Bedingung für seelische Gesundheit. Folgerichtig muss die männliche Rolle negative Auswirkungen auf das Seelenleben von Mann und Frau haben. Für Adler war die Beseitigung des Vorurteils von der männlichen Ueberlegenheit und die daraus abgeleiteten männlichen Privilegien unabdingbare Voraussetzung für ein befriedigendes Zusammenleben des Mannes mit der Frau und den Menschen überhaupt. Für Adler war aber nicht die Rolle als solches ein Problem, sondern primär die unterschiedliche gesellschaftliche Bewertung und die damit verbundene Privilegierung des Mannes . Da Adler die männliche Rolle als Erziehungsprodukt angesehen hat, die durch den gesellschaftlichen Rahmen abgestützt wird, ergab sich die Möglichkeit der Veränderung primär aus einer veränderten Erziehungspraxis.

5.4.3. Reich

Reich forderte eine umfassende Veränderung der Geschlechtsrollen. Es war sein Ziel, die gesellschaftlichen Verhältnisse so einzurichten, dass eine Unterdrückung der genitalen Sexualität überflüssig werde und der Mensch zur vollen orgastischen Potenz kommen könnte. Während Adler eine Veränderung innerhalb der

bestehenden Gesellschaftsordnung für möglich hielt, war Reich der Ansicht, dass die Befreiung der Sexualität aus den patriarchalischen Fesseln erst unter Verhältnissen möglich werde, die die Unterdrückung der Sexualität überflüssig mache. Reichs Perspektive war eine freiheitliche, arbeitsdemokratisch und sexualökonomisch organisierte Gesellschaft.

5.5. Welche Bedeutung messen die Autoren dem Verhältnis des Mannes zur Frau, zu Kindern und zur Arbeit bei?

5.5.1. Freud

Der Mann steht nach Freud in einem permanenten Dilemma. Seiner Bestimmung nach tendiert er eher zur Uebernahme von Verantwortung im grösseren gesellschaftliche Rahmen, zum Streben nach Höherem; dort findet er seine wahre Befreidigung. Auf der anderen Seite steht die Frau mit ihren Ansprüchen nach Liebe und Familie. Gemäss der Freud'schen Theorie hat der Mann aber nur ein beschränktes Quantum an Libido, das er entweder direkt oder in sublimierter Form gebrauchen kann. Was er davon für kulturelle Zwecke verbraucht, entieht er dem Familiären, dadurch wird er seiner Aufgabe als Ehemann und Vater entfremdet. Der Mann steht also tendenziell in einem Gegensatz zur Frau und Familie.

5.5.2. Jung

Bei Jung hat die Frau ihrem Wesen nach das Interesse, einen Mann zu halten, während das Interesse des Mannes auf Eroberung zielt. Von Natur aus bleibt er selten bei einer Frau stehen. Für die Frau spielt die männliche Persönlichkeit die ausschlaggebende Rolle, für den Mann ist die Frau weniger bestimmt, sie kann eine unter anderen sein. Jung unterteilte das Leben des Mannes in zwei Phasen, und zwar in eine, die durch die Erfüllung äusserer Ansprüche gekennzeichnet ist und eine zweite, spätere, die dem Individuationsprozess gewidmet sein sollte. In die erste Phase entfallen die Probleme der Familiengründung und der Existenzsicherung. Die damit verbundenen Probleme sind eher

peripherer Art und haben mit den eigentlichen Problemen der menschlichen Existenz nicht viel zu tun. Erst in der zweiten Phase, wenn sich der Mann im Leben eingerichtet hat, und er zum Innnersten vordringen kann, zu dem, was Jung das eigentlich Männliche genannt hat, erhebt sich der Mann über das Alltägliche. Was Freud als das Streben nach Höherem bezeichnet hat, findet sich bei Jung wieder in dem Bedürfnis des Mannes nach Hinauswachsne über das sogenannte Alltägliche.

5.5.3. Adler

Im Gegensatz zu Freud und Jung, die den Menschen bzw. den Mann ahistorisch-monadenhaft interpretierten, sah Adler den Menschen als ein primär soziales Wesen, das nur von seiner sozialen Natur her verstanden werden kann. Jeder Mensch lebt in einer Gemeinschaft, die einerseits sein Ueberleben sichert, andererseits aber mit Aufgaben an ihn herantritt, deren Lösung seelische Gesundheit erfordern. So verstand Adler das Zusammenleben zwischen Mann und Frau nicht nur als Privatsache, sondern auch als sozial determinierte Aufgabe. Als Voraussetzung für das Gelingen des partnerschaftlichen Zusammenlebens forderte Adler körperliche Anziehung und Interesse füreinander. Fragen der Ungleichheit, des Zweifels aneinander, feindliche Gedanken oder Gefühle müssten ausgeschlossen sein. Zur Liebe gehört der Wunsch nach Kindern als Beitrag zum Fortbestand der menschlichen Gesellschaft, und nicht, um einer Mutterbestimmung oder einer Vaterrolle zu genügen. Im weiteren bezeichnete Adler die Arbeit, das Ausführen eines Berufes als wesentlichen Bestandteil der männlichen Rolle, da die Arbeitsteilung ihm diese Aufgabe übertragen hat.
Für Adler sind das vom Gemeinschaftsgefühl getragene Verhältnis des Mannes zur Frau, zu den Kindern und zur Arbeit die wesentlichen Determinaten der männlichen Rolle.

5.5.4. Reich

Die Ehe, in der Frau und Kinder aus ökonomischen Interesse unterjocht werden, ist nach Reich die patriarchalische Kern-

situation. Sie dient dem sozialen Schutz der entrechteten Frau und der Kinder, schützt das Erbrecht des Besitzenden und dient als ideologische Brutstätte. In der Familie soll die Genitalität zerstört werden, weil genitale Menschen sich nicht den Gesetzen des Patriarchats beugen würden.
Reich meinte, dass die von ihm angestrebte Form der sexuellen Dauerbeziehung nur nach weitreichenden, gesellschaftlichen Veränderungen möglich wäre. Als Hauptbedingung sah er die materielle Unabhängigkeit der Frau, Versorgung der Kinder durch gesellschaftliche Institutionen, Wegfall jeglicher Einmengung wirtschaftlicher Interessen in die Beziehung und das Nebeneinanderbestehen von vorübergehenden und dauerhaften Beziehungen. Nur unter der Bedingung absoluter Herschaftsfreiheit kann die Fähigkeit zur geistigen Kameradschaft mit der Frau entstehen.
Die Arbeit muss ebenfalls von allen Zwangsbedingungen befreit werden und dem Prinzip der Lust und Lebensfreude dienen. Arbeit ist dem dem Sinne dann keine männliche Form der Lebensbewältigung,sondern Ausdruck befriedigter Sexualenergie, die sich 'spontan' in Arbeitsinteresse und dem Drang nach Betätigung umsetzt.

5.5.5. Zusammenfassung

Freud und Jung vertraten die Anschauung, dass der Mann zu Höherem bestimmt sei. Frau, Kind und die tägliche Lebensbewältigung werden als störende oder nebensächliche Faktoren eingestuft. Für Adler dagegen machen die Beziehung zur Frau, zum Kind und zur Arbeit wesentlich die sozialen Bestimmungen der männlichen Rolle aus. Ihre Bewältigung im Sinne der Gemeinschaft machen den Sinn des Lebens aus. Auch Reich stellte die konkrete Lebensbewältigung in den Mittelpunkt, wobei gemäss seiner Theorie der Angelpunkt die ungehinderte sexuelle Erlebnisfähigkeit ist, die Grundlage für ein befriedigendes Zusammenleben zwischen den Geschlechtern und dem Verhältnis zur Arbeit seine soll. Lebenssinn und -ziel des Mannes ist die Fähigkeit zum Erleben der sexuellen Lust, sowohl in der direkten als auch in der sublimierten Form.

5.6. Welchen Stellenwert messen die Autoren der Erziehung bei der Entstehung der männlichen Rolle bei?

5.6.1. Freud

Gemäss der Freud'schen Theorie ist Männlichkeit und Weiblichkeit im wesentlichen durch die biologische Ausstattung bedingt. Die Kastrationsangst, die ödipale Situation und die daraus resultierende Ueber-Ich Bildung mit der entsprechenden unterschiedlichen Sublimierungsfähigkeit von Mann und Frau sind primär biologisch bedingte Prozesse. Die Erziehung hat als Agent der Kultur die Funktion, diesen tendenziell repressiven Prozess zu induzieren, zu begleiten und mögliche Fehlentwicklungen zu verhindern.
Aus der Sicht der Psychoanalyse zeichnet sich der gesunde Mann dadurch aus, dass seine Libidoorganisation den Ansprüchen des Es, Ueber-Ich und der Aussenwelt genügt. Die Erringung einer kulturell akzeptablen Liebes- und Arbeitsfähigkeit impliziert notwendig die Aufgabe ursprünglicher Lustmöglichkeiten, was der Mensch nicht freiwillig leistet, sondern nur unter dem Druck der Erziehung, die in diesem Sinne vorwiegend Repressionsfunktion im Dienste der Kultur hat.

5.6.2. Jung

Da Jung die männliche und weibliche Rolle als archetypisch bestimmt sah, mass er der Erziehung den Stellenwert einer Unterstützung bzw. Kultivierung bei. Im negativen Fall kann sie eine neurotisierende Verfälschung angeborener Einstellungs- und Funktionstypen bewirken. Bei der Geburt bringt der Mensch grundlegende Wesenzüge mit und die Erziehung darf dem nicht entgegenwirken, da sonst die Gefahr der Neurose besteht.
Die Erziehung hat demnach nicht die Funktion von Unterdrükkung, um den Menschen kulturfähig zu machen, sondern hilft bei der Entwicklung archetypischer und wesensmässiger Anlagen. Erfahrungen, die der Mensch mit seinen Erziehungspersonen macht, fliessen in diesen Prozess mit ein. Das Bild von der Rolle der Frau und des Mannes ist also nicht ausschliesslich durch arche-

typisch fixierte Erfahrungen aus der individuellen und kollektiven Ahnenreihe des Mannes, sondern auch aus den konkreten Erlebnissen mit der Frau und dem Mann bestimmt.
Dennoch muss der Einfluss der individuellen Erfahrungen auf die Entstehung männlicher und weiblicher Rollen als eher nebensächlich eingestuft werden, im Mittelpunkt steht die überragende Bedeutung der Archetypen.

5.6.3. Adler

Für Adler war die Erziehung der alles entscheidende Faktor für die charakterliche Entwicklung des Menschen. Der Mensch kommt als biologisch schwacher Organismus auf die Welt und ist zur Menschwerdung vollkommen auf die Hilfe und Erziehung der Umwelt angewiesen, wobei Erziehung im Sinne Adlers immer Einführung in die Gemeinschaft bedeutet. Da diese auf dem Prinzip der Arbeitsteilung beruht, ist es Aufgabe der Erziehung, den Knaben und das Mädchen zur Uebernahme ihrer gesellschaftlich bedingten Rollen zu befähigen. Die Erziehung zum Mann und zur Frau muss von den Notwendigkeiten des gesellschaftlichen Zusammenlebens her gesehen werden. Voraussetzung einer für beide Geschlechter befriedigenden Geschlechtsidentität sind sexuelle Aufklärung, Aufhebung der Wertdifferenz zwischen männlichen und weiblichen Leistungen und die konsequente Anleitung zur Uebernahme geschlechtsspezifischer Lebensaufgaben. Adler vertrat daher die Ansicht, dass der Knabe auf die Berufsrolle und das Mädchen auf die Mutterrolle vorbereitet werden müssen.

5.6.4. Reich

Gemäss seiner theoretischen Ausrichtung sah Reich die Sexualität als Hebel zur Durchsetzung der Lebensfähigkeit unter patriarchalischen Verhältnissen. Männlichkeit in ihrer traditionellen Form ist Ausdruck einer prägenitalen Fixierung. Demgemäss sah er als Ausweg primär die volle Entfaltung der or-

gastischen Potenz. Unter dieser Voraussetzung scheint die Entwicklung des Menschen einen gewissen Automatismus anzunehmen. Freud war der Ansicht, dass das Lustbedürfnis des Menschen im Gegensatz zur Gesellschaft steht und der Mann eher in der Lage ist, diesen Gegensatz zu überwinden. Reich dagegen vermutete, dass die volle Entfaltung der orgastischen Potenz Voraussetzung für die Soziabilität des Menschen sei. Vor diesem Hintergrund verblasst der Gegensatz zwischen Mann und Frau. Männlichkeit'und'Weiblichkeit'sind nach Reich Kunstprodukte der patriarchalischen Gesellschaft, die es im Interesse des sexuellen Glücks zu überwinden gilt. Deshalb kann es auch keine Erziehung zu Mann und Frau geben, sondern nur zur orgastischen Befriedigungsfähigkeit, auf deren Boden dann das Bedürfnis nach Arbeit mitentstehen soll. Welche Formen diese Tätigkeiten annehmen sollen, wird von Reich offengelassen. Einzige Forderung ist, dass uach sie dem Prinzip der Lust und Unlust untergeordnet sind.

5.6.5. Zusammenfassung

Männlichkeit im traditionellen Sinne bezeichnen Freud und Jung als eine dem Manne innewohnende Eigenschaft, die er entweder bei der Geburt mitbringt, oder nach der Geburt zwangsläufig entwickeln muss. Erziehung wird so bei Jung zur unterstützenden Begleitung oder zur erzwingenden Einleitung biologisch vorbestimmter Entwicklungen (Freud).
Bei Adler steht das Konzept der Erziehung im Mittelpunkt. Der Mensch entwickelt alle seine charakterologischen Erscheinungsformen im familiären Beziehungsgeflecht und auch Männlichkeit entsteht vor diesem Hintergrund und kann auch nur von daher verändert werden.
Reichs Erziehungsvorstellung bleibt unklar. Wie Freud stellte er auch die Sexualität in den Mittelpunkt seiner Persönlichkeitstheorie. Die Fähigkeit zur Sexualbefriedigung scheint eine alles umfassende Ursache für menschlich beglückende Verhältnisse zu sein. Männlichkeit und Weiblichkeit lösen sich in

allgemeines Menschsein auf. Erziehung scheint nur unter patriarchalischen Bedingungen von Bedeutung zu sein, nur der orgastisch beeinträchtigte Mensch kann und muss erzogen werden.

Teil III

1. Vergleich der Ergebnisse des ersten und zweiten Teils

1.1. Freud

Eine Grundaussage Freuds liegt darin, dass zwischen Mann und Frau ein grundsätzlicher, unaufhebbarer Unterschied, der über den rein anatomischen Unterschied hinausgeht, besteht. Die biologisch-anatomische Grundausstattung des Mannes führt zu einer Ueberlegenheit über die Frau.
Weder die Ethologie, Biologie bzw. Andrologie, noch die empirische Psychologie konnten diese Beobachtungen Freuds bestätigen. Nach den Ergebnissen der Ethnologie sind die Geschlechtsrollen Sekundärphänomene sozialer und kultureller Institutionen. Auch die Biologie konnte die Freud'schen Thesen nicht verifizieren. Die Behauptung, dass der Mann die Normalität repräsentiere, während die psychosexuelle Entwicklung der Frau sich von der des Mannes herleitet, wurde von der Andrologie nicht bestätigt. Die 'normale' fötale Entwicklung ist die weibliche, während die Natur zusätzliche 'Anstrengungen' unternehmen muss, damit der Fötus eine männliche Entwicklung nimmt. (Vgl. Money, Ehrhardt 1975) Der Begriff 'normal' bezieht sich hier zwar nicht auf die von Freud damit bezeichnete psychosexuelle Entwicklung des Mannes, aber grundsätzlich kann festgehalten werden, dass die Andrologie die von Freud behauptete Normalität des Mannes und die damit verbundene Abweichung der Frau von dieser Normalität nicht anerkennt.
Auch die von Freud postulierten geschlechtsspezifischen Persönlichkeitsmerkmale bezüglich der höheren Aktivität bzw. Aggressivität des Mannes sind so uneindeutig, dass sie zur Beurteilung nicht herangezogen werden können.
Bei den soziologischen Untersuchungen fällt auf, dass das Bild des Mannes von sich selbst, der Frau, den Kindern und der Arbeit sich in grossen Teilen mit der Freud'schen Theorie deckt. Die grundsätzliche Ueberlegenheit über die Frau, seine Berufsrolle, seine Abstinenz in Fragen der Kindererziehung bei

gleichzeitiger Beanspruchung der Autorität, die Zuständigkeit der Frau über den familiären Innenbereich, sind nach wie vor integraler Bestandteil des männlichen Selbstbildes. Lediglich in der Frage der weiblichen Berufstätigkeit hat sich eine Akzentverschiebung ergeben. Berufstätigkeit der Frau wird vom Mann zunehmend akzeptiert, wenn auch eher im Rahmen der Zuverdienfunktion. Inwieweit dies beim Mann den Beginn einer Veränderung seines Frauenbildes bedeutet, oder lediglich eine reversible Zeiterscheinung ist, muss offenbleiben.
Es erübrigt sich unseres Erachtens, noch weitere Merkmale der Freud'schen Männlichkeit auf ihre Wissenschaftlichkeit zu überprüfen, da bereits seine grundlegenden Prämissen sich als falsch erwiesen haben.

1.2. Jung

Jung glaubte an eine archetypisch vorgegebene und damit hereditär fixierte Andersartigkeit von Mann und Frau. Der Inhalt der Archetypen bildet sich aus der individuellen und kollektiven Ahnenreihe, so dass eine gewisse historische und lokale Variationsmöglichkeit der archetypischen Verhaltensprogrammierung möglich wäre. Die von der Ethnologie beobachtete breite Streuung geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen könnte in diesem Sinne mit der Archetypentheorie in Einklang gebracht werden. Es zeigt sich jedoch, dass die Variabilität der geschlechzsspezifischen Archetypen sich um bestimmte kollektiv existierende Grundtheoreme herum gruppiert. Das Prinzip von Geist, Verstand, Vernunft, analytischem Denken usw. wurde von Jung gerade nicht als historisch oder lokal umgrenzte archetypische Programmierung bestimmter Männer angesehen, sondern als kollektiver Urgrund a l l e r Männer. Mögliche Variationen können sich demzufolge nur um diese männlichen Grundprinzipien herumentfalten. Die Jung'sche Theorie könnte als lamarkistisch inspirierte Instinktlehre menschlicher Verhaltenssteuerung bezeichnet werden. Männlichkeit mit dem daraus resultierenden männlichen Verhalten ist irgendwann im Laufe der Geschichte erlernt worden, aber dann, in moderner Terminologie ausgedrückt, Bestandteil des genetischen Codes geworden. Jungs Erklärungsan-

satz gleicht somit tendenziell dem Nestbauverhalten der Vögel oder dem Wandertrieb der Aale.
Die moderne Forschung hat dagegen gezeigt, dass das menschliche Verhalten gerade durch das Fehlen instinktiver Verhaltenssteuerung und der überragenden Bedeutung der Lernfähigkeit gekennzeichnet ist. Abgesehen von rudimentärer Instinktsteuerung in der frühen Kindheit bringt der Mensch eine immense Lernfähigkeit mit, die ihn zur Lebensbewältigung im sozialen Verband befähigt. Auch wenn man die von der Andrologie berichteten hormonellen Einflüsse auf das Verhalten in der fötalen Phase als zutreffend annimmt, gehen auch sie nicht über so allgemeine Begriffe wie 'mehr' bzw. 'weniger Aktivität' hinaus. Demnach könnte ein fötaler hormonaler Einfluss eine spätere Auswirkung haben im Sinne eines gesteigerten Aktivitätsgrades.
Aber weder die Andrologie noch andere Disziplinen konnten den Nachweis einer konkreten Verhaltensprogrammierung des Mannes, wie Jung sie postuliert hat, erbringen.
In den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen entsteht ansatzweise ein verschärftes Bewusstsein für die Konflikthaftigkeit der männlichen Rolle in unserer Gesellschaft. Männlichkeit impliziert viele widerstrebende Verhaltensaufforderungen, denen gerecht zu werden unmöglich ist. Freud und Jung konnten dieses Problem nicht sehen, da für sie Männlichkeit kein sozial definiertes Verhalten, sondern Bestandteil einer historisch und gesellschaftlich losgelösten Natur war, die sich im Mann entfaltet. Männnlichkeit ist das Resultat eines intrinsischen Prozesses, der durch äussere Einflüsse bestenfalls modifiziert , aber in seinem Wesen nicht verändert werden kann.
Die Ansichten von Freud und Jung gleichen sehr dem von der Soziologie herausgearbeiteten Alltagsbewusstsein des Mannes bezüglich der Definition seiner Rolle. Wenn sie auch in den letzten Jahrzehnten eine Abwandlungen erfahren hat, besteht doch in einer Grundannahme der Männlichkeit eine grosse Einigkeit zwischen Freud, Jung und dem heutigen Selbstverständnis des Mannes, nämlich in der grundsätzlichen Ueberlegenheit des Mannes über die Frau.

1.3. Reich

Reich befindet sich grundsätzlich in Uebereinstimmung mit den modernen Forschungsergebnissen bezüglich der prizipiellen Gleichheit der Geschlechter. Nach seiner Theorie besteht, abgesehen von der Anatomie, kein Unterschied zwischen Mann und Frau; weder im sexuellen, im emotionalen, noch im geistig-intellektuellen Bereich ist ein Geschlecht vom anderen verschieden. Nach Reich ist die traditionelle Rolle des Mannes ein Erziehungsprodukt, womit er sich in grundsätzlicher Uebereinstimmung mit modernen Erziehungstheorien befindet. Mithilfe der Bekämpfung der kindlichen Sexualität zerbricht der Mensch und es entsteht als kompensatorischer Akt die traditionelle Männlichkeit. Hier haben jedoch die Theorien des sozialen Lernens gezeigt, dass die Entstehung der Geschlechtsrollen ein wesentlich komplexerer Vorgang ist, der mehr umfasst,als nur die Unterdrückung der kindlichen Sexualität. Aufgrund seiner theoretischen Ausrichtung war es Reich nicht möglich, die Entstehung von Männlichkeit anders als mit sexualistischen Kategorien zu begreifen. Auch die historische Entstehung des Patriarchats wurde von Reich als Folge von und bedingt durch die Sexualunterdrückung gesehen. Abgesehen davon, dass heute die von Reich postulierte Ursituation , nämlich die Existenz eines quasi paradisischen Matriarchats, als überholt angesehen werden muss, hat er damit einen komplexen gesellschaftlichen Vorgang auf eine Ursache reduziert; eine Simplifizierung, die in ihren gesellschaftlich-emanzipatorischen Implikationen eher kontraproduktiv wirkt. Es wurde gezeigt, dass die Befreiung von Sexualeinschränkungen durchaus mit der Weiterexistenz von menschlicher Unfreiheit und Persönlichkeitseinschränkungen im Sinne von traditioneller Männlichkeit und Weiblichkeit zu vereinbaren ist. Reich unterschätzte die Ursachen für die Entstehung von Männlichkeit sowohl auf der individuellen als auch auf der historisch-gesellschaftlichen Ebene, da er durch seine theoretischen Prämissen a priori auf eine bestimmte Vorstellung fixiert war.
Die Auswirkungen der gesellschaftlichen Rolle des Mannes auf sein Seelenleben, die Sexualität und seine Beziehung zur Frau

hat Reich aber durchaus richtig eingeschätzt, wenn es zu dem Schluss kommt, dass die Ueberbewertung des Mannes katastrophale Konsequenzen für den Mann zur Folge hat. Befreit von der sexualistischen Betrachtungsweise vom Menschen bleibt von der Reich'schen Theorie als realer Kern, dass die Erziehung zum Mann und die Rolle des Mannes in unserer Gesellschaft mit massiven Einschränkungen und Behinderungen verbunden ist.

1.4. Adler

Auch Adler steht mit dem Gedanken der grundsätzlicheh Gleichheit der Geschlechter im Uebereinstimmung mit der modernen Forschung. Im Einklang mit der Ethnologie erklärte er 'Männlichkeit' und 'Weiblichkeit' mit dem entsprechenden Verhaltens- und Emotionsrepertoire als durch die Arbeitsteilung bedingt, die er als grundsätzlich sinnvolle Institution ansah. Männlichkeit und Weiblichkeit sind aus der Sicht nicht Folge einer entsprechenden 'Natur' sondern zwei mögliche Spielarten eines Verhaltensensembles der Gattung Mensch.
Als Grundprämisse der Adler'schen Lehre kann der Gedanke der Gleichheit und Gleichwertigkeit aller Menschen angesehen werden. Alle Versuche, eine Ungleichheit der Geschlechter aufstellen und beweisen zu wollen, dienen der Erhaltung und Rechtfretigung patriarchalischer Privilegien. Die Ueberlegenheit des Mannes auf irgend einem Gebiet oder einer Fähigkeit kann nicht als Beweis männlicher Ueberlegenheit herangezogen werden, da Jungen und Mädchen von Anfang an unterschiedliche Fähigkeiten zugetraut werden und sie von daher einer unterschiedlichen Förderung ausgesetzt sind.
Diesen Punkt der Erziehungsbedingtheit geschlechtsspezifischer Fähigkeiten hat Adler konsequnt in seiner Theorie aufrechterhalten. Wie die modernen Untersuchungsergebnisse zur Entstehung geschlechtsspezifischen Verhaltens zeigen, wurden Adlers Beobachtungen eindrücklich bestätigt und es kann heute als gesichert gelten, dass die geschlechtsspezifische Einteilung durch das Verhalten der Eltern im Moment der Geburt beginnt; ein Vorgang, der unabhängig vom bewussten Wollen und sogar gegen die bewusste Intention verlaufen kann. Vor diesem Hin-

wird auch die immer wieder behauptete endogene Fähigkeit des Mannes z.B im mathematischen Bereich und die der Frau in sprachlichen Fähigkeiten erklärbar. Diese Fähigkeiten sind mit grosser Wahrscheinlichkeit nicht Ausdruck eines wesensmässigen Unterschiedes, sondern Produkt eines sehr komplexen und subtilen Erziehungsprozesses.
Adler sah also die männliche Rolle mit all ihren Attributen ausschliesslich als ein Produkt der Erziehung an, wobei er sich auch auf die Mechanismen der Imitation, Identifikation, Verstärkung usw. stütze.
Es kommt aber noch ein wesentlicher Faktor hinzu, der von den Lerntheorien bisher nicht berücksichtigt worden ist. Adler konstatierte ein bei allen Menschen existierendes Minderwertigkeitsgefühl, das als eine Art Bereitschaft in der menschlichen Natur verankert ist. Vom biologischen Standpunkt aus betrachtet muss der Mensch eher zu den schwachen und hilflosen Wesen der Natur zugeordnet werden. Ohne über die Mittel der Existenzsicherung zu verfügen, muss der Mensch sich mit der Natur auseinandersetzen, der er auf sich allein gestellt, weit unterlegen wäre. Diese Situation des Wesen Mensch impliziert eine starke Tendenz, sich der Welt gegenüber schwach und minderwertig zu fühlen. Nach Adler ist es nun von lebensentscheidender Bedeutung, wie der Mensch in das Leben eingeführt wird. Gelingt es den Erziehungspersonen, dem Kind das Gefühl zu vermitteln, dass es das Leben auf der Basis der Gleichheit und Kooperation bewältigen kann, d.h. das Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln, dann wird das Minderwertigkeitsgefühl kein tragender Faktor im Leben des betreffenden Menschen werden. Das 'natürliche Minderwertigkeitsgefühl' erfährt nach Adler in der Regel aber eine massive Verstärkung. Verfehlte Erziehungspraktiken wie Verwöhnung, Verzärtelung, Härte und Vernachlässigung verstärken im Kind das Schwächegefühl und bewirken ein Gefühl des Ausgeliefertseins. Es liegt nun in der Natur des Menschen, dass er eine Situation der Schwäche auf die Dauer nicht erträgt. Er versucht, das Minderwertigkeitsgefühl mit einem gesteigerten Geltungsstreben zu kompensieren, er strebt nach einer Position der Stärke und Autonomie. Das Anschauungsmaterial für diesen Ausweg entnimmt er zum einen aus

seiner eigenen Erfahrung im Umgang mit den Eltern, zum anderen erlebt er das Zusammenleben der Eltern miteinander, er sieht, wer sie stärkere Position innehat und wie diese Position erreicht und verteidigt wird. Für den Knaben ist es meist der Vater, der ihm als Vorbild und Beispiel für Stärke und Souveränität erscheint und dem nachzuahmen ihm als möglicher Ausweg aus seiner Schwächeposition erstrebenswert erscheint.
Aber auch die Mutter kann innerhalb er elterlicheh Beziehungskostellation die dominierende Rolle spiellen und es ist möglich, dass der Knabe auch ihre Methoden der Positionssicherung übernimmt.
Auch kulturelle Vorbilder haben einen grossen Einfluss auf die Strategien der Ueberwindung von Schwächepositionen. Die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau und die Bewertung der Geschlechter in der Gesellschaft, ihre Vermittlung in der entsprechenden Literatur, in Filmen und Fernsehen geben dem Knaben einen Eindruck davon, mit welchen Mitteln er die Position der Stärke einnehmen kann.
Abgesehen von der Frage, inwieweit die Annahme der Existenz eines natürlichen Minderwertigkeitsgefühls berechtigt ist, hat Adler hier einen Faktor in die Betrachtungsweise vom Menschen eingeführt, der die individuellen Differenzen der Geschlechtsidentität erklärbar macht. Sie ergeben sich aus der je unterschiedlichen Situation des Kindes in der Familie und aus seiner Reaktion auf diese Situation. Die sozialen Lerntheorien und ihre Erkenntnisse über die Entstehung der Geschlechtsrollen müssten unseres Erachtens um diese Reflexionen Adlers erweitert werden, womit ein genaueres Instrumentarium für das Verständnis der geschlechtsspezifischen Persönlichkeitsentwicklung geschaffen werden würde.
Im folgenden Abschnitt soll versucht werden, die aus dem ersten Abschnitt er Arbeit offengebliebenen Fragen mit Hilfe der Erkenntisse der vier Tiefenpsychologen zu beantworten. Da es sich dabei um Fragen von grosser historischer und gesellschaftlicher Komplexität handelt, können die psychologischen Erklärungsversuche nicht als umfassend angesehen werden. Sie geben lediglich die Richtung an, in der jeweils weiter untersucht werden könnte.

2. Wie kann die von der Ethnologie konstatierte tendenziell schwächere soziale Stellung der Frau erklärt werden?

Die Darstellung von Wesel hatte ergeben, dass eine Gesellschaftsform in Form einer Gynaikokratie mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht existiert hat, sondern dass die Frau tendenziell immer die schwächere soziale Position innehatte.(Vgl. Wesel 198o) Es hat Gesellschaften gegeben, in denen die Frau eine angesehenere Position hatte als z.B heute in den modernen Industriegesellschaften, aber ein Matriarchat als notwenige historische Stufe der Menschheitsgeschichte hat nicht existiert. Stets war die Frau in stärkerem oder schwächeren Masse benachteiligt. Dies erstaunt umso mehr, als die moderne Forschung den Beweis geführt hat, dass zwischen den Geschlechtern, von der Anatomie abgesehen, kein wesensmässiger Unterschied auszumachen ist.
Hätte sich Freuds oder Jungs Standpunkt angeborener Unterschiede geistiger, emotionaler und intellektueller Art als richtig erwiesen, wäre dies die Begründung für den obigen Sachverhalt. Die bisherigen Ausführungen haben aber gezeigt, dass das Argument der Naturgegebenheit männlicher Ueberlegenheit wissenschaftlich unhaltbar ist.
Auch das Reich'sche Modell kann zur Klärung der Frage nicht herangezogen werden. Er ist von der historischen Existenz eines Matriarchats ausgegangen und hat Männlichkeit in der herrschenden Form als Ausdruck patriarchalisch-kapitalistischer Gesellschaftsform, entstanden durch Sexualunterdrückung,beschrieben. Diese Aussage kann heute von zwei Seiten relativiert werden. Zum einen ist die Minderbewertung der Frau älter als die patriarchalischen Produktionsverhältnisse und zum anderen geschah die Unterdrückung der Frau nicht ausschliesslich in der Form der Sexualunterdrückung.
Unseres Erachtens könnte die reale Lebenssituation von Mann und Frau, wie sie in der Tendenz wahrscheinlich überall und immer existiert hat, als Erklärung für die sozial schwächere Position der Frau herangezogen werden.
Es sind verschiedene Faktoren, die diese Situation ausmachen. Primär ist die Tatsache der Schwangerschaft und der sich aus

ihr ergebenden Folgeerscheinungen. Es kann vermutet werden, dass die Frauen in früheren Menschheitsepochen vom Zeitpunkt der Fruchtbarkeit an häufiger schwanger waren, wodurch sie von vornherein von bestimmten Tätigkeiten, die viel Kraft und Schnelligkeit erforderten, weitgehend ausgeschlossen waren. (Vgl. auch Löffler 1975) Dadurch gerieten sie, wenn auch nicht ausschliesslich, da sie weiterhin sammeln und Gatrenbau betreiben konnten, in eine gewisse Abhängigkeit vom Mann. (Vgl. auch Shostak 1982) Es ist durchaus möglich, dass die Fähigkeit der Frau, Leben zu gebären, bei den Männern Ehrfurcht und Respekt ausgelöst haben könnte. Es führt aber sicherlich zu weit, die These Horneys zu bejahen, dass es überhaupt der Gebärneid der Männer gewesen sei, der diese zu kulturellen Leistungen angespornt haben soll. (Vgl. Horney 1978) Trotz aller Idealisierung der Mutterschaft bleibt als Tatsache die Abhängigkeit von der männlichen Versorgung bestehen. Durch die Neotenie war das Ueberleben der Frau vom Mann abhängig; diese Abhängigkeit könnte zu einer Minderbewertung geführt haben. Gestützt wird diese These durch die von Wesel dargestellte Beobachtung, dass die Stellung der Frau dort am besten war, wo überwiegend Gartenbau und Hackpflugwirtschaft betrieben wurde, d.h. wo die Existenz der Frau nicht primär von der männlichen Versorgung abhängig war. Ein weiterer Faktor, der die Minderbewertung der Frau bewirkt haben könnte, ist die grössere Körperkraft des Mannes. Heute verfügt die Frau im Durchschnitt über 20% weniger Muskelmasse als der Mann. Wahrscheinlich ist der Unterschied zwischen Mann und Frau in früheren Epochen nicht so gravierend gewesen, vielleicht hat es ihn in früheren Zeiten überhaupt nicht gegeben, wie Bornemann annimmt. (Vgl. Bornemann 1979) Die partielle Behinderung der Frau durch die Neotenie mit der im Durchschnitt grösseren Körperkraft des Mannes könnte die Arbeitsteilung bewirkt haben, wie sie im World Ethnographic Sample beschrieben wurde (Vgl. Murdock 1957). Männliche Tätigkeiten sind danach anstrengender, verlangen häufigere Kooperation und grössere Mobilität, während weibliche Tätigkeiten physisch leichter sind, häufiger individuell durchgeführt werden und

weniger Mobilität verlangen. Es erscheint als sehr schwierig, sich in die seelische Situation urzeitlicher Menschen hineinzudenken, ohne der Projektion zu verfallen. Wenn man sich aber der anthropologischen Erkenntnis anschliesst, dass der Mensch in seiner heutigen Form seit ca. 50 000 Jahren exsistiert (vgl. Leakey 1980), muss vermutet werden, dass der frühere Mensch ein ausgeprägtes Gefühl des Ausgeliefertseins an die ihm unerklärlichen Naturverhältnisse, oder, in Adlerscher Terminologie ausgedrückt, ein starkes Minderwertigkeits- und Unzulänglichkeitsgefühl bezüglich der Beherrschbarkeit der Natur und der Lebensbedingungen gehabt haben muss. Folgt man der Adlerschen Theorie, so wird denkbar, dass die reale Lebenssituation, verbunden mit der mangelnden Fähigkeit, die Natur zu verstehen und zu meistern, im Urmenschen bereits eine höhere Bewertung derjenigen Menschen bewirkt hat, die von ihrer biologischen Ausstattung her eher in der Lage waren, die Umstände zu meistern und das Ueberleben der Gruppe zu sichern. Das wird mit allen Einschränkungen und Vorbehalten, eher der Mann gewesen sein. Es wäre also durchaus denkbar, dass die Lebensumstände und das noch einfache Weltverständnis der Urmenschen die Bewertung der Geschlechter zuungunsten der Frau verzerrt hat. Dies wird um so ausgeprägter zu finden sein, je geringer die relative Bedeutung der Frau für das Ueberleben der Gruppe war. Die obigen Ausführungen beziehen sich nur auf die Frage der Entstehung der Ueberbewertung des Mannes in urzeitlichen Epochen. Ihre Beibehaltung und Tradierung bis in heutige Zeiten muss selbstverständlich als komplexes soziales Phänomen betrachtet werden, das allein aus den oben dargestellten Entstehungsbedingungen nicht erklärt werden kann.

Die wissenschaftlichen Erkenntnisse haben widerlegt, dass der Mann aufgrund seiner biologischen Ausstattung höherwertig sei. Unter Berücksichtigung der Theorie Adlers könnte die Stellung des Mannes sich gleichsam wie ein Irrtum in die Bewertung der Geschlechter eingeschlichen

haben; ein Irrtum, der aus den realen Lebensumständen erklärt werden könnte und der sich bis heute leider erhalten hat.

3. Wie können die von der Forschung mit 'höherem Aggressionspegel' begründeten Verhaltensweisen der Knaben erklärt werden?

Die Beantwortung dieser Frage steht im engen Zusammenhang mit den obigen Ausführungen. Ich möchte noch einmal auf die Problematik des Begriffs 'Aggression' hinweisen. Danach ist der Begriff bis heute umstritten und nicht eindeutig definiert. Das Spektrum der Difinitionen reicht von jeder Form von Aktivität bis zur bewussten Schädigung. (Vgl. Plack 1973) Ausserdem wurde ausgeführt, dass die Endokrinologie bisher ein morphologisches Substrat für einen Aggressionstrieb nicht erbringen könnte. (Vgl. Murken, in Plack 1973) Trotzdem besteht die Tatsache, dass Maccoby die höhere Aggressivität männlicher Personen zu den erwiesenen Unterschieden zwischen Mann und Frau zählt. Es muss also davon ausgegangen werden, dass die Forschung tatsächlich etwas beobachtet hat, was als naturbedingter Unterschied zwischen Mann und Frau interpretiert wurde. Männliche Personen werden als aggressiver eingestuft im Sinne offener körperlicher Gewalttätigkeiten, ritueller Kämpfe, sprachlicher Auseinandersetzungen und aggressiver Phantasien. Die höhere männliche Aggressivität tritt nach Maccoby sehr früh auf und nimmt im Laufe der Jugend wieder ab.
Freud und Jung fänden in dieser Aussage wieder eine Bestätigung ihrer Theorien, da beide den Männern ein höheres Mass an Aggression zuschrieben. Reich würde die aggressiven Verhaltensweisen als Produkt der patriarchalischen Unterdrückung der Sexualität im Interesse der Aufrechterhaltung sexualökonomischer katastrophaler Gesellschaftsverhältnisse erklären. Die Aussage Maccobys scheint aber gerade darauf

abzuzielen, dass die höhere Aggression der Männer kein Resultat gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern Teil der männlichen Natur ist, die unabhängig von Ort und Zeit auftritt.
Die Antwort auf das Problem könnte m.E. wieder aus der realen Lebenssituation der menschlichen Art hergeleitet werden. Nach Aussagen der Ethnologie hat die Neotenie eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bewirkt. So muss angenommen werden, dass schon von einem sehr frühen Zeitpunkt an eine geschlechtsspezifische Rollenvorbereitung stattgefunden haben muss, die die Kinder zur Uebernahme ihrer Aufgaben befähigte. Die Ausbildung von Körperkraft, Mut, Wendigkeit und kämpferischem Verhalten wird von einem sehr frühen Zeitpunkt an für den Knaben wichtiger gewesen sein als für das Mädchen, denn sie hatte ihren ökoenergetischen Sinn. Im Laufe der Zeit wurden diese Merkmale dann zum Bestandteil der Männlichkeit und durch die Erziehung von Generation zu Generation tradiert.
Es erscheint m.E. als voreilig, wenn in der Maccobyschen Auffassung eine höhere Aggressivität als naturgegebenes Merkmal des Mannes angegeben wird. Ethnologische und psychologische Erwägungen weisen stark in die Richtung, dass dies ein offensichtlich schon sehr altes Erziehungsphänomen ist, das im Sinne einer Self-Fullfilling-Prophecy zum selbstverständlichen Bestandteil des Repertoires von Männlichkeit wurde.

4. Warum braucht der Mann die Position mit höherer Geltung, warum strebt er nach Ueberlegenheit über die Frau?

Die Untersuchung von Pross über das Selbstbild des Mannes hat ergeben, dass die vorherrschende Definition des Mannes die These seiner physischen, geistigen und psychischen Ueberlegenheit impliziert. (Vgl. Pross 1978) Wie bereits ausgeführt, definiert Pross den Menschen primär als einen

Interessenträger, dessen Streben danach gerichtet ist, eine günstige Position im Leben zu erlangen, Vorteile vor anderen Menschen zu haben, und diese, wenn sie einmal erreicht wurden, gegen mögliche Konkurrenten zu verteidigen. Meines Erachtens genügt diese Argumentation nur bedingt, denn wie ich mehrfach ausgeführt habe, sind die 'Kosten' der männlichen Ueberlegenheit sehr hoch, so dass der Sieg des Mannes über die Frau im Grunde als Phyrrussieg bezeichnet werden muss. Es bleibt also wieterhin die Frage offen, warum der Mann an dieser Position festhält, anstatt sie aufzugeben und sich mit der Frau zu assoziieren, was zwar ein Minus an Macht und Privilegien, aber ein Plus an Lebensglück und Lebensfreude bewirken könnte. Das Seelenleben des Mannes muss von Faktoren bestimmt sein, die ihn hindern, aus seiner Rolle auszusteigen, die bewirken, dass er, trotz gegenteiliger rationaler Erkenntnis, immer wieder zu dem überholten männlichen Verhaltensrepertoire Zuflucht nimmt.

Als Erklärung müssen tiefgreifende psychische Phänomene angenommen werden; Aengste und Befürchtungen, die dem Mann in der Regel nicht bewusst sind, die eine gründliche psychodiagnostische Exploration aber immer wieder zutage bringt. Entsprechend der thematisierten Problematik kann hier nur das tiefenpsychologische Persönlichkeitsmodell Adlers zur Erklärung herangezogen werden. Freud und Jung müssen ausser Acht gelassen werden, da sie aufgrund ihrer theoretischen Ansätze die Existenz der oben formulierten Aengste des Mannes bestreiten; auch Reich führt hier nicht weiter, da er den Mann als Profiteur des patriarchalischen Systems und erst sekundär als den Leidtragenden sieht.

5. Die Angst des Mannes vor der Frau

Es wurde bereits ausgeführt, dass in Freuds Theorienbildung eine starke Tendenz zur Abwertung und Abwehr der Frau zu beobachten sei und,es könnte die Vermutung geäussert werden, dass neben den ideologischen Einflüssen seiner Zeit auch eine ihm unbewusste Angst vor der Frau dem zugrunde liegt. (Vgl. auch Nitzschke 198o). Adler hatte die Beobachtung gemacht, dass bei den Männern eine gewisse Unruhe in Bezug auf die Frau festzustellen sei, die er auf die Zeit des Kampfes gegen das Mutterrecht zurückgeführt hat. Da die Existenz des Mutterrechts als Entwicklungsstufe der Menschheit infrage gestellt ist, kann es nicht als Erklärung dieser von Adler beobachteten Unruhe des Mannes angesehen werden.

Es besteht heute in allen entwicklungspsychologischen Richtungen Einigkeit darüber, dass die Persönlichkeit des Menschen, sein Charakter oder Seelenleben in der Kindheit entsteht, und zwar im Zusammenleben mit den ersten Beziehungspersonen, in der Regel Mutter, Vater und älteren Geschwistern. In neuerer Zeit wurde dieser Prozess von Mähler u.a. minutiös dargestellt.(Vgl. Mahler u.a. 198o) Mutter und Kind treten zu einem sehr frühen Zeitpunkt in einen tiefen, intensiven Austausch, in dem sich das Gefühlsleben des Kindes entwickelt und zwar entsprechend zu dem, was ihm von der Mutter an bewussten und unbewussten Gefühlen entgegengebracht wird. In Anlehnung an Adler könnte hinzugefügt werden, dass die Gefühlsreaktionen des Kindes nicht nur kausal korrespondierend, sondern auch final interpretierend ausfällt. Gemäss der psychoanalytischen Sicht nennt Mahler als Motiv für die Anpassung des Kindes an die Mutter das Bedürfnis nach Befriedigung verschiedener Art. Im Spannungsfeld zwischen Symbiose und Individuation entwickle sich der Charakter in vorgeschriebener Reihenfolge.

In Uebereinstimmung mit der Individualpsychologie kann die Psyche des Menschen primär als ein Organ definiert werden, mit dem sich der Mensch in der Welt orientiert.(Vgl. Adler 192o, S. 19 ff.). Als Produkt der Evolution übernimmt die Psyche die Funktion der Instinkte, sie ist eine Orientierung,

die sich in den ersten Lebensjahren unter den Eindrücken, denen das Kind ausgesetzt ist, entwickelt.(Vgl. Gassmann u.a. 1979, S. 177) Bei der Bildung dieser Orientierung kommt es darauf an, welche Eindrücke dem Kind von der Umwelt vermittelt werden. Das Verhalten der Mutter z.B bewirkt im Kind nicht nur Lust oder Unlust bzw. Befriedigung oder Nichtbefriedigung, sondern es bewirkt auch eine Meinung über die Frau und damit letztendlich über die Menschen überhaupt. Es vermittelt sich dem Kind also ein Bild, eine Meinung über die Frau, die ihm im späteren Leben als unbewusste Orientierung dient. Es ist also für das spätere Verhalten des Mannes zur Frau von entscheidender Bedeutung, wie sich die Mutter dem Knaben gegenüber in der frühen Kindheit verhalten hat, welches Bild von der Frau sie ihm vermittelt hat. Da auch heute noch die Tragweite der Erziehung unterschätzt wird, kann angenommen werden, dass das Erziehungsverhalten der Eltern in der Regel nicht sachgemäss ist. Neuere Untersuchungen bestätigen diese These. (Vgl. z.B. Scheu 1977) In den letzten fünfzig Jahren haben sich die Erziehungspraktiken grundsätzlich in Richtung auf eine Humanisierung verändert, aber Gewalt ist immer noch eine alltägliche Form im Umgang mit Kindern, wobei hinzugefügt werden muss, dass sie in den meisten Fällen gar nicht als solche interpretiert wird.(Vgl. Pernhaupt, Czermak 1980). Laut einer Meinungsumfrage des Instituts für Demoskopie in Allensbach aus dem Jahre 1971 zur Prügelstrafe sprachen sich nur 26 % der Befragten eindeutig gegen dieses Erziehungsmittel aus. Eine Umfrage von Beck unter Müttern ergab, dass mehr als Dreiviertel aller Mütter Schläge mit der Hand für ein wirksames und legitimes Mittel der Beeinflussung eines sechsjährigen Kindes in Richtung auf erwünschtes Verhalten ansehen. (Beide Untersuchungen in Pernhaupt,Czermak 1980, S. 70). Die beiden Autoren listen eine Fülle von Untersuchungen auf, aus denen klar hervorgeht, dass die diversen Formen der Gewalt immer noch als adäquates Erziehungsmittel angesehen werden. (Vgl. auch Falconnet, Lefaucher 1975; Menschik 1971; Wesely, Wesley 1981).

Die heute noch gängigen Erziehungsweisen der Verwöhnung, Verzärtelung und des Laisser-faire einerseits und der Vernachläs-

sigung, Härte und Gewalt andererseits müssen als unsachgemäss angesehen werden, da sie dem Menschen ein falsches Bild vom Leben und der Welt vermitteln und nur in eingeschränktem Masse zur Lebensbewältigung befähigen. Wie bereits ausgeführt wurde, werden Knaben und Mädchen vom Moment der Geburt an unterschiedlich behandelt, und zwar unabhängig vom bewussten Intendieren der Erziehungspersonen. Gemäss ihrer eigenen Erziehung tendiert die Mutter dazu, ihren Sohn auf das hin zu erziehen, was sie in ihrer Entwicklung als männliches Ideal einzuschätzen gelernt hat, auch wenn ihr bewusst vielleicht eine andere Vorstellung vorschwebt. Diese Erziehung zum männlichen Ideal, als dessen emotionale Grundlage und Triebfeder die Unterdrückung von Gefühlen der Schwäche, aggressivem Verhalten, Kämpfertum, Härte, Streben nach Autorität und Ueberlegenheit angesehen werden kann, bewirkt im Knaben eine tiefsitzende Angst und Unsicherheit im Verhältnis zur Frau, wie im nächsten Abschnitt genauer gezeigt werden soll.

5.1. Die Auswirkung der traditionellen Erziehung auf das Verhältnis des Mannes zur Frau. Ein Männergespräch.

Im folgenden soll die Wirkung der traditionellen Erziehung auf den Mann, besonders hinsichtlich seines Verhältnisses zu Frau, verdeutlicht werden. Zu diesem Zweck wird ein Gespräch wiedergegeben, aus dem ersichtlich wird, welche Gefühle den Mann in Bezug auf die Frau beschäftigen. Das Gespräch hat an einer Psychologischen Beratungsstelle unter der Leitung eines Psychotherapeuten stattgefunden. Die Gruppe bestand aus ca. 35 Teilnehmern, von denen sich 21 aktiv am Gespräch beteiligten. Alle waren gezielt zu diesem Gespräch eingeladen worden, weitere Personen wurden nicht zugelassen, hatten aber die Möglichkeit, das Gespräch, das in den Räumlichkeiten der Beratungsstelle stattfand und in andere Zimmer übertragen wurde, zu verfolgen. In dieser spezifischen Zusammensetzung fanden zwei Gespräche statt, wovon das erste in dieser Arbeit berücksicht werden soll.

5.1.1. Angaben zu den Teilnehmern

Die im folgenden aufgeführten Daten beziehen sich nur auf die aktiven Teilnehmer. Von den 21 Männern sind 14 Schweizer und sieben Deutsche, das Durchschnittsalter beträgt 31,3 Jahre. Der jüngste Teilnehmer ist 2o (B.R.), der älteste 43 (L.I.), die stärkste Häufung findet sich zwischen dem 24. und 36. Lebensjahr. Sechs Teilnehmer sind katholisch, 13 protestantisch bzw. reformiert, 2 sind konfessionslos. Die geographische Herkunft stellt sich folgendermassen dar: 12 stammen aus einer Grossstadt, 6 aus Klein- und Mittelstädten, 2 kommen vom Land. Das Berufsspektrum verteilt sich auf Studenten (6), Lehrer (6), Aertzte (2), jeweils ein Rechtsanwalt, ein Bibliothekar, ein Physiker, ein Fischzüchter, ein Sozialarbeiter, ein Geograph und ein EDV-Fachmann. Sechs Teilnehmer sind verheiratet, zwölf haben eine feste Beziehung, 3 sind zum Zeitpunkt des Gesprächs ohne Beziehung zu einer Frau. Die durchschnittliche Beziehungsdauer beträgt 2,9 Jahre, mit einer Streuung zwischen o und sechs Jahren.
Alle ausser O.H., A.B. und K.F. kennen die Beratungsstelle länger als zwei Jahre. Elf Teilnehmer besuchen einen Aus- und Weiterbildungskurs. Es kann also davon ausgegangen werden, dass der überwiegenden Mehrheit psychologische Gedankengänge vertraut sind und dass die meisten einen gewissen Einblick in die Charakterstruktur und die seeelische Problematik besitzt. Der Gesprächsinhalt bezieht sich ausschliesslich auf das Verhältnis der Männer zur Frau, andere Lebensbereiche werden nur am Rande tangiert.

5.1.2. Kurzer Abriss der theoretischen Grundlagen und des therapeutischen Konzeptes der 'Zürcher Schule für Psychotherapie'

Zum besseren Verständnis des in die Arbeit einbezogenen 'Männergesprächs' erscheint es angezeigt, einige einführende Erläuterungen zu geben. Wir werden zunächst in kurzer Form den theoretischen Hintergrund der Beratungsstelle darlegen, so wie er aus der Literatur zu entnehmen ist, ausserdem soll

das therapeutische Konzept angedeutet werden.
Die 'Zürcher Schule für Psychotherapie' (im weiteren nur 'Zürcher Schule' genannt), die vor dreissig Jahren von Friedrich Liebling, einem Schüler von Freud und Adler, gegründet wurde, versteht sich sowohl als Beratungs-, als auch als Ausbildungsinsitut. Zur Zeit des Gesprächs wurde die Beratungsstelle von ca. 2 ooo Personen konsultiert. 4oo Kandidaten, davon 9o % Akademiker, absolvieren einen Ausbildungslehrgang. (Die weitere Darstellung orientiert sich im wesentlichen an: Hug, 1981; Psychologische Lehr- und Beratungsstelle 1981)
"Die Psychologie steht auf dem Boden der Naturwissenschaft; sie hält sich in Theorie und Praxis streng an die induktiv-deduktive Methode(...). Dass allein die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise zur Erforschung auch des menschlichen Seelenlebens geeignet ist, hat seinen Grund darin, dass der Mensch in seiner Ganzheit ein Teil der Natur ist; er ist das Produkt der natürlichen Evolution."(Hug1981, S. 92) In der Forschung wird vom Menschen, vom konkreten Individuum ausgegangen, wie er in der täglichen Praxis beobachtet werden kann. Das in der naturwissenschaftlichen Forschung notwendige Experiment ist das Leben selbst. Der einzelne Mensch wird in seiner alltäglichen Umgebung beobachtet, in seinen zwischenmenschlichen Beziehungen, in der Lern- und Schulsituation, im Liebesleben usw., wobei betont wird, dass die Beobachtung von Denkprozessen und Gefühlen spezielle Beobachtungsmethoden und -mittel erfordert. Hier wird in erster Linie das wissenschaftlich geschulte Einfühlungsvermägen genannt.
Ein wesentliches Merkmal der Zürcher Schule ist, dass die psychologischen Forschungsergebnisse lehrbar sind und dass die Kenntnisse über psychologische Zusammenhänge eine notwendige Bedingung für die seelische Gesundheit darstellen. Die Aufklärung des Menschen bildet bei der Prophylaxe und Therapie seelischer Probleme eine wichtige Rolle.
Zum Verständnis der an der Zürcher Schule vertretenen theoretischen Grundlagen verweisen wir auf den Teil IV, Abschnitt 1.2.3. Das Gemeinschaftsgefühl.
Es wird ausgegangen von einer Natur des Menschen, wobei der Begriff 'Natur' hinweisen soll auf den Evolutionsaspekt. "Unter

Natur des Menschen verstehen wir die Summe aller Merkmale, welche alle Individuen der Gattung homo sapiens von Natur aus gegeben sind. Es handelt sich dabei um sehr allgemeine Aussagen, da der Mensch, wenn wir nur sein geistig-seelisches Dasein betrachten, ein Wesen ist, das im Gegensatz zu vielen Tieren nur geringfügig in seinem Leben durch die biologische Ausstattung bestimmt ist. Wir können als Natur des Menschen u.a. folgende Merkmale nennen: die Lernfähigkeit, die soziale Ausrichtung, die Erziehung als bestimmendes Element(...). diese Merkmale des Menschen fiden wir in allen Kulturen(...). Mit der Natur des Menschen ist nichts Normatives, keine Idealnatur gemeint, sondern damit wird beschrieben, was den Menschen als Gattung in der Evolution ausmacht."(Psychologische Lehr- und Beratungsstelle 1981a, S. 112 f)
Die therapeutische Tätigkeit wird von der Zürcher Schule als Erziehungsprozess im weitesten Sinne definiert. Erziehung setzt immer ein Erziehungsziel voraus. Als Ziel der 'Erziehungsbemühungen' der Zürcher Schule wird angegeben, dass der Mensch sich seiner Natur gemäss entwickeln kann, dass seine durch eine unsachgemässe Erziehung entstandenen Schwächen behoben werden.(Vgl. Hug 1981, S. 105) Wenn Lernfähigkeit, Individualität und Soziabilität für die menschliche Natur grundlegende Faktoren sind, so steht ihre Entwicklung im Zentrum der helfenden Bemühungen. Das Ziel der therapeutischen Arbeit ist eine autonome Persönlichkeit, die zur Selbstverwirklichung fähig ist, einer Selbstverwirklichung innerhalb der Gestaltungsmöglichkeiten der menschlichen Gemeinschaft. Therapie ist in diesem Zusammenhang in erster Linie ein Bewusstwerdungsprozess und ein Lernen im emotionalen, umfassenden Sinne. Der Ratsuchende soll die Fähigkeiten 'lernen', welche ihn zu einer Gestaltung seines persönlichen Lebens befähigen. Ob die Lernprozesse erfolgreich verlaufen, hängt von den Mitteln ab, welche in der therapeutischen Tätigkeit eingesetzt werden.
Im Mittelpunkt des therapeutischen Geschehens steht die Beziehung zwischen dem Therapeuten und dem Rat- und Hilfesuchenden. "Ob das früher Erlernte bei einem Menschen in Frage ge-

stellt werden kann und ob neue Lernprozesse in Gang gesetzt werden können, hängt davon ab, wie weit es dem Therapeuten gelingt, einen gefühlsmässigen Zugang zum hilfesuchenden Menschen zu finden. Diese Beziehung herzustellen, bei der die Frage des Vertrauens im Vordergrund steht, ist Aufgabe der Einzelbeziehung zwischen dem Therapeuten und dem ratsuchenden Menschen."(Hug 1981, S. 1o6)

Zentrale Rolle im therapeutischen Prozess der Zürcher Schule spielen die gegenseitige Hilfe und die Gemeinschaft. Um die Gesundung zu vertiefen und zu stabilisieren, ist die Anwendung und Ausdehnung der in der Einzelbeziehung entstehenden modellhaften Beziehung im zwischenmenschlichen Rahmen eines Menschen notwendig; die Möglichkeit dazu bietet die gruppentherapeutischen Arbeit. "Ein charakteristisches Merkmal der gruppentherapeutischen Arbeit der Psychologischen Lehr- und Beratungsstelle ist die Offenheit und Vielfältigkeit der Gruppen. Die Gruppen umfassen von zwei, drei Teilnehmern in den therapeutischen Kleingruppen bis zu mehreren hundert Teilnehmern in den Theorieseminaren und Kongressen, deren Arbeitsprinzipien auch diejenigen der therapeutischen Gruppenarbeit sind. Die Kriterien Alter, Geschlecht, Art der psychischen Problematik, soziale Herkunft u.a. spielen in der Zusammensetzung der Gruppen keine Rolle."(Hug 1981, S. 1o7)

Die Beziehungsaufnahme in der Einzelbeziehung und der therapeutischen Gruppe, die damit einhergehende Entwicklung mitmenschlicher Verbundenheit und Gemeinschaftsgefühls vor dem Hintergrund der rationalen Aufarbeitung der seelischen Problematik sollen beim hilfesuchenden Menschen ein Veränderung seines Gefühlslebens, die auch als 'Korrektur des Menschenbildes' gefasst werden kann, bewirken. Das internalisierte Menschenbild entsteht zum einen unter den vielfältigen Erziehungseinflüssen, zum anderen durch den kulturellen Rahmen, in dem der Mensch aufwächst. Die Analyse des kulturell bedingten Menschenbildes und damit der Analyse der kulturellen Wertmassstäbde und Denkmuster werden von daher in die therapeutische Arbeit der Zürcher Schule wesentlich berücksichtigt und einbezogen.

5.2. Gesprächsprotokoll (siehe Anhang S. 234)

5.3. Auswertung des Gesprächs

Obwohl der individuelle Hintergrund jedes Votanten nicht bekannt ist, kommt in dem Gespräch die paradoxe seelische Situation des Mannes in Bezug auf die Frau klar zum Ausdruck. Es wird deutlich, dass der Mann hin- und hergerissen ist zwischen dem Anspruch, sich männlich verhalten zu müssen, also dem, was Adler unter dem Begriff des männlichen Prestiges bzw. männlichen Privilegs gefasst hat und der Angst, der Frau nicht genügen zu können, es ihr nicht rechtmachen zu können. Zum Verständnis des Mannes ist es von daher notwendig, ihn einerseits als den Buben zu sehen, der in der Beziehung zur Frau sein Verhältnis zur Mutter wiederholt und andererseits als den Mann, der dem männlichen Ideal gerecht zu werden versucht. Nur vor diesem doppelten Interpretationsrahmen werden die Aeusserungen der Männer verständlich.
Die Angst, den Ansprüchen nicht genügen zu können, muss als direktes Resultat des mütterlichen Umgangs in der fühen Kindheit interpretiert werden.
Schliesst man sich der Erkenntis Adlers an, dass die Mutter für den kleinen Knaben die erste Repräsentantin aller Frauen ist und ihm die erste noch undifferenzierte und unbewusste Meinung über die Menschen allgemein und die Frauen im besonderen vermittelt, so wird verständlich, dass das negative Erlebnis mit der Mutter im Knaben eine Reserve und Angst gegenüber der Frau entstehen lassen, derer er sich als erwachsener Mann zwar oft nicht bewusst ist, die das Zusammenleben mit der Frau aber trotzdem massiv stören können. Spätere Erfahrungen mit anderen Frauen können zwar eine gewisse Relativierung bewirken, aber aufgrund der grossen Prägbarkeit in der frühkindlichen Phase dürfen diese Relativierungen nicht überbewertet werden.
Wir haben die Aeusserungen der beteiligten Männer in fünf Gruppen unterteilt. Diese Kategorisierung ergibt sich aus gewissen Aehnlichkeiten ihrer Stellungnahmen und dient der Analyse, wobei Ueberschneidungen nicht zu vermeiden sind.

5.3.1. Der 'rechte' Mann

In der ersten Gruppe können die Aeusserungen zusammengefasst werden, die am ehesten mit der gesellschaftlichen Auffassung über den 'rechten' Mann übereinstimmen. Am deutlichsten wird diese Vorstellung bei B.D.(7), wenn er meint, dass ein richtiger Mann eine Frau um den Finger wickeln kann. In der Sexualität müsse es immer toll zu und her gehen, ausserdem müsse der Mann seine Frau jede Nacht verführen können. Aber bereits in dieser Stellungnahme zeigt sich das ambivalente und unsichere Verhältnis auch des 'rechten' Männes gegenüber der Frau. In seiner Aussage schwingt die Angst mit, von der Frau fallengelassen zu werden, wenn die Erfüllung dieser Verhaltensmaximen nicht gelingt, bzw. die Angst, im Vergleich mit anderen Männern schlecht abzuschneiden.
Zwei zentrale Auswirkungen der Erziehung zum Mann zeigen sich in der Stellungnahme von R.I.(14) und K.L.(29). R.I. bringt zum Ausdruck, dass er die Bewunderung , die ihm von seiner Frau entgegengebracht wird, im Grunde nicht schätzen kann und K.L. berichtet, dass er das Gespräch mit seiner Partnerin über sich und seine Probleme nicht aufnehmen kann. Aus beiden Aeusserungen spricht eine gewisse Missachtung und Unterschätzung der Frau, gepaart mit einer latenten Angst. Ihre Wertschätzung und Fähigkeit zur verstehenden Hilfeleistung durch das gemeinsame Gespräch wird vom Mann nicht gesehen. K.L. sorgt sich, bei der Frau die Achtung zu verlieren, wenn sie erfahren sollte, dass er Probleme in der Sexualität und Lernschwierigkeiten hat.
Die Erziehung zum Mann, die die Forderung enthält, besser als die Frau sein zu müssen, bewirkt notwendig eine grosse Unruhe und Unsicherheit vor den Frauen, die in traditionelle Bereiche der Männer eindringen und sich dort erfolgreich profilieren. Vor diesem Hintergrund wird die Stellungnahme von L.I.(3o) verständlich, der eine starke Eifersucht auf seine Partnerin zum Ausdruck bringt, die im akademischen Bereich erfolgreich tätig ist. Seine Angst vor der Frau ('dass ich nämlich meine Partnerin als böse, als Feind, als gegen mich gerichtet erlebe') bewirkt, dass er seine Partnerin neben sich nicht aufkommen lassen kann. Er versucht, sie durch Streit und Kampf in die un-

terlegene Position zu drängen; eine Position, die sie aber unter keinen Umständen einzunehmen bereit ist.
Aus den wenigen wenigen Aeusserungen wird bereits deutlich, dass die Rolle des Mannes ein Ensemble von Verhaltensaufforderungen enthält. Andererseits ist er aber ständig von der Unsicherheit getrieben, ob er den realen oder auch nur vermuteten Ansprüchen gerecht werden kann, ob er ein 'echter' Mann sei, oder nicht. Hinter seinem Verhalten verbirgt sich die Angst, dem Bild des Mannes nicht entsprechen zu können, im Vergleich mit anderen Männern nicht vollkommen genung zu sein. Diese Sorge wirkt sich als permanente Spannung im Seelenleben des Mannes aus, wodurch er an der ausgeglichenen, gleichberechtigten Beziehungsaufnahme mit der Partnerin gehindert wird. Als grundsätzliche Erschwerung kommt noch die allgemeine Geringschätzung der Frau zum Ausdruck, so dass er die Möglichkeit der partnerschaftlichen Solidarität nicht oder nur schwer in Anspruch nehmen kann.

5.3.2. Die 'Unsicheren'

In der zweiten Gruppe wurden die Stellungnahmen zusammengefasst, in denen die ambivalente Einstellung zur Frau bereits deutlich in Richtung auf eine verstärkte Unsicherheit verschoben erscheint. Sie manifestiert sich in einer ausgeprägten Angst vor Kritik. H.T.(2) bringt zum Ausdruck, dass er den Wunsch seiner Partnerin nach mehr Sexualität als Kritik empfindet. Diese Gefühlsäusserung wird nur verständlich durch die Erfahrung, dass Kritik als Erziehungsmittel zur täglichen Erfahrung des Kindes gehört.(Vgl. Pernhaupt, Czermak 198o) Die bei H.T. zum Ausdruck kommende übergrosse Sensibilität auf mögliche Kritik von Seiten der Frau ist als Angst vor der Infragestellung männlicher Vollkommenheitsansprüche und als Ergebnis der Erfahrung des Knaben mit seinen Erziehungspersonen zu interpretieren. Eine ähnliche Angst spricht aus der Stellungnahme von O.H.(8), B.M.(5) und E.W.(11). Besonders deutlich wird diese Angst in der Stellungnahme von I.A.(13), wenn er sagt, dass er bereits die Frage seiner Partnerin nach seinem Befinden als Gewissensprüfung erlebt.

Er projiziert offensichtlich seine mütterlichen Kindheitserlebnisse auf seine Partnerin. Sein Anspruch, überall im Leben perfekt sein zu müssen, lässt ihn nicht ruhig leben. Da er einerseits im Beruf sich unter dem Zwang glaubt, vollkommen sein zu müssen, und seine Partnerin in seiner Wahrnehmung eine gegenteilige Forderung stellt, befindet er sich in einem vermeintlichen Dilemma, das er durch Rückzug und Ausweichen zu lösen versucht.

5.3.3. Zusammenfassung Gruppe I und II

Die Gruppen I und II illustrieren unseres Erachtens schlaglichartig das gespaltene Verhältnis des Mannes zur Frau. Es wird deutlich, dass der Mann einerseits betrebt ist, dem männlichen Verhaltenskodex gerecht zu werden, dass er ein perfekter Mann sein möchte, der im Mittelpunkt der Bewunderung seiner Partnerin steht. Dieses Streben nach Männlichkeit wird durch die Angst verstärkt, den tatsächlichen oder vermuteten Ansprüchen der Partnerin nicht entsprechen zu können und dadurch die männliche Position zu verlieren. Diese Angst kann als Projektion frühkindlicher Muttererfahrungen auf die Partnerin diagnostiziert werden.
Die im folgenden dargestellten Gruppen können den ersten beiden untergeordnet werden, da auch sie die verschiedenen Reaktionen der Männer auf die oben beschriebene Ambivalenz im Verhältnis zur Frau schldern.

5.3.4. Die 'Bemühten'

In dieser Gruppe sind die Männer zusammengefasst, die aus Angst vor der Kritik und Unzufriedenheit der Partnerin immer bestrebt sin, alles zur Zufriedenheit der Frau zu machen, d.h., die alles dransetzen, die Situation des Kritisiert-Werdens zu vermeiden, indem sie die tasächlichen oder angenommenen Bedürfnisse der Partnerin immer und wenn möglich schon bevor die Frau sie geäussert hat, erfüllen. Ein Mann mit einer solchen Tendenz kann erst dann kurzfristig aufatmen, wenn die

Frau ihre Zufriedenheit zum Ausdruck bringt.
Deutlich wird diese Einstellung in der Stellungnahme von Z.M. (17). Er schildert, dass er gelernt hat, ganz auf die Frau ausgerichtet zu sein, es ihr immer recht machen zu müssen. In seiner zweiten Stellungnahme (27) erklärt er sich dieses Verhalten selber so, dass seine Erfahrungen mit der Mutter bei ihm diese Unruhe den Frauen gegenüber bewirkt hat. Durch die Erlebnisse mit der Mutter scheint sich bei Z.M. bereits eine leichte masochistische Tendenz entwickelt zu haben. Er bringt zum Ausdruck, dass gerade dann, wenn er die Kritik empfindet, er besonders in die Haltung des Rechtmachens gerät; ein Zustand, den er subjektiv als Verliebtheit beurteilt.
Aehnliche Gefühle bringt auch K.M.(15) zum Ausdruck. Die Angst, von der Frau abgelehnt zu werden, bewirkt eine grosse Unruhe. Er scheint immer von der Sorge getrieben zu sein, nicht gut genug zu sein und als Partner nicht zu genügen. Bei ihm lässt sich bereits ansatzweise ein Phänomen beobachten, dass gerade bei den Männern mit der hier beschriebenen Persönlichkeitsstruktur immer wieder auftaucht, und zwar ein latenter Groll auf die Frauen ('in letzter Zeit ist es so, dass ich eigentlich nicht mehr so werbe um sie'). Dieser Groll ist das Produkt beständiger Anstrengungen und der Angst, nicht genügen zu können. Im Laufe einer Beziehung kann so im Mann ein Groll auf die Frau, die er irrtümlicherweise als Ursache für seine Angst annimmt, entstehen. Auch B.M. (5) scheint ganz darauf ausgerichtet zu sein, die Bedürfnisse seiner Partnerin zu erahnen und sich nach ihnen zu richten. Seine eigenen Bedürfnisse stellt er dagegen in den Hintergrund, sie sind ihm sekundär. Sein Wunsch nach mehr Sexualität kann er nicht anbringen, aus Angst, dass seine Partnerin nicht möchte. Eine mögliche Ablehnung seines Anliegens wäre ihm ein Beweis, dass er einen Fehler gemacht hat, deswegen bleibt er lieber passiv.

5.3.5. Die Distanzierten

In der Gruppe der Distanzierten haben wir die Männer zusammengefasst, die aus verschiedenen Gründen eine gewisse Distanz in ihr Verhältnis zur Frau aufgebaut haben. Die Angst, in der Sexualität nicht bestehen zu können, führt bei E.L. (3) dazu, dass er sein Bedürfnis zurückhält. Es findet sich hier eine leichte Akzentverschiebung im Vergleich zu B.M. (5). Während dieser sein Bedürfnis nach Sexualität nicht anmeldet, weil er seine Partnerin nicht zu ungelegener Zeit behelligen möchte, hält jener sich aus der Angst zurück, als Versager dazustehen, wenn er z.B. sich zur Erektion unfähig erweisen sollte. Bei E.L. zeigt sich in seiner zweiten Stellungnahme (22) eine wesentliche Ursache für seine Zurückhaltung, und zwar seine Unsicherheit, im Vergleich mit anderen Männern nicht standhalten zu können. Dieser Zweifel bewirkt, dass er der Sexualität ausweicht, um die befürchtete Gewissheit nicht zu erlangen und damit vor seiner Partnerin vermeintlich diskreditiert zu sein. Diese Angst beruht u.E auf zwei erziehungsbedingten Irrtümern. Zum einen, dass der Mann ein vollkommenes, immer funktionierendes Wesen sein muss und zum anderen, dass die Frau auf eine möglicherweise real existierende Schwäche, sei es in der Sexualität, oder auch in anderen Lebensbereichen, mit Kritik und Ablehnung reagieren muss. Diese meist in der Beziehung zur Mutter begründeten Irrtümer können im Mann eine Zurückhaltung und Distanz zur Frau bewirken, da ihm dadurch die Aufrechterhaltung einer scheinbaren Vollkommenheit ermöglicht wird.
Ein gewisses Sicherungsverhalten spricht auch aus der Aesserung von T.I.(2o). Er kann auf die Sexualität nicht eingehen, wenn seine Frau die Initiative ergreift; ein Phänomen, das sich bei Männern häufig beobachten lässt. Hinter dieser Aeusserung steht das Bestreben des Mannes, stets die Kontrolle über seine Lebenssituation bewahren zu müssen, um den Schein der Vollkommenheit aufrecht erhalten zu können. Er kann sich nur auf die Beziehung zu seiner Partnerin einlassen, wenn er die 'Fäden in der Hand hält', wenn gesichert ist, dass er

keinen Fehler macht, keine Unzulänglichkeit und Schwäche zeigt. Auf die Sexualität kann er von daher nur eingehen, wenn sie auf sein Betreiben hin zustande kommt.
Die Initiative von Seiten der Frau kann im Mann das Gefühl des Objektseins, der Unwägbarkeit, des Ausgeliefertseins und der Anforderung mit der Möglichkeit des Versagens auslösen. Er fürchtet, der Kritik und Verachtung der Partnerin ausgeliefert zu sein. Das reale Ausgeliefertsein in der frühkindlichen Beziehungssituation und die damit verbundenen Aengste bewirken bereits im kleinen Knaben ein ausgeprägtes Sicherungsverhalten. Demgemäss vermeint der erwachsene Mann sich später nur noch aus der Position der Stärke und Souveränität auf die Beziehung zur Frau einlassen zu können. Aus den Aeusserungen von P.R.(9), A.B.(12) und B.W.(18) spricht ein deutliches Unterlegenheitsgefühl der Frau gegenüber. Bei diesen drei Männern scheint eine Umkehrung der traditionellen Rollenvorstellung vor zu liegen, da sie das Gefühl zum Ausdruck bringen, um eine Frau nicht werben zu können, weil sie sich ihr unterlegen fühlen und aus dieser vermeintlichen Unterlegenheitsposition heraus annehmen, dass der Frau ihre Werbung nichts bedeuten würde. Besonders deutlich wird diese Gefühlslage bei P.R. Er meint, dankbar sein zu müssen, dass seine Partnerin die Beziehung mit ihm führen möchte. Aus dieser Stellungnahme wird u.E klar ersichtlich, welche Konsequenzen die stark kritisierende Erziehung im Mann bewirken kann. Bei P.R. hat die Beziehung zur Mutter offensichtlich so gewirkt, dass der Aufbau eines gesunden Selbstwertgefühls nicht stattfinden konnte und er in seiner Selbsteinschätzung völlig von der Partnerin abhängig ist. Seine Meinung über sich ist so, wie er meint, dass seine Partnerin ihn sieht. In der speziellen Situation der Partnerschaftskrise, wie sie bei P.R. gerade vorzuliegen scheint, bricht seine Selbsteinschätzung zusammen. Zurück bleibt das Gefühl, nichts mehr wert zu sein.('Ich habe nichts in der Hand, womit ich werben könnte, ich bin ja eben derjenige, als den sie mich sieht und hält'). Es darf aus den Stellungnachmen der letzten drei Männer nicht gefolgert werden, dass bei ihnen das Ideal der traditionellen Männlichkeit nicht leben würde. Es muss sogar vermutet werden,

dass ihnen ein besonders strenges und anspruchsvolles Bild vom Mann vermittelt wurde und dass diese Vermittlung mit grosser Härte und Rigidität stattgefunden hat, so dass den erwachsenen Männern die Realisierung dieser Vorstellung als zu schwer erscheint. Das Produkt dieser Erziehung ist der Mann, der keine Selbstachtung mehr aufbringen kann, da er gemessen an seinem Ideal ständig versagt.

5.3.6. Die 'Flüchtlinge'

In der letzten Gruppe finden sich die Männer, die aufgrund ihrer Kindheitserlebnisse keine oder nur lockere Beziehungen zur Frau aufnehmen können. Aus den bisherigen Ausführungen sollte deutlich geworden sein, dass in mehr oder weniger ausgeprägtem Masse alle Männer 'Flüchtlinge' vor der Frau sind, da alle Männer aufgrund der herrschenden Erziehungsstile tendenziell ähnliche Kindheitserfahrungen mit den Müttern gesammelt haben. Die Problematik in den vorhergehenden Gruppen war aber derart, dass diese Männer vordergründig eine Beziehung führen konnten und ihr Rückzug in eine 'innere Immigration' geschieht, während in dieser Gruppe die Männer erscheinen, die auch äusserlich den Rückzug antreten.
Besonders bei zwei Männern, B.R.(16) und K.F.(19), wird diese Fluchttendenz evident, allerdings unterschiedlich ausgeprägt. Während B.R. unsicher wird, ob er die richtige Wahl getroffen hat, lässt K.F. die Distamz, die er zur Frau aufgebaut hat, bestehen, indem er von vorn herein keine Liebesbeziehung eingeht. Seine Kindheitssituation muss so gewirkt haben, dass er den totalen Rückzug von der Frau und die fehlende Sexualität subjektiv nicht mehr als Mangel erlebt.

5.3.7. Zusammenfassung

Durch die Auswertung dieses Männergesprächs wird deutlich, dass die Liebesbeziehung des Mannes stark durch die Angst vor der Frau geprägt ist. Als Ursache dieser Angst wurde das Verhältnis des kleinen Knaben zu seinen Erziehungspersonen und besonders zur Mutter angeführt, da dort die lebensentschei-

denden Prägungen stattfinden, die später nur schwer korrigierbar sind. Es sollte der Beweis erbracht werden, dass unabhängig von den Forderungen der traditionellen Männerrolle, von der auch Reich und Adler annahmen, dass der Versuch ihrer Erfüllung eine Schwächung des Mannes bedeutet, auch die Strategien der Eltern, mit denen sie die Realisierung dieser Ideale im Knaben zu verwirklichen suchen, gravierende negative Konsequenzen auf das Seelenleben des Kindes und später auf das partnerschaftliche Zusammenleben von Mann und Frau haben. Es kann die These aufgestellt werden, dass der Mann durch die Erfahrungen mit der Mutter von der Frau entfremdet wird. Diese Aussage gilt nicht nur für die allgemein bekannten Erscheinungsbilder mütterlichen Fehlverhaltens, wie z.B die Homosexualität, sondern grundsätzlich für jeden Mann.
Die Frage, wieso der Mann die Position mit höherer Geltung anstrebt, warum er der Frau überlegen sein muss, kann jetzt auf zweifache Art beantwortet werden. Zum einen strebt der Mann nach Ueberlegenheit, weil ihm in der Erziehung vermittelt wird, dass die Ueberlegenheit Teil des männlichen Rollenrepertoires ist. Zum anderen kann das Streben nach Ueberlegenheit über die Frau auch als Abwehrversuch der mit der Frau assoziierten Kindheitsängste definiert werden. Danach strebt der Mann nach Ueberlegenheit, weil er von dieser Position aus weniger Angst zu haben glaubt, denn als Mann darf er die Frau dominieren, die Quelle der Angst wird für ihn manipulierbar und dadurch beherrschbar. Vor diesem Hintergrund wird auch deutlich, warum es dem Mann so schwer fällt, aus seiner Rolle auszusteigen. Grundsätzlich ist jeder Versuch einer Einstellungs- oder Verhaltensänderung sehr schwierig. Die Aufgabe der männlichen Ueberlegenheitsposition reaktiviert im Mann unbewusst die kindlichen Aengste, so dass er sich wieder in der alten Position des Ausgeliefertseins wähnt.
In den obigen Ausführungen wurde als zentrale Ursache der Beziehungsschwierigkeiten des Mannes die frühkindliche Beziehung des Knaben mit der Mutter behandelt. Um Missverständnissen vorzubeugen, muss betont werden, dass dies selbstver-

ständlich nur ein Punkt ist, der neben anderen von Bedeutung ist. Die Beziehung zum Vater, zu den Geschwistern, kulturelle Vorbilder usw. spielen ebenfalls eine grosse Rolle. Bisher wurde aber die Bedeutung des mütterlichen Erziehungsverhalten für das Seelenlebens des Knaben und damit auch für den Mann noch nicht systematisch im Hinblick auf den Zusammenhang mit der männlichen Rolle untersucht, vermutlich weil die Mutterrolle auch heute noch stark von Mystifizierungen und Tabus umgeben ist.(Vgl. Badinter 1981; Franck 1981; Sebald, Krauth 1981). Es kann heute als gesichert angesehen werden, dass die Erlebnisse mit der Mutter wesentliche Ursache für die Beharrlichkeit des männlichen Rollenverhaltens sind, das den Mann in der partnerschaftlichen und solidarischen Beziehungsaufnahme zu seiner Frau behindert.

6. Exkurs: Frau und Christentum

Eine umfassende Analyse des männlichen Seelenlebens muss m.E. neben den im vorausgegangenen Abschnitt behandelten individuellen, im zwischenmenschlichen Bereich wirksam werdenden Faktoren, einen weiteren Komplex einbeziehen, der von grosser historischer und gesellschaftlicher Bedeutung ist. Gemeint ist hier die Stellung der Frau in der christlichen Religion in den zweitausend Jahren ihres Bestehens. Wie bereits mehrfach ausgeführt, hat die neuere ethnologische Forschung ergeben, dass, abgesehen von wenigen Ausnahmen, die Position der Frau immer schwächer war als die des Mannes. Die Existenz eines urkommunistischen Matriarchats muss heute mit grosser Wahrscheinlichkeit als Irrtum angesehen werden. Die Entstehung der Familie, auch der patriarchalischen und die Unterdrückung der Frau entstanden unabhängig von der Existenz des Privateigentums und des Staates. Die sozial schwächere Position der Frau ist offenbar ein sehr altes Phänomen und überall dort, wo politische Macht entstand, hatten die Männer diese inne. Historisch betrachtet zeichnet sich die christlich-abendländische Kultur durch die krasse Missachtung der Frau aus. Aber bereits im Judentum, bei den Griechen und auch bei den Römern, galt die Frau in der Regel sehr wenig. (Vgl. Taylor 1977) Soerbte auch das Christentum, das auf dem Boden dieser Kultur entstand, den Geist der Frauenfeindlichkeit. "Christus kam und das Christentum entstand. Es verkörpert die Opposition gegen den bestialischen Materialismus, der unter den Grossen und Reichen herrschte, es repräsentierte die Auflehnung gegen die Missachtung und die Unterdrückung des Mannes. Aber da es dem Judentum entstammte, das nur die Rechtlosigkeit der Frau kannte und, in der biblischen Vorstellung befangen, sie als die Urheberin alles Uebels ansah, predigte es die Verachtung der Frau, die Enthaltsamkeit und die Vernichtung des Fleisches (...)." (Bebel 1981, S. 83)

Taylor ist zwar der Meinung, dass die Frau in der frühen Kirche geachtet war, da auch sie das Recht gehabt haben soll zu predigen, zu heilen, Geister auszutreiben und zu taufen. (Vgl. Taylor 1977, S. 58) Aber auch er muss konzedieren, dass die Frau bis ins Mittelalter immer rechtloser wurde bis sie schliesslich keine legale Existenz mehr besass.

Es ist im Zusammenhang mit unserer Fragestellung nicht von Bedeutung, ob die Frau im frühen Christentum geachteter war. Tatsache ist jedoch, dass z.B. im neunten Gebot die Frau zusammen mit dem Gesinde und den Haustieren genannt wird. Der Mann wird gewarnt, sich weder nach des nächsten Weib oder Knecht, noch nach dessen Magd, Ochsen, noch Esel gelüsten zu lassen. Die Frau ist also ein Objekt, ein Stück Eigentum, nach dem der Mann, wenn es in fremden Besitz ist, kein Verlangen haben soll. Jesus, der einer Sekte angehörte, die sich strenge Askese und die Selbstentmannung auferlegt hatte, soll auf die Frage, ob ehelichen gut sei, geantwortet haben:" Das Wort fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe so geboren,und es sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen." (Matthäus 19, 11 und 12) Der Apostel Paulus soll geäussert haben: "Worüber ihr mir geschrieben habt, antworte ich: Es ist dem Menschen gut, dass er kein Weib berühre. Aber um der Hurerei willen soll ein jeglicher sein eigenes Weib und eine jegliche ihren eigenen Mann haben." Und weiter heisst es:"Die Ehe ist ein niedriger Stand; heiraten ist gut, nicht heiraten besser.""Wandelt im Geist und widersteht den Wünschen des Fleisches. Das Fleisch verschwört sich wider den Geist und der Geist wider das Fleisch." "Diejenigen, die Christus erworben hat, haben ihr Fleisch gekreuzigt, mitsamt ihren Leidenschaften und Begierden."(Vgl. Bebel 1981, S. 84f.)

Bebel hat richtig erkannt, dass der Hass gegen die Körperlichkeit, gegen die Lust, der Hass gegen die Frau ist, aber auch die Furcht vor der Frau, die als die Verführerin des Mannes dargestellt wird. Adam, nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, wird von Eva, die aus einer Rippe von ihm erwachsen ist, dazu verführt, vom Baum der Erkenntnis zu essen und wird deswegen aus dem Paradies vertrieben. Die Bibel beginnt also mit einer zweifachen Denunzierung der Frau. Nach dem Christentum ist die Frau die Unreine, die Verführerin, welche die Sünde in die Welt brachte und den Mann zugrunde richtete.
Paulus soll weiterhin gesagt haben: "Der Mann ist das Ebenbild und der Ruhm Gottes und die Frau der Ruhm des Mannes. Ein Weib lerne in aller Stille mit aller Untertänigkeit. Einem Weibe aber gestatte ich nicht, dass sie lehre, auch nicht, dass sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei."(1. Tim.2,11) "Eure Weiber lasset schweigen unter der Gemeinde, denn es soll ihnen nicht zugestanden werden, dass sie reden, sondern Untertan sein, wie auch das Gesetz sagt. Wollen sie aber etwas lernen, so lasst sie daheim die Männer fragen. Es stehet den Weibern übel an, unter der Gemeinde zu reden." (Paulus, zit. nach Bebel 1981, S. 86)
Diese Haltung der Denunziation der Frau gegenüber wurde durch zwei Jahrtausende hindurch nur wenig modifiziert. Als Beispiele mögen einige Zitate von Aposteln und Kirchenvätern dienen. (Vgl. Bebel 1981, S. 85)
Tertullian: "Weib, du solltest stets in Trauer und Lumpen gehen, dem Blick deine Augen voll Tränen der Reue darbietend, um vergessen zu machen, dass du das Menschengeschlecht zugrunde gerichtet hast. Weib! Du bist die Pforte zur Hölle!"
Hieronymus: "Die Ehe ist immer ein Laster, alles was man tun kann, ist, sie zu entschuldigen und zu heiligen."
Augustinus: "Die Ehelosen werden glänzen am Himmel wie leuchtende Sterne, während die Eltern, die sie gezeugt, den dunklen Sternen gleichen."

Petrus: "Frauen, seid gehorsam euren Männern!"
Der heilige Thomas von Aquin: "Die Frau ist ein schnell wachsendes Unkraut, sie ist ein unvollkommener Mensch, dessen Körper nur deshalb schneller zur vollständigen Entwicklung gelangt, weil er von geringerem Wert ist und weil die Natur sich weniger mit beschäftigt." "Die Frauen werden geboren, um ewig unter dem Joch ihres Herrn und Meisters gehalten zu werden, den die Natur durch die Ueberlegenheit, welche sie in jeder Hinsicht dem Manne übertragen, zur Herrschaft bestimmt hat."
Das Konzil zu Macon, das im sechsten Jahrhundert darüber stritt, ob die Frau eine Seele habe, und mit einer Stimme Mehrheit sich dafür entschied, spricht ebenfalls für die frauenfeindliche Auffassung. Gregor VII veranlasste die Einführung des Zölibats, um in den ehelosen Geistlichen eine Macht zu besitzen, die durch keine Familieninteressen dem Dienst der Kirche entfremdet würden. Dies war nur möglich bei den der Kirche zugrunde liegenden Anschauungen über die Sündhaftigkeit fleischlicher Begehren und der Frau als deren Verursacherin und Auslöserin. Ihren Höhepunkt fand die Verachtung und Verteufelung der Frau in den um 1470 einsetzenden Hexenverfolgungen, die als ein düsteres Kapitel der Kirchengeschichte angesehen werden müssen. (Vgl. Hammes 1981) Mehrere Jahrhunderte brannten in Europa die Scheiterhaufen und verbreiteten eine Athmosphäre der Angst und des Misstrauens besonders der Frau gegenüber. Obwohl auch Männern und Kindern, ja sogar Tieren der Prozess gemacht wurde, ging die Stossrichtung eindeutig gegen die Frau als Verkörperung der sexuellen Lust, die als vom Teufel angesehen wurde und dazu dienen sollte, den Mann vom rechten Pfad der Tugend abzubringen. "Wenn du eine Frau siehst, denke, es sei der Teufel, sie ist eine Art Hölle." (Papst Pius II (1458-1464), in: Deschner 1977, S. 20) "Alle Bosheit ist klein gegen die Bosheit des Weibes. Besser ist die Gottlosigkeit des Mannes als

ein wohltuendes Weib." (Die synode von Tyrnau 1611 unter Kardinal Forgats und dem Beisein des päpstlichen Nuntius, in: Deschner 1977, S. 205)

Die Verteufelung der Frau durch die Kirche hat einen unheilvollen Einfluss auf die Psyche der Frau und natürlich auch auf den Mann ausgeübt.

Auch der Marienkult, der von Vertretern der Kirche immer wieder als Beweis der kirchlichen Hochachtung der Frau angeführt wird, kann dieses Bild nicht ändern. Bebel vermutet, dass die Kirche eine Figur einführen musste, die mit den bereits bestehenden weiblichen heidnischen Götterfiguren konkurrieren konnte. "Indem die katholische Kirche den Marienkultus einführte, setzte sie mit kluger Berechnung denselben anstelle des Kultus der heidnischen Göttinnen, der bei a l l e n Völkern, über die das Christentum sich damals ausbreitete, vorhanden war. Maria trat an die Stelle der Kybele, Mylitta, Aphrodite, Venus, Ceres, usw. der südlichen Völker, an die Stelle der Freia, Frigga usw. der germanischen Völker, sie wurde nur christlich-spiritualistisch idealisiert." (Bebel 1981, S.88)

Die Figur der Maria und ihre Verehrung in der katholischen Kirche kann also nicht als Beweis für die hohe Achtung, die die Frau in der Kirche genossen haben soll, verstanden werden, sondern muss unter dem Blickwinkel kirchenpolitischer Notwendigkeiten interpretiert werden. Ausserdem ist es gerade die Idealisierung der Maria als unendlich rein, gütig, selbstlos usw., die auf ein entsprechend negatives Bild der realen Frau schliessen lässt. (Vgl. Lampl, in: Deschner 1980)

Im Zuge der Aufklärung, der Verbreitung der Naturwissenschaften, die begleitet war von einer Verminderung des kirchlichen Einflusses auf das tägliche Leben und Fühlen der Menschen, musste die Kirche viele ihrer Lehrmeinungen revidieren. Es würde im Rahmen dieser Arbeit zu weit führen, den Kampf der Kirche gegen diese neuen Tendenzen aufzuzeigen.

Heute spricht die Kirche von der Frau nicht mehr als Teufel, Hölle, Unkraut; sie wäre damit unglaubwürdig. Aber es stellt sich die Frage, ob die Kirche, die sich heute als Hüterin der Frau und ihrer 'weiblichen' Interessen präsentiert, die Verachtung und Unterdrückung der Frau nicht auf subtilere Art fortsetzt. Beispiele dafür wären die wiederholten Aeusserungen von Papst Paul VI und Papst Johannes Paul II gegen jede Art von Empfängnisverhütung, die den Frauen ein wesentlich freieres Leben gewähren könnten, und die jene Frauen, die trotz der Aeusserungen der Päpste Verhütung praktizieren, in grosse seelische Konflikte stürzt. Auch in der neuesten Enzyklika mit dem Titel 'Laborem exercens' betont Papst Johannes Paul II, dass die Frau in erster Linie Mutter sei und ins Haus gehöre, dort eine durchaus würdige Arbeit verrichte und nicht zu auswärtigen Arbeit genötigt werden sollte. (Vgl. Tages-Anzeiger vom 16.9.1981) Der Schluss liegt nahe, dass die Kirche ihre Haltung der Frau gegenüber nicht grundsätzlich geändert hat. Lediglich die Argumentation hat sich unter dem Druck der kulturellen Entwicklung verändert. Während früher die Frau offen als minderwertig und schlecht denunziert wurde und sie sich nicht neben den Mann stellen durfte, spricht die Kirche heute von der Wesensungleichheit. Die Frau sei nicht weniger wert als der Mann, sondern sie sei von ihrem Wesen her anders geartet und bräuchte im besonderen den Schutz der Kirche. (Vgl. Schwunger 1969) Um Missverständnissen vorzubeugen soll betont sein, dass die obigen Ausführungen lediglich die Stellung der Kirche zur Frau im Auge hatte. Es ging nicht um eine Verurteilung der Institution Kirche, sondern es war das Anliegen, den Geist zu skizzieren, der durch zwei Jahrtausende hindurch der Frau gegenüber geherrscht haben muss. Angesichts der Omnipotenz der Kirche im Mittelalter und der damit verbundenen grossen Bedeutung ihrer Stellungnahmen für das tägliche leben, muss angenommen werden, dass die

Aeusserungen der zitierten kirchlichen Persönlichkeiten nicht als isolierte Phänomene interpretiert werden können, sondern dass sie einen grossen Einfluss auf das Denken und Fühlen der Menschen genommen haben, einen Einfluss, der bis heute nachwirkt und dessen Tragweite kaum überschätzt werden kann. Bebel schrieb, dass Zustände, die eine lange Reihe von Generationen dauern, schliesslich zur Gewohnheit werden "und Vererbung und Erziehung lassen sie als 'naturgemäss' erscheinen. Daher nimmt noch heute insbesondere die Frau ihre untergeordnete Stellung als etwas Selbstverständliches hin, und es ist nicht leicht, ihr klarzumachen, dass diese eine unwürdige ist und sie dahin streben müsse, ein dem Mann gleichberechtigtes, in jeder Beziehung ebenbürtiges Glied der Gemeinschaft zu werden." (Bebel 1981, S. 35) Zweitausend Jahre Verteufelung und Entwürdigung der Frau können nicht in wenigen Jahren oder Generationen überwunden werden. Die Zeit seit dem Aufkommen des Gedankens der Gleichheit war zu kurz, um substantielle Veränderungen bewirkt haben zu können. Auch wenn sich in den letzten Jahren der Ruf nach Gleichberechtigung der Frau verstärkt hat, muss davon ausgegangen werden, dass die reflexartige Minderbewertung der Frau Bestandteil des männlichen Sozialcharakters ist. Alle gesellschaftlichen Einrichtungen, traditionellen Gebräuche, Sitten und Gesetze sind von der privilegierten Stellung des Mannes durchdrungen. Dies äussert sich nicht nur in so offensichtlichen Phänomenen, wie die immer noch übliche schlechtere Bezahlung der Frau für gleiche Arbeit, sondern im besonderen in Erscheinungen, bei denen die Frau auf subtile Art und Weise, oft ohne das bewusste Wollen des Mannes, diskriminiet wird. Adlers These findet hier eine Bestätigung, dass die Einflüsse der privilegierten Stellung des Mannes bis in die Kinderstube dringen und einen ungeheuren Einfluss auf die kindliche Seele nehmen. (vgl. Adler 1927, S.116) Es kann also festgehalten werden, dass eine Beurteilung der

Faktoren, die das Zusammenleben von Mann und Frau bestimmen, ohne Berücksichtigung der kirchlichen Einflüsse, die sich durch die Erziehung im Laufe von Generationen im Gefühlsleben der Menschen niedergeschlagen haben, zu kurz greifen würde.

7. Erklärungsversuch des Ist-Zustandes

Die im ersten Teil der Arbeit referierten soziologischen Untersuchungen zeigen deutlich, dass das Bild vom Mann noch stark von der Ueberzeugung der geistigen, moralischen und physischen Ueberlegenheit über die Frau geprägt ist. Dies erscheint umso erstaunlicher, als die Ergebnisse aller wissenschaftlichen Disziplinen, die von verschiedenen Ansatzpunkten her das Problem der Geschlechtsrollen, der geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen und Fähigkeiten untersuchen, zeigen, dass, von der Anatomie abgesehen, keine Unterschiede von Bedeutung zwischen den Geschlechtern existieren. Es klafft hier also eine grosse Lücke zwischen dem Alltagsbewusstsein und der wisschenschaftlichen Erkenntnis.

Von der Forschung wird teilweise gesehen, dass die männliche Rolle für ihren Träger neben Privilegien auch eine grosse Belastung bedeutet, im Sinne der Beeinträchtigung menschlicher Glücksmöglichkeiten. Hier fehlen noch breite und systematische Untersuchungen; vermutlich ist das gesellschaftliche Bewusstsein für diese Problematik noch nicht entwickelt genug.

Der Beitrag der tiefenpsychologischen Autoren kann vor allem in zwei Bereichen gesehen werden. Abgesehen von Freud und Jung, die in ihren Theorien der Männlichkeit in der Tradition des Patriarchats verhaftet bleiben, haben Reich und besonders Adler auf die Bedeutung der Erziehung hingewiesen. Der Mann in seiner traditionellen Erscheinung ist nicht Ausdruck einer biologisch verankerten männlichen Natur, sondern ein Produkt der Erziehung.

Die Normen und Zielvorstellungen dieser Erziehung sind gesellschaftlich vermittelt und haben eine lange Tradition. Der zweite Beitrag der Tiefenpsychologen zum Problem des Mannes kann darin gesehen werden, dass wiederum Reich und Adler auf die Pathogenität der männlichen Rollenerwartungen hingewiesen haben. Reich, als Vertreter der Theorie des Menschen als ein primär durch die Sexualität bestimmtes Wesen und Adler, der den Menschen als soziales Wesen mit dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit zur menschlichen Gemeinschaft ansah, zeigten auf, dass die herrschenden Männlichkeitsvorstellungen eine massive Schädigung der von den jeweiligen Autoren postulierten menschlichen Natur bedeutet. Diese Beeinträchtigungen zeigen sich in allen Bereichen des Lebens. Die Beziehung des Mannes zur Frau ist gestört, weil das Gefühlsleben des Mannes falsch entwickelt ist und er von daher grosse Mühe hat, sich in seine Frau einzufühlen und auf ihre Bedürfnisse adäquat einzugehen. Das Streben nach Ueberlegenheit spielt dabei eine zentrale Rolle; ein Punkt, der die Beziehungsaufnahme auf solidarischer und partnerschaftlicher Ebene verhindert. Der Mangel an Einfühlungsvermögen behindert auch die Beziehungsaufnahme zu den eigenen Kindern, da ihm das Gespür für die wirklichen Bedürfnisse fehlt und er in der Regel die gleichen Verhaltensweisen an seine Kinder heranträgt, mit denen er selbst erzogen wurde. Auch das Verhältnis zur Arbeit ist durch die traditionelle Männlichkeit gestört. Abgesehen von der technologischen Entwicklung, die eine totale Vereinfachung des Arbeitsprozesses bewirkt hat mit allen Symptomen der Langeweile und Sinnentleertheit, ist die Konkurrenz mit den Kollegen, das Streben nach Machtpositionen innerhalb des Arbeitsprozesses mit den damit verbundenen Privilegien ein zentrales Motiv im Gefühlsleben des Mannes. Der Mann muss immer streben, immer besser sein als andere Männer. Ein Mann, der sich diesem Vorgang nicht unterwirft, gilt als Versager.

Weiterhin wurde herausgearbeitet, dass dem Mann neben dem Trachten, mehr sein zu müssen als die Frau, eine beständige Unsicherheit und Reserve ihr gegenüber beschäftigt. Diese Beobachtung ist bei den tiefenpsychologischen Autoren fragmentarisch vorhanden, wurde aber von ihnen nicht systematisch untersucht. In Anlehnung an die Entwicklungstheorie von Adler wurde die These aufgestellt, dass die Unsicherheit und Zurückhaltung des Mannes der Frau gegenüber, neben kulturellen Faktoren, ein direktes Resultat des Umganges der Mutter mit dem Knaben ist. Der Mann hat Angst vor der Frau, weil die traditionelle Erziehung durch die Mutter in ihm diese Angst auslöst. Die traditionelle Erziehung ist durch Leistungsanforderung, Kritik, Liebesentzug, Erzeugung von Schuldgefühlen und physischen Sanktionen charakterisiert. Als letzte Ursache für die Zurückhaltung des Mannes der Frau gegenüber wurde exkursartig die Stellung der Frau in der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums behandelt und herausgestellt, dass die Verteufelung der Frau und der Sexualität noch heute ihre Nachwirkungen haben.

7.1. Die seelische Heimatlosigkeit des Mannes

Zur Char kterisierung des psychischen Zustandes des Mannes in der heutigen Kultur möchten wir den Begriff der 'seelischen Heimatlosigkeit' verwenden. Die Erziehung zum Mann, das Bestreben, den männlichen Rollenanforderungen gerecht zu werden, bewirkt, dass es im Leben des Mannes keinen Bereich gibt, wo er sich emotional entspannen könnte, d.h. wo er keine 'bessere' Rolle spielen muss.
In der Beziehung zur Frau ist er hin- und hergerissen zwischen dem Streben, mehr sein zu müssen als sie und der Angst, ihren Ansprüchen nicht genügen zu können und damit ihre Bewunderung und Achtung vermeintlich zu verlieren. Auch in der Beziehung zu seinen Mitmenschen und Kollegen

darf er nicht zeigen, wie er sich wirklich fühlt, da immer die Gefahr droht, als unmännlich oder weibisch zu gelten. Dieser Bedrohung werden sich wahrscheinlich auch heute noch die überwiegende Zahl der Männer nicht aussetzen wollen. Der Schlag auf die Schulter ist eine noch erlaubt Form der Freundschafts- und Gefühlsbezeugung unter Männern, aber die offene und herzliche Zuwendung ist dem Manne nicht möglich ohne sich dem Homosexualitätsverdacht auszusetzen.

Der Mann bleibt allein. Weder seiner Frau, noch seinen Freunden kann er mitteilen, wie ihm zumute ist. Er kann keine wirklich tragfähige Beziehung zu anderen Menschen aufbauen und verbleibt so in einer seelischen Isolierung, die bestenfalls durch Kümmerformen menschlicher Beziehungen wie Stammtisch, Vereinstätigkeit usw. ansatzweise durchbrochen wird.

Die Auswirkungen dieses Zustandes sind bekannt: Relativ früher Tod des Mannes, sinnentleerte Beziehung zur Frau, gestörtes Sexualerleben, Flucht in die Arbeit, Alkoholismus, psychosomatische Erkrankungen, Neurosen und Psychosen.

Ein wirklich umfassendes Verständnis für die Situation des Mannes bedingt also neben der Analyse seiner Rolle das Bewusstsein, dass der Mann durch eine Erziehung gegangen ist, die seine seelischen Erlebensfähigkeiten massiv beeinträchtigt hat, so dass er heute sowohl als der Nutzniesser aber auch als das Opfer der 'Männlichkeit' angesehen werden muss.

Teil IV. Konsequenzen

1. Zielbestimmung

Im folgenden soll es darum gehen, aus den Erkenntnissen der Arbeit Konsequenzen bezüglich alternativer Männlichkeitsmodelle zu formulieren. Dabei kann es nur um die Darstellung derGrundlagen und Bedingungen gehen, auf denen dann die konkreten Ausformungen einer jeweiligen männlichen Individualität realisiert werden. Ein Ueberblick über die Männerliteratur zeigt, dass je nach Ausgangslage und Problemsicht des Autors verschiedene Ziele formuliert werden. Das Spektrum der Meinungen reicht von dem Aufruf an die Männer, sich von den Frauen nicht irritieren zu lassen und Mann zu bleiben einerseits (vgl. Melzer 1981), bis hin zum Postulat der Abschaffung geschlechtlicher Gegensätze und der biologischen Angleichung von Mann und Frau andererseits. (Vgl. Bornemann 1979) Zwischen diesen beiden Polen lassen sich die meisten Zielvorstellungen alternativer Männlichkeit, wie sie aus der Literatur zu entnehmen sind, ansiedeln. Nichols fordert den Mann auf, sich selbst wieder als Zentrum seines Interesses zu sehen, ohne Beachtung einengender gesellschaftlicher Vorschriften (vgl. Nichols 1976). Als Merkmal männlicher Persönlichkeitsattribute nennt er Kooperationsfähigkeit, Entthronung des Intellekts, Entwicklung von Gefühl, Natürlichkeit, Spielfreude, Spontaneität und Passivitätsfähigkeit. Ausserdem soll der Mann seinen Selbstwert nicht mehr ausschliesslich aus der Arbeit ziehen. Einen ähnlichen Standpunkt vertritt auch Pilgrim (1977), wenn er feststellt, dass der Zwang zur Spitze den Mann verletzt. Seine Zielvorstellung liegt in der Aufhebung der geschlechtsspezifischen Gegensätze. "Ich möchte, dass aus der Gesellschaft des Mannes eine Gesellschaft aller Menschen wird."(Pilgrim 1977, S.130) Goldberg (1977) hält fest, dass der befreite Mann mit

seinem physischen und psychischen Selbst identisch sein wird. Als Merkmale des befreiten Mannes bezeichnet er: ausgeprägter Selbsterhaltungstrieb, der Trieb, das Leben zu geniessen, sein physisches Wohlbefinden zu bewahren, soviel Freude wie möglich an der Sexualität zu haben, seine Gefühle spontan und ohne Scheu auszudrücken, seine Wunschträume zu enthüllen und mitzuteilen usw.
Aus dieser kurzen Darstellung wird bereits ersichtlich, dass die angebotenen Alternativen, soweit aus ihrer Vagheit zu entnehmen ist, zum grossen Teil darin bestehen, die traditionell männlichen Persönlichkeitsmerkmale durch weibliche, bzw. durch das, was die Autoren als weiblich verstehen, zu ersetzen. Dabei wird angenommen, dass die weibliche Tendenz mehr Lebensglück garantiert, eine These, die unbewiesen bleibt und genauer untersucht werden müsste.
Wesley und Wesley (1981) entwickeln in Ablehnung zu Bem(1977), die das Konzept der individuellen Androgynietät aufgestellt hat, die Vorstellung der heterogenen Androgynie. Die Androgenese in jedem Menschen sehen sie als Einschränkung, sich nur männlich oder nur weiblich zu verhalten. Eine Gleichberechtigung der Geschlechter sei durch die Gleichstellung beider Gruppen zu realisieren, die dadurch erreicht werden könne, dass mehr Frauen zum Maskulinen und mehr Männer zum Femininen erzogen werden müssten. Dadurch soll erreicht werden, dass in der maskulinen, femininen und androgynen Gruppe die gleichen Mengen an Männern und Frauen vertreten seien.
Dieses Konzept enthält m.E. keine Perspektive, da es Männlichkeit und Weiblichkeit als solches bestehen lässt und lediglich eine Umverteilung vornimmt, die qualitativ in sich nichts Neues enthält.
Beck-Gernsheim (1980) sieht als Ursache für die Geschlechtsrollenproblematik das Auseinanderbrechen einer vorindustriellen Einheit von Arbeit und Leben. Dieser historische Vorgang habe eine Auseinanderbrechen der Familien bewirkt.

Diese institutionelle Trennung habe sich in die Person verlagert und eine Aufteilung der Verhaltensmerkmale 'Sachdenken' und 'Härte' gleich männlich und 'Gefühlsnähe' und 'Fürsorglichkeit' gleich weiblich bewirkt. Als Ausweg sieht Beck-Gernsheim die Wiederherstellung der individuellen Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Voraussetzung dafür sei die Veränderung familiärer Formen, wie sie heute schon vielfach praktiziert werde (Tagesmütter, Wohngemeinschaften usw.), und der Rigidität beruflicher Verhaltensnormen. Für den Mann bedeute dies u.a. den Abschied vom Modell der 'totalen Karriere', d.h. die Aufgabe der Fixierung auf die Berufswelt. Falconnet und Lefaucheur (1977) interpretieren in Anlehnung an Reich die herrschende Form von Männlichkeit als Resultat eines in der frühen Kindheit einsetzenden Prozesses ideologischer Konditionierung und sexueller Repression. Als Ausweg für den Mann sehen sie neben der Bekämpfung der herrschenden Ideologie der männlichen Ueberlegenheit die Wiederherstellung freier sexueller Beziehungen. Vinnai (1977) schliesslich kommt auf marxistischer Grundlage zu dem Resultat, dass Männlichkeit, und dabei insbesondere die männliche Sexualität in ihrer traditionellen Form auf ökonomische Strukturen zurückgeführt werden können. Das Elend der Männlichkeit ist im Elend der ökonomischen Struktur begründet und nur von daher veränderbar. Die Möglichkeit des Besseren sieht Vinnai in der Transformation der traditionellen Männlichkeit und der Aufhebung mancher ihrer Elemente in eine höhere Form, die ein anderes Verhältnis zum Weiblichen einschliesst, als in der Zerstörung, da der Kampf gegen die Verhältnisse 'männliche' Härte brauche. (Vgl. Vinnai 1977, S. 158)

Dieser kurze Ueberblick zeigt, dass in der Literatur entsprechend der Problemsicht unterschiedliche Perspektiven und Alternativen herausgearbeitet werden, deren Realisierung ein höheres Mass an Lebensglück für den Mann erbringen soll. Dabei fällt auf, dass, abgesehen von den gesellschafts-

kritischen Ansätzen, Hinweise auf die Art der Realisierung der Alternativmodelle fehlen. Die Vorschläge bewegen sich zum überwiegenden Teil im Rahmen allgemeiner Bewusstwerdung und Ratschlägen, wie der Mann anders sein sollte und sein könnte. Der praktische Wert dieser Vorschläge ist m.E. eher gering, da Verhaltens- und Einstellungsmodifikationen nur schwierig und längerfristig zu erreichen sind.

1.2. Alternative Männlichkeit als Befreiung des Mannes

Ein programmatischer Entwurf alternativer Männlichkeit kann nur einen Sinn haben, wenn er auf gesicherten anthropologischen Erkenntnissen aufbaut, d.h. wenn ihm eine Theorie vom Menschen zugrundeliegt, die empirisch überprüft und als richtig erkannt worden ist. Hier beginnt bereits die Schwierigkeit, da eine allgemeinverbindliche Theorie vom Menschen heute erst in Ansätzen sichtbar wird und immer noch sehr divergierende Konzepte existieren. Als Beispiel kann die immer wieder vertretene These vom Aggressionstrieb angeführt werden, derzufolge der Mensch ein gewisses Aggressionspotential besitzt, das periodisch nach Entladung drängt. (Vgl. Plack 1973)
Im folgenden möchten wir darlegen, von welchen anthropologischen Konstanten her wir die Rolle des Mannes neu formulieren möchten. Die anthropologische und psychologische Forschung tendiert immer mehr dahin, den Menschen als soziales Lebewesen zu definieren und in der Vielfalt seiner sozialen Bezüge genauer zu erfassen. Innerhalb der anthropologischen Forschung machen vor allem die Arbeiten von Adolf Portmann, Ashley Montagu und in jüngster Zeit Richard E. Leakey auf die tiefgreifende Verankerung der sozialen Variante des Lebens in der Natur aufmerksam. Die soziale Spielart des Lebens, die in unterschiedlichem Ausmass bei den allermeisten Gattungen anzutreffen ist,

ist beim Menschen am ausgeprägtesten. Im psychologischen Bereich war es vor allem Adler, der die soziale Natur und Bedingtheit des Menschen in den Mittelpunkt gestellt hat, indem er auf die zentrale Bedeutung des Gemeinschaftsgefühls hingewiesen hat.

Wir möchtenzunächst auf die soziale Situation des Menschen, wie Portmann und Montagu sie dargestellt haben, verweisen. Montagu sieht bereits auf der Stufe der niederen Tiere Ansätze für das Sozialleben der höheren Arten und weist darauf hin, dass tiefwurzelnde Potentialitäten in Richtung Sozialität im organischen Leben existieren. (Vgl. Montagu 1955, S. 17 und 24) Ermöglicht das soziale Leben bereits bei den höheren Lebewesen erst die volle Entfaltung und bringt "Erhöhung der Vitalität, Steigerung der individuellen Sonderarten, durch die eine bedeutende Ausweitung der Möglichkeiten des Einzelnen entsteht (...) "(Portmann 1953, S. 249), so scheint diese Sozietät der Natur beim Menschen in einem Höchstmass gegeben zu sein. Das Prinzip der Kooperation, das Portmann als das dominierende und biologisch bedeutendste bezeichnet und das für den Menschen ausschlaggebend ist (Portmann 1953, S. 27), bildet zusammen mit dem Mangel an instinkthafter Geprägtheit die Grundlage für die spezifisch soziale Lebensform des Menschen. Der aufrechte Gang, die Entwicklung der Sprache, der Gebärden und Fähigkeiten zu einsichtigem Handeln "werden in reifendem Lernen oder lernendem Reifen erworben, und keine entsteht vollwertig, wenn der Sozialkontakt fehlt oder minderwertig ist". (Portmann 1953, S.109)

Diese Form des Reifens im sozialen Kontakt, die Portmann als exosomatische Erblichkeit bezeichnet, ist von weit grösserer Bedeutung als das endosomatische Naturgeschehen und muss als herausragendes Charakteristikum der menschlichen Evolution angesehen werden. Der Transfer aller Errungenschaften einer Generation auf die nächste wird beim Menschen durch drei Faktoren in besonderem Masse gesichert: "Einmal

ist der Sozialkontakt in die für hohe Säugetiere bezeichnende Uteruszeit hinein, also rückwärts, verlängert, indem ein volles entscheidendes Jahr in den 'exosomatischen Uterus' der Gruppe verlegt wird. Ferner wird die Kindheit durch Verlangsamung der Entwicklung nach den ersten Lebensjahren um Jahre verlängert. Und schliesslich ist bei uns die artgemässe Lebensdauer zu einer ausgesprochen langen Altersphase ausgedehnt, welche den Kontakt mehrerer Generationen möglich macht." (Portmann 1967, S. 326)
Der Mensch ist aufgrund seiner neurophysischen Ausstattung, die eine absolute Hilflosigkeit in der frühen Kindheit und eine lange Dauer der sozialen Abhängigkeit bedingt, in hohem Masse ein sozial prägbares Wesen. Getragen vom sozialen Verband während der ersten Jahre, reift er erst zum lebensfähigen Wesen heran; im weiteren Zusammenleben integriert er mehr und mehr die Verhaltensweisen, Normen und Werte seiner Umgebung, wird dadurch zum Kulturträger und gibt diese seinerseits weiter. "Gesteigertes Sozialleben ermöglicht die höchste Ausprägung der Individualität." (Portmann 1953, S. 287)
Aufgrund der anthropologischen Befunde muss die soziale Struktur des gesamten menschlichen Lebens als eine natürliche Gegebenheit, die sich in der Evolution entwickelt hat, angesehen werden. Der soziale Zusammenschluss ist nicht erst durch einen rationalen Entschluss im Sinne Rousseaus erfolgt. (Vgl. Portmann 1953, S.99)
Adler hat in seinen Gedankengängen zur Stellung des Menschen in der Natur bereits vieles vorweggenommen. Er sah jedes menschliche Leben durch drei wesentliche Gegebenheiten bedingt. Einmal die Tatsache, dass die menschliche Entwicklung sich nur im Rahmen der Möglichkeiten und unter den Restriktionen dieses 'armen Planeten Erde' vollzieht, ferner die biologische Gegebenheit der Zweigeschlechtlichkeit und schliesslich die Schwäche und Unzulänglichkeit des Einzelnen. Alle drei Punkte erfordern die Assoziation

mit anderen Menschen und in diesem Sinne ist das Gemeinschaftsgefühl ein Bestandteil der Naturentwicklung. (Vgl. Adler 1935, S. 13ff.) Ohne den sozialen Zusammenschluss könnte der Mensch weder als Individuum noch als Art überleben. Die Situation des Menschen ist somit von jeher eine Gemeinschaftssituation. Seine Entwicklung, sein Ueberleben, seine Lösungsversuche zur Linderung und Ueberwindung der Schwächesituation vollziehen sich alle im Rahmen der Gemeinschaft mit anderen Menschen. Im Sinne dieser ursprünglichen Gegebenheit verstand Adler das Gemeinschaftsgefühl als Bestandteil der Evolution. (Vgl. Adler 1935,S. 137)

1.2.1. Zum Gemeinschaftsgefühl

Adlers Charakterisierung der naturgemässen Situation des Menschen stimmt mit jener von Portmann und Montagu weitgehend überein. Er weist wiederholt darauf hin, dass der Mensch ein von Natur aus minderwertiges, schwach ausgerüstetes Wesen ist, das, ähnlich wie andere Arten in der Natur, die auch durch den Zusammenschluss neue Kräfte, neue Möglichkeiten des Lebens entwickelt haben, erst durch das Gruppenleben - durch einen höheren Grad an Gemeinschaftsgefühl - günstigere Bedingungen für ein Ueberleben schaffen konnte.
Die nämliche anthropologische Schwächesituation sieht Adler auch zu Beginn jedes einzelnen Lebens nochmals ausgeprägt in Erscheinung treten. Im Bestreben des Kindes, über seinen Ohnmachts- und Schwächezustand hinauszuwachsen, liegt seine Erziehbarkeit begründet. Im Chaos der Eindrücke und Empfindungen sucht das Kind sich zurechtzufinden, es probiert Verhaltensweisen aus, um von den Pflegepersonen die Stillung der lebensnotwendigen Bedürfnisse zu erwirken. Die Art der Reaktion ergibt für das Kind eine Art Orientierung und indem sich im tastenden Voranschreiten gewisse Verhaltensweisen festigen, formt es seinen Charakter.

Adler definiert auf der Ebene des Erwachsenen den Charakter als eine soziale Erkenntnis, die eine Art und den Grad an Beziehung eines Menschen zu seiner mitmenschlichen Umwelt erhellt. Der Charakter ist eine 'versuchte Stellungsnahme zu den Forderungen des sozialen Lebens'. (Vgl.Adler 1927, S. 151) Die ausserordentliche Abhängigkeit von der Gemeinschaft, die sich zwingend aus der biologischen Anthropologie ergibt, die Unfähigkeit, als Einzelwesen zu überleben, machen den Menschen zutiefst prägbar. Er ist mit seinen vitalsten Strebungen ganz an die Societas gebunden und kann der Situation dieser Gebundheit in keinem Lebensalter entrinnen. In Uebereinstimmung mit den Erfordernissen der naturgegebenen Situation findet nach Adler das Leben Erfüllung und optimale Entfaltung. Wie aus den Ausführungen zu entnehmen ist, besteht in der Theorie Adlers die in der Wissenschaft immer wieder diskutierte Dichotomie Individuum-Gemeinschaft nicht. Im Gegensatz zu Freud, der annahm, dass der Mensch im Interesse der Kultur auf ein grosses Mass an direkter Triebbefriedigung zugunsten einer sublimierten Form verzichten muss, nahm Adler an, dass der Mensch erst in der Verwurzelung und Einbettung in die ihn umgebende Societas seine Individualität entwickeln kann.
Der Adlersche Begriff des Gemeinschaftsgefühl beinhaltet in seinem weiteren Sinn auch eine ausgeprägte ethische Komponente, eine Ausrichtung auf ein Ziel, das es wert ist, angestrebt zu werden, und zwar sowohl vom Einzelnen als auch von der Gemeinschaft als Ganzem. Es zeigt sich bei genauer Betrachtung, dass diese Ethik weniger in moralischen Forderungen, als wiederum in der Anthropologie wurzelt. Die anthropologische Basis besteht nach Adler darin, dass allem Lebendigen ein Sichentwickeln, ein dauernder Drang nach immer besserer Anpassung an die Forderungen der Aussenwelt innewohnt. Wenn Adler beim Menschen vom Streben nach Vollkommenheit spricht, so

so meint er dieses allem Lebendigen immanente Streben nach immer besserer Entfaltung der in der eigenen Art liegenden Möglichkeiten.(Vgl. Adler 1933a S.258) Der Zustand grösserer Gemeinschaftlichkeit ist als ein Zustand grösserer Kooperationsfähigkeit zu verstehen, wo jeder Einzelne sich mehr als bisher als ein Teil des Ganzen darstellt und durch diese vermehrte Teilnahme an der Gemeinschaft auch eine stärkere und ausgeprägtere Individualität entwickelt. Gemeinschaftlichkeit darf also nicht mit Konformität verwechselt werden.
Adler ordnete bekanntlich alle Lebensfragen den drei grossen Bereichen des Gemeinschaftslebens, der Arbeit und der Liebe unter. In dem Sinne, dass es für diese Aufgaben des Lebens überhaupt richtige Lösungen, nämlich Lösungen im Sinne der Gemeinschaft, gibt, stellt das Gemeinschaftsgefühl bei Adler eine ethische Norm dar. Es ist ein Mass für richtig oder falsch. Trotzdem hat der Begriff nichts zu tun mit einer sittlichen Forderung, sondern wird mehr im Sinne der Psychohygiene verwendet und unterscheidet sich darin vom Altruismus christlicher Prägung, der mit einem Aufgeben eigener Interessen oder einer Unterdrückung negativer Persönlichkeitsmerkmale verbunden ist.(Vgl. Kronfeld 1929, S. 253f.) Adler legte den Massstab des Gemeinschaftsgefühls auch nicht an den Menschen an, um dadurch ein Urteil über Wert und Unwert eines Einzelnen abgeben zu können, sondern nur, um den Grad der seelischen Gesundheit und Krankheit festzustellen, um dadurch Ansatzpunkte für Therapie und Hilfe zu erhalten. Adler warnte immer wieder vor einem Missbrauch der Idee des Gemeinschaftsgefühls in der Politik. "Gefährlich scheint mir der Missbrauch der Idee des Gemeinschaftsgefühls in der Form, die gelegentlich bisherige Ungeklärtheit des Weges zum Gemeinschaftsgefühl dazu benützen, gemeinschaftsschädliche Anschauungs- und Lebensweisen gutzuheissen und zu forcieren unter dem Titel der Rettung der gegenwärtigen

oder sogar einer zukünftigen Gemeinschaft. So finden gelegentlich die Todesstrafe, der Krieg oder selbst die Aufopferung Widerstrebender ihre maulgewandten Fürsprecher, die sich immer auch - welch ein Zeichen für die Allgewalt des Gemeinschaftsgefühls! - mit dem Mantel des Gemeinschaftsgefühls drapieren."(Adler 1933a S. 73) Die Entfaltung des Gemeinschaftsgefühls war das Ziel, von dem Adler nicht abrücken konnte,da er es durch seine wissenschaftlichen Erkenntnisse als fundiert betrachtete. Das Gemeinschaftsgefühl muss sich in der Haltung des einzelnen Individuums, die in der zwischenmenschlichen Beziehung zur Anwendung kommt, manifestieren.

Damit stellt sich das Problem des Gemeinschaftsgefühls im engeren Sinne in der Ich-Du-Beziehung. Gemeinschaftsgefühl gewährleistet für das Individuum seelische Gesundheit, die Störung des Gemeinschaftsgefühls manifestiert sich in Neurose oder Psychose.

Es würde über den Rahmen der Arbeit hinausgehen, wenn man die Entstehungsbedingungen des Gemeinschaftsgefühls im Kinde genauer ausführen wollte. Nach Adler ist die erlebte Gemeinschaft mit der helfenden Pflegeperson, in der Regel der Mutter, der Ausgangspunkt für das Gemeinschaftsgefühl des Kindes. Die primäre Beziehungsperson des Kindes hat es weitgehend in der Hand, ob das Kind sich auch den anderen Familienangehörigen, dem Vater, den Geschwistern, gleichaltrigen Kindern in der Nachbarschaft zuzuwenden beginnt, indem sie es weder an sich bindet, oder es durch eigene Aengstlichkeit hindert. (Vgl. Adler 1933, S. 29) Das frühkindliche Training in Kooperation ist nicht zu verwechseln mit behavioristischer Konditionierung. Es ist das Einüben einer Fähigkeit, die in der Natur des Menschen verankert liegt und für seine vollwertige Entfaltung unabdingbar ist. Es schwebte Adler vor, dass aus solchen Erziehungsprozessen Menschen herauswachsen würden, die zu einem Zusammenleben auf einem höheren gemeinschaftlichen

Niveau als heute fähig wären. Menschen, die "eine Kooperation von unabhängigen Persönlichkeiten" bilden würden, in der dem Fortschritt der menschlichen Assoziation keine Grenze mehr gesetzt wird. (Vgl. Adler 1921, S. 23)
Der Begriff der Gemeinschaft im Adlerschen Sinne ist immer wieder missverstanden worden. Zum einen wurde er verwechselt mit einer Apologie des Herdendaseins. Andere wiederum missverstehen Adlers Gemeinschaft als irgendeine faktische Gesellschaftsordnung, an die das Individuum angepasst werden muss. Adler selbst hat immer wieder betont, dass das Gemeinschaftsgefühl auf eine ideale Gemeinschaft der Zukunft gerichtet ist. Diese ist eine Art transzendentaler Idee, eine Orientierung für all das, was für Mensch und Menschheit als richtig erscheint.
Es wird heute weitgehend anerkannt, dass in wesentlichen Punkten Uebereinstimmung zwischen der Individualpsychologie und der Neopsychoanalyse besteht, dass jene "in ihren Forderungen und Ergebnissen als Vorläufer der neopsychoanalytischen Richtung angesehen werden kann". (Vgl. Wyss 1972, S. 176) Hall und Lindzey bezeichnen Adler als Vorläufer der Neopsychoanalyse und der Sozialpsychologie. (Vgl.Hall/ Lindzey 1970, S.118)
Insbesondere das Konzept der sozialen Bezogenheit und Bedingtheit der menschlichen Existenz, das auf der individuellen Ebene sich im Gemeinschaftsgefühl ausdrückt, ist in die Neopsychoanalyse eingeflossen, wenn auch zum Teil in anderer Begrifflichkeit. Es ist z.B. unverkennbar, dass Karen Horney in ihrer Neurosenlehre stark von Adler beeinflusst war: Das Abgedrängtwerden von der Entwicklung auf der Ebene realer menschlicher Auseinandersetzung und das Ausweichen vor deren Anforderungen aus Furcht vor Missbilligung und Versagen, das infolgedessen einsetzende Minderwertigkeitsgefühl und die kompensatorische Ueberhöhung sind Bestandteil aus der Adlerschen Neurosenlehre. Auch in den Befunden von Spitz, Bowlby, Rosen, Sullivan, Fromm

und Fromm-Reichmann wird immer wieder auf die soziale Komponente des Menschseins hingewiesen, wie Adler sie in die Betrachtung des Menschen eingebracht hat. (Vgl.Spitz 1967, Bowlby 1973, Rosen 1964, Sullivan 1953, Fromm 1960, Fromm-Reichmann 1959)

1.2.2. Männlichkeit im Horizont des entwickelten Gemeinschaftsgefühls

Wie aus den Ausführungen ersichtlich wird, kann Männlichkeit nicht aus einer speziell dem Manne innewohnenden Natur hergeleitet werden. Männlichkeit als anthropologscher Faktor existiert nicht, ebensowenig, wie es eine bestimmte Form von Weiblichkeit gibt. (Vgl. auch Badinter 1981) Wie erwähnt kann die Befreiung des Mannes aus seiner 'seelischen Heimatlosigkeit' nur auf der Grundlage gesicherter anthropologischer Erkenntnisse erfolgen. In diesem sinne schliessen wir uns der Forschung an, die den Menschen als ein soziales Lebewesen ansieht, als grundsätzlich aggressionslos mit dem Bedürfnis nach solidarischer Kooperation und Selbstverwirklichung innerhalb der Gemeinschaft. Männlichkeit und Weiblichkeit im seelisch gesunden Sinne müssen daher unter dem Aspekt des Gemeinschaftsgefühls definiert werden.
Zentrales Attribut des Gemeinschaftsgefühls ist das Postulat der Gleichwertigkeit aller Menschen. Wie mehrfach ausgeführt, kritisierte Adler und Reich die Ueberbewertung der Männlichkeit als Ursache für mannigfache Probleme im Zusammenleben der Geschlechter. Zentrales Merkmal einer neuen Rollendefinition muss von daher die Gleichwertigkeit zwischen Mann und Frau sein. Es kann dabei nicht um eine Angleichung der Geschlechter in der äusseren Erscheinung oder in bestimmten Verhaltensweisen gehen (vgl. Wesley und Wesley 1981), sondern um die Gleichwertigkeit innerhalb der je individuellen Persönlichkeitsentwicklung.

Der Mann kann nur dann aus dem "Käfig" seiner Männlichkeit heraustreten und die pathogenen Folgen der Sozialisierung zum Mann tendenziell überwinden, wenn ihm bewusst wird, dass er durchdrungen ist von dem Gefühl der männlichen Suprematie und dass das, was er ängstlich als Privileg wahrt, gleichzeitig Ursache seines Leidens ist. Die befriedigende Beziehung zur Frau, die gekennzeichnet sein könnte durch Geborgenheit, Kommunikationsreichtum, Verständnis, Wärme, Zärtlichkeit und der Fähigkeit zum ungehinderten Erleben der Sexualität; die verständnisvolle Zuwendung zum Kind; die solidarische Kooperation mit den Menschen für den Fortschritt der menschlichen Gemeinschaft, kann nur auf dem Boden der Gleichwertigkeit aller Menschen gelingen.

Unter dem Begriff der Gleichwertigkeit soll nicht die gleiche Bewertung und damit Legitimierung männlicher und weiblicher Rollenausformungen in ihrer momentanen konkreten Form verstanden werden. Der Terminus impliziert diese Gefahr und auch Adler ist diesem Irrtum verfallen, indem er die Forderung aufstellte, dass die konkrete historische Erscheinungsform der weiblichen Rolle als dem Mann gleichwertig angesehen werden müsse und das Knaben und Mädchen zur Uebernahme dieser Rollen erzogen werden sollten. Gleichwertigkeit ist eine grundsätzliche Haltung dem Menschen gegenüber, die sich in Achtung, Respekt, Anerkennung der individuellen Persönlichkeit und der Bedürfnisse des Mitmenschen konkretisiert. Diese grundsätzliche Haltung dem Menschen gegenüber beinhaltet per se keine spezifische Rollenausformung, sie würde aber das Leben von Mann und Frau von Grund auf verändern, da ihre Realisierung die Aufrechterhaltung herrschender Zustände verunmöglichen würde. Mann und Frau hätten den gleichen Anspruch auf Respektierung und Realisierung ihrer Forderungen und Bedürfnisse. Beide hätten das gleiche Recht auf ein

befriedigendes Sexualleben. Diese Veränderungen wären für den Mann nicht gleichbedeutend mit der Aufgabe von Privilegien und damit gleichsam ein Abstieg von einer angenehmen Position zu einer weniger angenehmen. Befreit von der Anforderung, den Schein der Stärke aufrechtzuerhalten und den Beweis seiner Potenz und Männlichkeit erbringen zu müssen und doch nie der Bewunderung der Frau sicher zu sein, könnte er die Beziehungs- und Kommunikationsmöglichkeiten mit seiner Frau eingehen, sein Sexualleben wäre tiefer und beglückender. Der Verzicht auf die Aufrechterhaltung der männlichen Rolle, der auf dem Hintergrund der Gleichwertigkeit von Mann und Frau auch eine tiefgreifende Veränderung der Vorstellung von Weiblichkeit impliziert, kann für den Mann eine signifikante Erleichterung bewirken. Auf der oben skizzierten Ebene würden sich Mann und Frau als gleichwertige Partner gegenübertreten, mit dem gleichen Recht auf Achtung und dem gleichen Anspruch auf die Realisierungsmöglichkeiten von Lebensglück. In welchem Rahmen der Mensch für sich dieses Glück zu verwirklichen trachtet, muss eine persönliche Entscheidung sein und darf nicht von gesellschaftlichen Erwartungen eingeschränkt werden. Gleichwertigkeit heisst in diesem Sinne also auch die Aufhebung und Beseitigung von geschlechtsspezifischen Vorurteilen bezüglich gewisser Arten von Lebensführungen. Die Typisierung bestimmter Lebensformen als männlich oder weiblich ist das Resultat eines langen Prozesses, der von grossen Irrtümern geprägt war und muss im Interesse der Befreiung von Mann und Frau aufgeben werden.
Die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse hat es mit sich gebracht, dass die herkömmliche Arbeitsteilung zur Aufrechterhaltung der Versorgung der Gesellschaft nicht mehr notwendig ist, wodurch die individuelle Wahlmöglichkeit eine grosse Erweiterung erfahren hat. (Vgl. Gorz 1981) Somit wären heute die Bedingungen gegeben, um unter Eliminierung aller Herrschafts- und Machtverhält-

nisse materieller und menschlicher Art, die Begegnung von Mann und Frau auf der Ebene der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung zu ermöglichen.

2. Die Möglichkeit der Realisierung alternativer Männlichkeit

Es ergibt sich aus den bisherigen Ausführungen, dass die Veränderung der männlichen Rolle auf zwei Ebenen geschehen muss und zwar auf der individuellen und auf der gesellschaftlichen.

2.1. Die gesellschaftliche Ebene

Im Rahmen dieser Arbeit wurde die Frage noch nicht tangiert, inwieweit die Aufrechterhaltung der traditionellen Männerrolle notwendig ein integraler Bestandteil der herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse, insbesondere im Produktionsbereich, ist. Diese Frage kann in einer Arbeit mit spezifisch psychologischer Fragestellung auch nicht umfassend untersucht werden, da sie stark soziologische, ökonomische und politische Probleme berührt, deren erschöpfende Beantwortung über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen würde.
Grundsätzlich kann aber festgehalten werden, dass 'Männlichkeit' für die Aufrechterhaltung der heutigen Gesellschaft von ganz zentraler Bedeutung ist. Ganze Wirtschaftszweige profitieren davon, dass ein bestimmtes Bild von Männlichkeit als verkaufsfördernder Faktor eingesetzt wird; in der sog. freien Wirtschaft herrscht das Prinzip der Konkurrenz, des Egoismus, des Ehrgeizes und des Strebens nach Machtpositionen; alles Eigenschaften, die eher mit 'Männlichkeit' assoziiert sind. 'Herbe Männlichkeit' der 'einsame Cowboy', Konkurrenz und Machtstreben, soldatische Tugenden etc. können also nicht als losgelöste Phänomene betrachtet werden, sondern sie sind mit dem momentanen gesellschaftlichen System verbunden und ihre Veränderung kann von daher nicht unabhängig von einer Veränderung eben dieses Systems betrachtet werden.
Wie diese Veränderung stattfinden kann, soll hier nicht untersucht werden. Sie müsste, allgemein ausgedrückt, im Rahmen des oben formulierten Gemeinschaftsgefühls realisiert werden. Dies bedeutet, dass im Zusammenleben der Menschen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene alle Formen der Ungleichheit und Ungleichwertigkeit, der Macht des Menschen über den Menschen, der Ausbeutung beseitigt werden müsste. Dadurch

wäre die Voraussetzung gegeben, dass der Mann aus seiner rollenbedingten Einsamkeit heraustreten und in solidarischer Kooperation mit der Frau und den Mitmenschen seinen Beitrag zur Existenzsicherung einer humanen Gesellschaft leisten könnte.

2.2. Die individuelle Ebene

Bereits im gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft sind aber Veränderungen der Geschlechtsrollen möglich. Der Einblick in die Fachliteratur zeigt auch, dass vieles unternommen wird. Männer schliessen sich zusammen und versuchen durch Gruppenarbeit einen Bewusstwerdungsprozess zu aktivieren, von dem sie sich die Befreiung von ihren rigiden Männlichkeitsvorstellungen erhoffen. Dieser Prozess erfordert ein grosses Durchhaltevermögen, da das männliche Seelenleben von dem Prinzip der männlichen Suprematie 'verseucht' ist und die Aufgabe alter und das Erlernen neuer Rollen mit grossen Aengsten verbunden ist. Die Wirkung dieser Befreiungsversuche muss, gesamthaft gesehen, eher als gering eingeschätzt werden, was ihre Bedeutung für die Betroffenen nicht mindert. Bis jetzt liegen noch keine fundierten Untersuchungsergebnisse vor, inwieweit dadurch wirklich tiefgehende und langfristige Veränderungen bewirkt werden.
Unseres Erachtens muss die Befreiung des Mannes in der Kinderstube beginnen, denn die traditionelle Männlichkeit ist das Resultat gesellschaftlicher und familiärer Vorbilder und eines Erziehungsprozesses, der den Knaben auf die Bahn des verstärkten Geltungsstrebens bzw. des 'männlichen Prestiges' drängt. 'Männlichkeit' wurde von uns unter anderem als Versuch definiert, die kindliche Position der Schwäche zu kompensieren. Hier muss eine veränderte Praxis einsetzen, die primär von einer veränderten Erziehung ausgehen muss.
Wie bereits umfassend ausgeführt wurde, sieht die modernen Forschung den Menschen als einen Menschen, der alle seine zur Lebensbewältigung notwendigen Fähigkeiten im erzieherischen Umgang mit den Beziehungspersonen erwirbt. Die Eltern vemitteln dem Kind die notwendigen Fähigkeiten. Dabei ist es von zentraler Bedeutung, welche Art von Zusammenleben sie

dem Kind vorleben, denn an ihrem Vorbild erwirbt es sich die Vorstellung vom Verhältnis der Geschlechter. Die Art, wie die Eltern an das Kind herantreten, d.h. wie sie das von ihnen gewünschte Erziehungsziel durchzusetzen versuchen, wie sie mit den Geschwistern umgehen, wie mit dem Bruder und wie mit der Schwester, prägt den Charakter und die Meinung des Kindes über sich, über die Welt, über Mann und Frau.
Die veränderte Erziehungspraxis darf sich nicht allein auf neue konkrete Erzeihungsmethoden stützen, denn der Einsatz von Methoden und Erziehungsmitteln, von pädagogisch richtigem Handeln, erfordert eine bestimmte ausgebildete Erzieherpersönlichkeit mit bestimmten erzieherischen Fähigkeiten.
Das heisst, dass eine veränderte Erziehungspraxis wesentlich von der Persönlichkeit des Erziehers abhängig ist. Konsequenterweise muss in Anschluss an Adler als Grundbedingung einer neuen Erzeihungspraxis die 'Erziehung der Erzeiher' gefordert werden. Ist das Verhältnis der Eltern untereinander nicht weitgehend vom Prinzip der Gleichwertigkeit, der gegenseitigen Achtung und Wertschätzung geprägt, wird es ihnen nicht möglich sein, im Kind eine kooperative Haltung zu bewirken. Es liegt also in der Verantwortung der Eltern, sich ein neues Bild dieser Problematik zu erarbeiten, um ihr Verhältnis im eigenen und im Interesse des Kindes auf den Boden der Gleichwertigkeit zu stellen.
Auf dem Feld der Erziehungspraxis müsste alles vermieden werden, was die naturbedingte Schwächesituation des Kindes verstärkt und dadurch das kompensatorische männliche Geltungsstreben auslöst. Es muss eine grundsätzliche Neuorientierung stattfinden, denn ein entwickeltes Selbstwertgefühl, frei vom männlichen Ueberlegenheitsstreben, auf der Ebene der Ausrichtung auf die menschliche Gemeinschaft, kann nur durch eine Erziehung bewirkt werden, die frei ist von Verwöhnung, Härte, Schlägen, Schuldgefühlen, usw.
In dem Masse, wie die Eltern den Knaben auf sachliche Art als grundsätzlich gleichberechtigten aber orientierungsbedürftigten Partner ins Leben einführen, wird in ihm das Gefühl der Gleichwertigkeit und der Achtung vor dem Menschen entstehen. Wenn der Knabe erlebt, dass Mutter und Schwester die

gleiche Bedeutung haben wie Vater und Bruder, dass keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern gemacht werden, wird in ihm das Gefühl der Achtung und des Respektes vor der Frau und vor sich selbst entstehen. Dieses Gefühl wird Bestandteil seines Seelenlebens und er wird die Gleichwertigkeit in seiner täglichen Praxis leben.
So kann unseres Erachtens eine wirkliche Veränderung im Verhältnis von Mann und Frau eintreten. Dieser Prozess ist wahrscheinlich nur im Zeitraum von Generationen denkbar, aber grundsätzlich ist er möglich. Tiefgreifende Verhaltens- und Einstellungsänderungen sind nie im wenigen Jahren, sondern immer im Verlauf von Generationen Bestandteil des menschlichen Lebens geworden. So wird auch das Verhältnis von Mann und Frau nicht von heute auf morgen sich ändern, aber langfristig könnten wissenschaftlich erwiesene Tatsachen über Mann und Frau sich in einer veränderten Erziehungspraxis niederschlagen, so dass Mann und Frau aus ihrer Einsamkeit heraustreten und als gleichwertige Partner solidarisch ihr Leben meistern könnten.

2.3. Schlussbetrachtung

Die Darstellungen des ersten Teils der Arbeit haben gezeigt, dass Männlichkeit und Weiblichkeit in ihren je unterschiedlichen Ausprägung keiner dem Menschen innewohnenden Natur entstammen. Mann und Frau können von daher als grundsätzlich gleiche Wesen angesehen werden, die lediglich von ihrer Anatomie her unterschiedlich angelegt sind.
Es ist heute in den Humanwissenschaften allgemein anerkannt, dass der jeweiligen Konkretion von Geschlechtsrollen gesellschaftlich bestimmte und individuell vermittelte Prägungsvorgänge zugrunde liegen, deren Art jedoch noch nicht umfassend erforscht ist. Hier greift der Beitrag der Tiefenpsychologie, wenn sie herausstellt und fundiert nachweist, dass die Geschlechtsrollen in einem sehr komplexen und diffizilen Prozess entstehen, der im interpersonalen Rahmen der Familie abläuft. Als Konsequenz dieser Erkenntnis folgt notwendig, dass eine Veränderung der Rollen langfristig nur über eine veränderte Erziehungspraxis möglichsein wird.

Dies bedeutet nicht, dass ein Mensch, der die traditionelle geschlechtsspezifische Sozialisation einmal durchlaufen hat, resignieren muss. Das Alltagsbewusstsein des modernen Menschen in Bezug auf die Mann-Frau Problematik muss heute noch als gespalten angesehen werden.(Vgl. Forneck 1982). Während auf der Erkenntnisebene zunehmend der Gedanke der Gleichheit und Gleichwertigkeit akzeptiert wird, verharrt der Mensch auf der Ebene der Einstellungen in eher mythologischen, unwissenschaftlichen Daseinsinterpretationen. Diese beiden Ebenen reflexiv zu verbinden, damit die handlungsleitenden Einstellungen realitätsgerechter werden, sollte die Aufgabe jedes Menschen sein, dem die Realisierung der Gleichwertigkeit zwischen Mann und Frau und damit eine grössere Humanität im Zusammenleben der Menschen ein Anliegen ist.
Die wissenschaftlichen Voraussetzungen zur Veränderung der Geschlechtsrollen liegen demzufolge heute vor. Eine Umsetzung der Erkenntnisse in die Praxis wird in dem Masse möglich sein, wie es dem Menschen gelingt, dieses Wissen im Rahmen der gesellschaftlichen Verhältnisse sich und einer veränderten Erziehungspraxis zunutze zu machen.

3. Anhang: Männergespräch

B.R. (1)
Mich beschäftigt die Frage der Partnerschaft im Zusammenhang mit meinem ganzen Lebensgefühl. Ich habe einmal mit Ihnen (dem Therapeuten M.P.) gesprochen und da haben Sie mir aufgezeigt, dass die Frage der Gewalt bei mir so stark ist, dass ich eine autoritäre Erziehung erlebt habe. Das beschäftigt mich in meinem ganzen Leben. Ich fühle mich immer unsicher bei meiner Partnerin und unter den Menschen überhaupt. Ich möchte da gern weiterkommen. Ich bin mir bewusster geworden, dass das im Zusammenhang mit meinem Vater entstanden ist. Bis heute ist mir unwohl, wenn ich mit ihm zusammen bin. Ich erwarte die Kritik und nehme es so schwer, wenn er etwas herumbrummelt. Es geht mir überall so unter den Menschen, ich bin oft wie gelähmt.

H.T. (2)
Ich wollte mich da gern anschliessen. Ich habe empfunden, dass das Problem bei mir ähnlich liegt, dass ich auch überall diese Unzulänglichkeitsgefühle habe. In der Partnerschaft wirkt sich das so aus, dass ich sehr schnell die Kritik erlebe, anstatt dass ich mich geschätzt fühlen könnte, wenn mein Partnerin z.B. sagt, dass sie öfter die Sexualität ausüben möchte. In der Situation erlebe ich dann die Kritik, dass ich nicht recht bin. Erst im nachhinein fällt mir auf, dass ich ja eigentlich eine schöne Situation habe, dass meine Partnerin sich so entwickelt hat, dass sie beginnt, natürlich zu empfinden. Aber in der Situation erlebe ich die Kritik. Meine Frage wäre, wie ich mein Erleben verändern könnte.

Th.
Bitte schön, können Sie uns sagen, was uns Ihr Nachbar erzählt hat? Könnten Sie das wiederholen?

E.L. (3)
Ich habe herausgehört, dass H.T. (2) uns versucht hat verstehen zu geben, dass es ihm ein Anliegen ist, sich die Partnerschaft schöner einzurichten. Er hat auch die Sexualität erwähnt. Die Partnerin möchte gern mehr Sexualität und er erlebt das nicht als Werbung. Er hat gesagt, seine Partnerin habe sich weiterentwickelt, sie würde die Sexualität jetzt natürlicher erleben. Er möchte das verändern, dass er z.B an diesem Punkt auch seinem Bedürfnis mehr nachgehen könnte und sich bei der Partnerin in bezug auf die Sexualität vermehrt einlassen kann.

Th.
Wie ist das bei Ihnen?

E.L. (4)
Bei mir? Wir haben uns das so eingerichtet, dass wir etwa einmal in der Woche die Sexualität haben und das geht dann immer sehr schön. Es geht sehr schnell, dass die Erotik da ist und das erlebe ich sehr schön. Auf der anderen Seite frage ich mich auch, was bei mir spielt, weil ich eigentlich die Sexualität öfter haben möchte und während der Woche kommt es ganz selten dazu. Obwohl das Bedürfnis bei mir da ist, kann ich nicht 'die Werbetrommel rühren', sondern man schläft dann ein. Das hat mich schon lange beschäftigt, wieso es mir nicht gelingt, wenn es mein Bedürfnis ist, da die Dinge an die Hand zu nehmen. Ich verstehe noch nicht, was spielt, ob ich glaube, ich müsse es so recht machen, oder dass ich das Gefühl habe, es könnte vielleicht nach einem langen Tag nicht gelingen. Ich fange lieber gar nicht erst an, aus Angst, keine Erektion zu haben und dann bei der Partnerin nicht gut dazustehen.

Th.
Bitte schön, wollen wir uns das merken, dass das der dritte Fall war, wo die Partnerschaft im Spiel war. Bei jedem Fall war die Partnerschaft im Vordergrund. Wie ist das bei Ihnen?

B.M. (5)
Ich kann mich sehr gut anschliessen, was jetzt geschildert wurde. Z.B. das Gefühl, das H.T. (2) geschildert hat, dass er sich so schnell kritisiert fühlt, das kenne ich auch auf der ganzen Linie in der Partnerschaft. Ich lebe immer in der Angst, dass ich etwas nicht recht machen könnte. Wenn meine Partnerin Wünsche äussert, dann geht es mir auch so, dass ich das immer als Kritik nehme, ich kann mir das nicht in Ruhe anhören. Ich finde auch, dass sich das in der Sexualität so auswirkt, dass ich zaghaft bin in der Werbung, dass ich nicht wage, sie zu verführen, wenn ich Lust habe. Es ist bei uns auch so, dass es vielleicht einmal in der Woche dazu kommt und eigentlich würde ich gern öfter. Aber in der Situation fällt es mir so schwer zu werben, weil ich immer Angst habe, dass sie nicht möchte.

Th.
Ja, dann wird sie ja sagen, wenn sie nicht möchte. Sie haben schon Bedenken, dass sie verweigern wird?

B.M. (6)
Wenn sie mitmacht, weicht eine gewisse Nervosität zurück. Die Sensibilität ist so gross, dass ich das Gefühl habe, sie macht zwar mit, aber nicht gern. Ich habe in der letzten Zeit beobachtet, dass das Gefühl mich dann hindert zu werben. Ich mache einen zaghaften Versuch, und wenn sie nicht gleich reagiert, dann lasse ich es bleiben,

dann warte ich lieber, bis sie von sich aus kommt. Mich beschäftigt auch, wie ich da mehr Mut fassen könnte, dass das Gefühl der Kritik nicht immer so stark ist.

Th.
Ist das nicht zu viel, ist das nicht zugespitzt? Er traut sich nicht. Ist das am Platz? Was sagen die anderen Männer dazu? Er würde gern öfter verkehren und getraut sich nicht zu fragen.

B.D. (7)
Ich möchte mich da sehr gern anschliessen. Ich habe nicht viel Anderes zu erzählen. Mir geht es eigentlich genau gleich, wie das B.M. (5,6) geschildert hat. Ich habe empfunden, dass der Grund, dass wir nicht auf unsere Partnerin zugehen können, in dem Bild zu suchen ist davon wie wir sein sollten. Ich empfinde das bei mir ganz stark, gerade in der Sexualität, wie ein richtiger Mann sein soll, und das bewirkt dann, dass ich immer in der Reserve bin. Früher habe ich immer gedacht, ein richtiger Mann, der muss seine Frau jeden Abend verführen und das muss dann ganz toll zu und hergehen. Irgendwo empfinde ich, dass das Bild auch heute noch bei mir da ist. Ein richtiger Mann würde eben seine Frau um den Finger wickeln. Ich finde das Bild, wie ein Mann sein sollte, ganz wichtig. Wir vergleichen uns dann und schneiden immer schlechter ab.

O.H. (8)
Ich kann mich gut einbeziehen, wenn es darum geht, dass man immer so handelt, dass man anerkannt ist. Ich gehöre auch zu denen, die es sehr gern recht machen und sich dann leicht verunsichert fühlen, wenn etwas kommt, was man als Kritik deuten könnte. Durch die Erlebnisse in meiner Kindheit bin ich sehr geneigt, das was mir begegnet, in dieser Weise zu deuten. Das spielt in der Partnerschaft und in der Schule, das ist übergreifend. Es ist für mich wichtig herauszufinden, welche Gewalt einem angetan wurde, dass man jetzt nur noch die eine Möglichkeit der Deutung hat, dass man immer in dasselbe Gefühl verfällt, nicht recht zu sein. Dabei ist das häufig gar nicht als Kritik gemeint, sondern als ein Aufmerksammachen.

P.R. (9)
Weil es in meiner Partnerschaft brennt, würde ich gern auch noch eine Frage vorlegen. Bei uns ist es so, dass meine Partnerin mir vorgeworfen hat, ich würde nicht mehr werben, ich sei nicht verliebt in sie, wir hätten so wenig Sexualität und die Erotik würde nicht spielen. Vor einigen Tagen ist sie ausgezogen und mein Gefühl ist, dass ich es gern probieren würde mit ihr. Ich fühle mich aber nicht in der Lage zu werben, undzwar deswegen nicht, weil ich ihr recht gebe. Ich empfinde

in der Sexualität, dass ich es ihr nicht rechtmachen kann, dass sie einen Grund hat, mit mir unzufrieden zu sein. Ich fühle mich von ihr in gewissem Sinne kleingemacht und in die Situation versetzt, aus einer unterlegenen Position heraus werben zu müssen. Ich habe das Gefühl nicht, dass sie froh sein könnte, mit mir zusammen zu leben, sondern ich muss dankbar sein, wenn sie sich noch einmal auf mich einlässt. Ich fühle mich so, dass sie Grund hat, mit mir nicht zufrieden zu sein, ich habe ja das Problem der Sexualität z.B in den sechs Jahren nicht lösen können. Aber ich würde es gern wieder probieren und kann...ich habe nichts an der Hand, womit ich werben könnte bei ihr, ich bin ja eben derjenige, als der sie mich sieht und hält. Meine Frage ist, wie ich wieder werben kann.

B.M. (10)
Ich möchte kurz zu dieser Situation folgendes sagen. In der Liebe gefällt es mir gut, da habe ich nichts zu berichten. Mich erstaunt immer, in welchem Mass die Erziehung das ermöglicht, dass wir uns dann als gestandene Männer immer wieder so schwach fühlen und so auf die Frau ausgerichtet sind. Mich beschäftigt in diesem Zusammenhang sehr die Frage des Prestiges des Mannes.

E.W. (11)
Mir ist die Partnerschaft auch ein Problem. Eigentlich war drei Jahre Unruhe bei uns. Meine Partnerin hat jetzt zwei Gespräche bei Ihnen gehabt und jetzt verläuft es ruhiger, aber ich kann mich bei allem anschliessen, ich fühle mich immer kritisiert. Im Moment weiss ich nicht, ob ich noch verliebt bin, ob mir das gefällt. Ich empfinde, dass ich mich in der Partnerschaft nicht gefunden habe, so dass ich sagen könnte, da fühle ich mich zuhause und verstanden. Es ist ja real auch unschön verlaufen die ganze Zeit. Wenn es eine Weile ruhig verläuft, stellt sich dann die Verliebtheit wieder ein? Ich bin da sehr verunsichert im Moment.

A.B. (12)
Ich kann mich auch allen anschliessen, vor allem dem Punkt, dass ich mich unterlegen fühle, ich habe auch so Mühe, 'die Werbetrommel zu schlagen'. Ich habe dann immer das Gefühl, dass ich gar nicht ankomme unddann lasse ich es gleich bleiben.

A.I. (13)
Mir geht es auch so, dass ich mich sehr schnell kritisiert fühle oder das Gefühl habe, ich komme bei der Partnerin nicht an. Wenn ich mich z.B zurückziehe und sie spricht mich an, dann gehe ich auf die Beziehung nicht ein. Ich habe gemerkt, dass ich mich dann wie bei der Mutter fühle, die eine Gewissensprüfung machen will bei mir. Ich missverstehe das oft in dieser Art, dass

wenn meine Partnerin sich für mich interessiert, dass ich mich dann bedrängt fühle und ausweiche. Bei mir ist die Situation so, dass ich in der Klinik arbeite und ich nehme das sehr streng. Es beschäftigt mich dann noch abends, und wenn meine Partnerin sagt, ich solle es nicht so streng nehmen, dann fühle ich mich kritisiert, ich fühle mich dann eingeengt. Einerseits will ich es in der Klinik gut machen und andererseits will ich es auch in der Partnerschaft gut machen.

R.I. (14)
Ich komme in der Partnerschaft gefühlsmässig auch nicht zurecht. Bei mir ist die Situation so, dass meine Partnerin mich sehr bewundert und sich sehr nach mir ausrichtet. Ich merke, dass ich das nicht richtig empfinden kann, dass ich das nicht schätzen, nicht geniessen kann, dass sich meine Partnerin nach mir ausrichtet.

K.M. (15)
Ich kann dem nur zustimmen. Ich habe auch Angst, dass meine Partnerin mich ablehnt, dass sie nicht will, und das lähmt mich dann, ich ringe dann bei ihr. In letzter Zeit ist es so, dass ich eigentlich nicht mehr so werbe um sie. Ich habe immer das Gefühl, jetzt muss ich es ihr rechtmachen, jetzt muss ich was bieten, jetzt kann ich doch nicht einfach sagen, dass ich nicht mag oder kann. Das Rechtmachen habe ich auch überall sonst.

B.R. (16)
Ich würde auch gern noch einmal präziser schildern. Um offen und ehrlich zu sein, ich kann mir einfach bis heute nicht vorstellen, dass ich jemanden finde, mich verliebe und mit der Zeit immer verliebter werde, sondern das Gegenteil ist der Fall. Ich habe schon nach kurzer Zeit Bedenken, werde unsicher und unruhig. Ausserdem merke ich, wie das Problem der Prüderie, der Strenge zuhause mich geprägt hat.

Z.M. (17)
Ich kann mich auch gut anschliessen in der Frage des Rechtmachens. Die Erziehung hat bei mir so gewirkt, dass ich ganz ausgerichtet bin bei der Frau. Mich beschäftigt vor allem die Frage, wie es kommt, dass gerade wenn man die Kritik empfindet, dass man dann ringt, wo eigentlich die Verliebtheit zurückgehen sollte. Bei uns war das so, dass meine Partnerin nicht verliebt war, aber ich habe das nicht realisiert, sondern die Unruhe, die daraus entstanden ist, hat bei mir bewirkt, dass ich gerungen habe. Ich habe das nicht gesehen, sondern habe mich noch mehr bemüht, noch mehr geungen und habe gemeint, ich sei verliebt.

B.W. (18)
Ich habe zwar nichts Neues zu sagen, aber ich würde mich auch gern anschlissen. Ich empfinde, dass es mir auch

nicht gelingt, um die Frau zu werben. Ich habe empfunden, dass meine Schwächegefühle, meine Sicht von der Frau und auch das Bild vom Mann, das ich in der Kindheit vermittelt bekommen habe, mich heute hindern. Als H.T. (2) und B.M. (5,6) erzählt haben, da habe ich mich sehr spiegeln können. Ich fühle mich oft der Frau sehr unterlegen und aus diesem Gefühl kann ich gar nicht sehen, wer sie überhaupt ist. Ich denke es geht darum, den eigenen Charakter verstehen zu lernen und ein realistisches Bild von der Welt, von mir und von der Frau zu bekommen.

K.F. (19)
Ich kann mich insofern einbeziehen, dass ich es bei mir gar nicht erst soweit kommen lasse, dass es mir gar kein Anliegen ist, eine Partnerschaft zu führen. Ich empfinde auch überhaupt keinen Mangel, wenn ich keine Sexualität habe. Ich lasse es gar nicht soweit kommen.

T.I. (2o)
Ich kenne all die Gefühle, die jetzt geschildert wurden, auch sehr gut. Bei mir war es so, dass ich bis vor kurzem in der Sexualität initiativ sein konnte. Es ist mir immer gut gelungen, auf die Partnerin zuzugehen. In letzter Zeit, wo meine Partnerin auch mehr von sich aus auf mich zukommt, fühle ich, dass ich plötzlich nicht mehr so kann, dass die Lust dann oft weg ist. Früher wollte ich die Sexualität oft ausführen, heute ist es immer seltener. Das beschäftigt mich, auch dass ich mich schnell kritisiert fühle, was die Sexualität betrifft. Ich empfinde, dass ich dort besonders empfindlich bin.

Th.
Nehmen wir an, dass wir hier eine Gruppe für Männer machen würden. Welches Thema sollten wir uns wählen? Was wäre wichtig für uns, das Prestige? Ueber was sollten wir sprechen? Im Vordergrund war bei allen Votanten das Problem der Partnerschaft. Bei jedem Fall ist das Problem der Partnerschaft zur Sprache gekommen. Somit sehen wir, dass da ein Mangel ist, dass wir uns da nicht bewusst sind. Da ist eine Lücke bei den Männern. Wir können das Problem nicht lösen, haben Schwierigkeiten, Probleme der Partnerschaft, der Ehe, der Liebe. Wir werden versuchen, uns in unseren weiteren Betrachtungen klar zu werden, warum es uns so schwer fällt, unsere Partnerschaft zu gestalten zu unserer Zufriedenheit und natürlich auch der des Partners.

B.W. (21)
Ich möchte mich da sehr anschliessen. Ich habe z.B empfunden, dass ich überhaupt keine Vorstellung davon habe, was eine würdige Partnerschaft ist, wie eine gleichberechtigte Partnerschaft aussehen könnte. Das wäre mir ein grosses Anliegen, da mehr zu erfahren.

E.L. (22)
Ich habe empfunde, dass es allen Männnern gut getan hat zu hören, dass man mit den Dingen, die einen in der Partnerschaft beschäftigen, nicht allein steht. Das scheint uns Männern nicht klar zu sein, das scheinen wir noch nicht zu wissen. Ich jedenfalls gehe mit der Vorstellung durch die Welt, dass die anderen Männer es schon können, eine schöne Beziehung zu führen. Ich finde, dassdas mir jetzt Mut gegeben hat, zu sehen, dass ich mit den Phantasien, die ich in der Erziehung mitbekommen habe, wie der Mann sein muss, wie die Mutter gern den Mann sehen wollte, dass ich damit nicht allein stehe.

E.H. (23)
Ich habe mich überall einbeziehen können. Ich empfinde bei mir, dass die Bravheit, das Recht-machen-müssen mich hindert, neue Wege einzuschlage und Fragen zustellen. Das hat so stark gewirkt bei mir in der Erziehung, dass ich schon gar nicht genau hinschauen kann, was genau in meiner Partnerschaft los ist, was mir gefällt und was nicht.

B.R. (24)
Ich würde mich gern auch noch einmal anschliessen und sagen, wie ich das Gespräch verstanden habe. Es haben uns ja etwa 2o Männer vorgetragen, wie es ihnen im Leben und in der Partnerschaft geht. Allgemein scheint es so zu sein, dass niemand in der Lage ist, eine vernünftige Beziehung zu führen, dass alle durch falsche Meinungen und Vorstellungen irritiert sind. Abgesehen von geringen Unterschieden scheint es etwas Allgemeines zu sein, was die Männer hindert, was mich z.B und jeden Kollegen hier hindert, eine Partnerschaft einigermassen vernünftig zu führen. Wir gehen ja hier davon aus, dass der Charakter des Menschen in der Kindheit entsteht und dass die Art, wie wir uns heute fühlen, nicht sein müsste. Das könnte auch anders sein, wenn eine andere Erziehung gewesen wäre. Wir müssen uns darüber klarwerden, was wir erlebt haben, was uns unsere Eltern vermittelt haben über das Problem der Liebe und der Partnerschaft, wie z.B meine Eltern sich die Liebe eingerichtet haben, wer die Hosen anhatte, wer die letzten Entscheide gefällt hat. Nur dann werden wir die Erklärung für unser Verhalten finden.

B.W. (25)
Ich möchte mich dem gern anschliessen und schildern, wie meine Eltern mir die Liebe vorgelebt haben. Das war voller Gewalt, das war keine schöne Partnerschaft, deswegen habe ich heute auch kein Bild, weil ich gar nicht weiss, was das ist. Ich habe nicht annähernd erfahren, was eine schöne Partnerschaft ist. Vor nicht allzu langer Zeit war es noch so, dass der Mann bestimmen konnte, welchen Beruf die Frau ausführt, ob sie arbeiten gehen darf oder nicht. Der Mann hatte die Führung. So

sind wir Männer erzogen worden, dass wir in der Partnerschaft bestimmen wollen.

O.H. (26)
Ich möchte auch gern noch einen Gedanken anfügen, der mir durch den Kopf gegangen ist. Unsere Erziehung hat uns ein Menschenbild vermittelt, dass es uns verunmöglicht, uns mit dem Mitmenschen zu solidarisieren. Ich dachte früher immer, ich bin doch einer, der mit den Leuten auskommt, ich gehe doch auf sie zu, spreche mit ihnen. Heute frage ich mich, ob das wirklich so war, ob ich nicht vielleicht nur gut dastehen wollte als derjenige, der alles kann. Wirklich mich mit dem Anderen zu solidarisieren, das konnte ich nicht.

Z.M. (27)
Ich möchte auch noch gern zur Frage Stellung nehmen, welchem Thema wir uns zuwenden sollten in einer Männergruppe. Es wurde ja schon gesagt, dass die Erziehung die Ursache ist. Unsere Schwierigkeiten, die Angst vor der Kritik, das Schwächegefühl als Mann, das ist das Resultat unserer Erlebnisse in der Kindheit. Ich denke mir, es ginge einmal darum, das verstehen zu lernen, z.B die Situation, in der der Knabe steht. Er wächst in einer Kultur auf, in der der Mann mehr sein sollte als die Frau. Nur schon diese Situation, diese Anforderung kann ein Schwächegefühl beim Knaben erzeugen. Er erlebt das so, dass er mehr sein sollte, der Junge sollte den Baum besser hinaufklettern können als das Mädchen. Dann das Problem, dass der Knabe in der Regel von einer Frau erzogen wird, da macht er seine Erfahrungen, da erhält er sein Menschenbild und sein Bild von der Frau und das ist meist nicht gut.

S.G. (28)
Das Gespräch hat mich eigentlich in zweifacher Hinsicht beeindruckt. Einerseits einmal zu hören, dass es allen Männern gleich geht, dass alle Männer diese Schwächegefühle in der Partnerschaft haben. Andererseits habe ich auch herausgehört, dass wir die Bedeutung der Liebe, der Partnerschaft für unser Wohl, für unser Leben unterschätzen. Die Frage wurde aufgeworfen, unter welchem Motto wir diese Männergruppe führen sollten und ich habe mir überlegt, eigentlich ist es grundsätzlich einmal ein Mangel an Menschenkenntnis und Beziehungsfähigkeit. Ich kann nicht nur nicht mit der Frau sprechen, sondern es gelingt mir überhaupt nicht, mit dem Menschen zu sprechen. Aber gerade in der Partnerschaft wäre eine Gelegenheit, der Menschlichkeit näher zu kommen und die Sexualität, ein natürliches Bedürfnis, in den Vordergrund zu rücken. Ob es nicht darum geht zu lernen, wie wir uns der Frau und dem Menschen überhaupt zuwenden können?

K.L. (29)
Ich kenne die geschilderten Probleme natürlich auch. Ich habe verstanden, dass das Gespräch mit der Frau

ein wichtiger Punkt ist. Bei mir ist die Sexualität auch nicht das Natürliche. Es ist so, dass ich Mühe habe, dass Gespräch mit meiner Partnerin über meine Probleme, besonders über meine Schwierigkeiten im Studium zu führen. Th. hat meiner Partnerin gesagt, wir sollten das Problem gemeinsam wälzen. Das habe ich zuerst sehr schlecht erlebt, anstatt dass ich mich gefreut habe, dass wir das gemeinsam unternehmen, uns besser zu verstehen. Ich erkläre mir das auch durch die Erziehung, weil der Mann muss immer gut dastehen. Ich glaube, dass das eine der grössten Schwierigkeiten ist, die wir Männer mit uns herumschleppen. Wir haben falsche Vorstellungen, weil in unserer Kultur so grosse Unterschiede gemacht werden zwischen Mann und Frau.

L.I. (3o)
Es haben schon einige andere gesagt, dass uns in der Erziehung ein falsches Bild von uns selbst und von der Frau vermittelt wurde. Ich möchte die Bedeutung dieses Menschenbildes an meinem Beispiel schildern. Ich habe mit meiner Partnerin in den letzten Wochen immer Streit und schlechte Stimmung gehabt. Dann habe ich einmal mit einer Kollegin gesprochen und sie hat versucht, mir die Situation zu erklären, dass meine Partnerin auf mich ausgerichtet ist, dass sie mit mir zusammen sein möchte, dass sie bei mir ankommen möchte. Ich habe das der Kollegin abnehmen können und das Gespräch hat mir eine völlig neue Perspektive eröffnet. Als ich am Abend nach Hause kam, da konnte ich mit meiner Frau völlig anders umgehen. Es ist mir gelungen, um sie zu werben, ich habe sie einfach ankommen lassen bei mir, habe sie akzeptieren können und wir haben einige sehr schöne Tage erlebt. Dann haben mich die alten Gefühle wieder überfallen, das alte Bild ist wieder aufgetaucht, dass ich nämlich meine Partnerin als böse, als Feind, als gegen mich gerichtet erlebe. Obwohl ich wusste, dass das mit der Werbung einmal funktioniert hat, ist dieses Bild von der bösen Frau und von mir als bösen Mann so eingefressen. Mit dem Gefühl kann ich dann nicht werben. Es ist mir dann nicht möglich, dann überfällt mich die Eifersucht und es kommt mir dann wieder darauf an, dass ich mich vor der Frau schütze, oder sie ablehne, oder mich in Sicherheit bringe und streite.

U.D. (31)
Ich möchte mich dem auch noch anschliessen. Ich habe auch empfunden, dass das Problem, das heute aufgeworfen wurde, ein kulturelles Problem ist. Das hängt zusammen mit der Einführung ins Leben, die der Knabe erhält. Ihm wird vermittelt, dass er stark und gescheit sein muss, dass er eine Familie ernähren muss usw. Ich z.B habe das auch erlebt. Mein Vater hat sich immer erkundigt, wie es in der schule geht, denn nur das Zeugnis hat ihn interessiert. Er hat mich z.B nie gefragt, ob ich eine Freundin habe, da war er viel zu befangen. Der Mann erhält eine falsche Orientierung, ihm wird nicht vermittelt, dass er sein Lebensglück bei der Frau findet, sondern er erfährt, dass er Karriere machen muss, dass er eine Familie ernähren muss und dass er sich eine

Frau anschafft wie ein Auto oder ein Haus. Ich denke mir, es ginge darum zu sehen, dass diese Ideale uns ins Elend geführt haben. Ich empfinde das bei mir so, dass mir die Ansprüche und die Kritik, die ich erlebt habe, verunmöglichen, mich mit dem Menschen zu assoziieren, dass ich immer auf Distanz bin und immer dem anderen unterschiebe, dass er mich kritisieren möchte. Ich denke, wenn wir da eine andere Orientierung bekämen, wenn wir fähig werden, uns mit dem Mitmenschen zusammen zu tun, dann werden wir uns gemeinsam etwas erarbeiten können. Alle Männer, die heute geschildert haben, tragen ein falsches Bild von der Frau und vom Mann mit sich herum. Deswegen möchte ich vorschlagen, dass wir uns ein neues Frauenbild erarbeiten, weil ich vermute, dass unser Frauenbild nicht ganz zutrifft.

4. LITERATURVERZEICHNISS

Adler, Alfred: Ueber den nervösen Charakter (1912), Frankfurt a.M. 1975

Adler, Alfred: Zur Erziehung der Eltern (1912). In: Adler: Heilen und Bilden (1914), Frankfurt a.M. 1973

Adler, Alfred: Der nervöse Charakter (1913). In Adler (1914) Frankfurt a.M. 1973

Adler, Alfred: Heilen und Bilden (1914), Frankfurt a.M. 1973

Adler, Alfred: Praxis und Theorie der Individualpsychologie (1920) Frankfurt a.M. 1974

Adler, Alfred: Menschenkenntnis (1927), Frankfurt a.M. 1978

Adler, Alfred: Lebenskenntnis (1929), Frankfurt a.M. 1978

Adler, Alfred: Individualpsychologie in der Schule (1929), Frankfurt a.M. 1973

Adler, Alfred: Das Problem der Homosexualität und sexueller Perversionen (1930), Frankfurt a.M. 1977

Adler, Alfred: What Life Should Mean to You (1931), New York 1958, dtsch: Wozu leben wir?, Frankfurt a.M. 1979

Adler, Alfred: Der Sinn des Lebens (1933), Frankfurt a.M. 1973

Adler, Alfred: Ueber den Ursprung des Strebens nach Ueberlegenheit und des Gemeinschaftsgefühls, Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie, Jahrgang 1933a, S. 258

Adler, Alfred: Vorbeugung der Neurose (1935), Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie, Jahrgang 1935, S. 137

Aleramo, Sibilla: Una Donna, Geschichte einer Frau, Frankfurt a.M. 1977

Allemann-Tschopp: Geschlechtsrollen, Versuch einer interdisziplinären Analyse, Bern, Stuttgart, Wien 1979

Allemann-Tschopp: Theoretische Annahmen über geschlechtstypisches Verhalten, Bad Homburg 1976

Almanach 11: Der Mann. Ansätze für ein neues Bewusstsein, Wuppertal 1977

d'Andrade, Roy: Sex Differences and Cultural Institutions, in: Maccoby Stanford 1966

Andrea, Guido u.a.: Der letzte Mann, Reinbek 1978

Ansbacher u. Ansbacher: The Concept of Social Interest, in: Journal of Individual Psychology, Vol. 24 1968

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek 1976

Bachofen, Johann: Mutterrecht und Urreligion, Stuttgart 1974

Badinter, Elisabeth: Die Mutterliebe, München 1981

Balmer, H.: Die Archetypentheorie von C.G. Jung, Berlin, Heidelberg, New York 1972

Bebel, August: Die Frau und der Sozialismus, Frankfurt a.M. 1981

Beck-Gernsheim, E.: Das halbierte Leben, Frankfurt a.M. 1980

Bednarik, Karl: Die Krise des Mannes, Wien, München, Zürich 1968

Belotti, E., G.: Was geschieht mit kleinen Mädchen?, München 1975

Bem, Sandra: Die Harten und die Zarten, Psychologie heute, Sonderdruck 1977

Benedict, Ruth: Urformen der Kultur, Hamburg 1955

Bitter, W.: Freud, Adler, Jung, München 1951

Bodamer, E.: Der Mann von heute, Stuttgart 1956

Bönner, Karl (Hrsg.): Die Geschlechterrolle, München 1973

Bornemann, Ernst: Das Patriarchat, Ursprung und Zukunft unseres Gesellschaftssystem, Frankfurt a.M. 1979

Briessem, Christiane van: Der Männlichkeitswahn. Mutmassungen über ein verirrtes Geschlecht, Bergisch-Gladbach 1971

Brodie, H. u.a.: Human Affect and Plasma Testosterone. Herausgegeben von der American Psychosomatic Society, Inc. Abstracts Insert April 7, 1973

Chasseguet-Smirgel, J.: Psychoanalyse der weiblichen Sexualität, Frankfurt a.M. 1974

Colegrave, Sukie: Yin und Yang, Bern, München 1980

Dannhauer, Heinz: Geschlecht und Persönlichkeit, Berlin 1973

Degenhardt, Anette: Aspekte der Geschlechtsrollendifferenzierung in der Adoleszenz, Symposium Geschlechtsrollen der Werner-Reimers-Stiftung, Bad Homburg 1973

Deschner, Karl-H.: Das Kreuz mit der Kirche, Düsseldorf, Wien 1974

Dieckmann, Bernhardt: Ueber die Schwulen, Basel, Frankfurt a.M. 1979

Dierichs,H., Mitscherlich,M.: Männer. Zehn exemplarische Gespräche, Frankfurt a.M. 1980

Ehrhardt, Anke: Sexualhormone und einige Aspekte geschlechtstypischer Verhaltensunterschiede, Werner-Reimers-Stiftung, Bad Homburg 1975

Engels, Friedrich: Der Ursprung der Familie, des Privateigentum und des Staates, MEW Bd. 21, Berlin 1962

Falconnet,G., Lefaucheur,N.: Wie ein Mann gemacht wird, Berlin 1978

Fast, Julius: Typisch Mann, typisch Frau! Reinbek 1973

Fasteau, Marc F.: Die Männlichkeitsmaschine, in: Psychologie heute, Sonderdruck 1977

Fischbach, Richard: Geschlechtstypische Arbeitsteilung in Ost und West, in Allemann-Tschopp 1979

Fleck, Lili: Weiblicher Orgasmus, München 1977

Franck, Barbara: Mütter und Söhne, Hamburg 1981

Freud, Sigmund: Die Umgestaltungen der Pubertät (1905), in: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1905 a) Frankfurt a.M. 1965

Freud, Sigmund: Die kulturelle Sexualmoral und die modernen Nervosität (1908), SA Bd.IX

Freud, Sigmund: Zur Einführung des Narzissmus (1914), SA Bd.III

Freud, Sigmund: Triebe und Triebschicksale (1915), SA Bd. III

Freud, Sigmund: Beitrage zur Psychologie des Liebeslebens (1918), SA Bd. V

Freud, Sigmund: Das Tabu der Virginität (1918a), SA Bd. V

Freud, Sigmund: Ueber die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität(1920) SA Bd. VII

Freud, Sigmund: Der Untergang des Oedipuskomplexes (1924)' SA Bd. V

Freud, Sigmund: Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes (1925), SA Bd. V

Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur (1930), SA Bd. IX

Freud, Sigmund: Ueber die weibliche Sexualität (1931), SA Bd. V

Freud, Sigmund: Die Weiblichkeit (1932), SA Bd. I

Freud, Sigmund: Eine Kindheitserinnerung aus Dichtung und Wahrheit, GW Bd. 12

Friedan, Betty: Der Weiblichkeitswahn, Reinbek 1970

Fromm, Erich: Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie, Frankfurt a.M. 1960

Fromm, Erich: Sigmund Freuds Psychoanalyse, Grösse und Grenzen, Stuttgart 1979

Fromm-Reichmann, F.: Intensive Psychotherapie, Stuttgart 1959

Forneck, Hermann: Alltagsbewusstsein und Erwachsenenbildung. Zur Analyse subjektiver Daseinsinterpretation Erwachsener, Frankfurt, New York 1982

Gasset, Ortega y: Zur Psychologie des interessanten Mannes, GW Bd. II Stuttgart 1955

Gassmann, Max u.a.: Soziale Psychologie, Zürich 1979

Gerhardt, U.: Zur Verwendung des Begriffs Rolle, Werner-Reimers-Stiftung, Bad Homburg 1974

Giese, Hans: Psychopathologie der Sexualität, Stuttgart 1962

Gorz, André: Abschied vom Proletariat, Frankfurt a.M. 1981

Gough, K.: The Origin of the Familiy, in:Reiter, R.: Toward an Anthropology of Woman 1975

Graber, H,: Psychologie des Mannes, Bern, Stuttgart 1957

Green, M.: Die Vater-Rolle, Reinbek 1977

Green, R.: Psychologische Ursachen der Transsexualität, in: Psychologie heute, Sonderdruck 1977

Green, Richard: Die Suche nach der Geschlechtsrolle, in: Psychologie heute, Sonderdruck 1977

Grelot, Pierre: Mann und Frau nach der Heiligen Schrift, Mainz 1964

Goldberg, Herb.: Der verunsicherte Mann, Düsseldorf 1977

Hall,C., Lindzey, G.: Theorien der Persönlichkeit, München 1978

Hammes, M.: Hexenwahn und Hexenprozesse, Frankfurt a.M. 1981

Heigl-Evers, Heigl: Lieben und Geliebtwerden in der Ehe, München 1977

Hite, Shere: Hite Report, Das sexuelle Erleben der Frau, München 1976

Holter, H.: Sex Roles and Social Structure, Oslo 197o

Horner, M.: Feminity ans successful achievment. A basic inconsistency, in: Garskof (Hrsg.): Roles woman play, Belmont 1971

Horney, Karen: Die Psychologie der Frau, München 1978

Horney, Karen: Neue Wege in der Psychoanalyse, München 1977

Horney, Karen: Flucht aus der Weiblichkeit, in: Int.Zeit.f.Psychoanalyse Bd. 12, S. 36o

Hug, Heinz: Die Psychologie und die Zürcher Presse bd. 2, Zürich 1981

Jacobi, Jolande: Die Psychologie von C.G. Jung, Olten 1971, Frankfurt a.M. 1977

Jaffé, A., Zacharias,G.: Jung, Welt der Psyche, München 1973

Janssen-Jurreit, M.: Sexismus, Frankfurt a.M. 1979

Jung, C.G.: Allgemeine Beschreibung der Typen (1921),SA 1979

Jung, C.G.: Analytische Psychologie und Erziehung (1924),SA 1976

Jung, C.G.: Die Frau in Europa (1927), SA 1975

Jung, C.G.: Seele und Erde (1927a), SA 1973

Jung, C.G.: Die Beziehung zwischen dem Ich und dem Unbewussten (1934), SA 1979

Jung, C.G.: Die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzeilnen (1948), SA 1971

Jung, C.G.: Aion, Beiträge zur Symbolik des Selbst (1951), in: Jaffé, Zacharias 1973

Jung, C.G.: Erinnerungen, Träume, Gedanken (1963), Zürich, Stuttgart 1963

Kaiser, Annemarie: Das Gemeinschaftsgefühl bei Alfred Adler, Zürich 1977

Kinsey, A.: Das sexuelle Verhalten des Mannes, Frankfurt a.M. 1965

Kleining, G.: Die Idee des echten Mannes in Deutschland, in: Psychologie und Praxis, Bd. 3 1959

Kohlberg, L.: A Cognitive-Developmental Analysis of Children's Sex-Role Concets and Attitudes, in: Maccoby 1966

Komarovsky,M.: Some Problems in Role Analysis, in: American Soziological Review, Bd. 38 1973

König, René: Materialien zur Soziologie der Familie, Köln 1974

Körner, W.: Meine Frau ist gegangen, Frankfurt a.M. 1979

Kreuz,L.R., Rose, R.M.: Assessment of aggrssive behavior ans plasma testosterone in a young crminal population, in: Psychosomatic Medicine 43, 1972, S. 312-332

Kronfeld, Arthur: Zur Theorie der Individualpsycholgie, in: Internationale Zeitschrift f. Individualpsychologie, Jahrgang 1929, S. 253 ff.

Laiblin, W.: Einführung in die Urbildlehre von C.G. Jung, in: Bitter 1951

Leakey, L. Lewin, R.: Wie der Mensch zum Mensch wurde, Hamburg 1980

Lehr, Ursula: Das Problem der Sozialisation geschlechtstypischer Verhaltensweisen, in: Graumann, Handbuch der Psychologie, Bd. 7, 2. Halbbd., Göttingen 1972

Levinson, D.J. u.a.: Das Leben des Mannes, Köln 1979

Löffler, L.G.: Geschlechtstypisches Verhalten, Werner-Reimers-Stiftung, Bad Homburg 1975

Lupri, E.: Gesellschaftliche Differenzierung und familiale Autorität, in: Soziologie der Familie, Sonderheft 14 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen 1970

Maccoby, E.: Role taking in childhood and its consequences for social Learning, in: Child Development, Stanford 1959

Maccoby, E.: The Development of Sex Differences, Stanford 1966

Maccoby, E., Jacklin, C.: The Psychology of Sex Defferences, Stanford 1974

Maccoby, E., Jacklin, C.: Geschlechtsunterschiede: Was wir darüber wissen und was wir darüber nicht wissen, in: Psychologie heute, Sonderdruck 1977

Mahler, M. u.a.: Die psychische Geburt des Menschen, Frankfurt a.M. 198o

Malinowski, B.: Geschlecht und Verdrängung in primitiven Gesellschaften, Hamburg 1962

Mannoni, O.: Freud, rororo 1971

Marcuse, H.: Der eindimensionale Mensch, Neuwied und Berlin 1968

Masters, W., Johnson, V.: Impotenz und Anorgasmie, Frankfurt a.M. 1973

Masters, W., Johnson, V.: Die sexuelle Reaktion, Reinbek 197o

Mead, M.: Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften Bd. 3, München 197o

Mead, M.: Mann und Weib. Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt, Reinbek 1974

Melzer, W.: Der frustrierte Mann, Wien, München 1981

Menschik, J.: Gleichberechtigung oder Emanzipation. Die Frau im Erwerbsleben der Bundesrepublik, Frankfurt a.M. 1971

Merz, Ferdinand: Geschlechtsunterschiede und ihre Entwicklung, Lehrbuch der Differentiellen Psychologie, Bd. 3, Göttingen 1979

Meyer-Bahlburg: Aggression und Androgene bei männlichen Individuen, Saarbrücken 1972, in: Plack 1973

Millet, Kate: Sexus und Herrschaft, München, Basel, Wien 1971

Money, J., Ehrhardt, A.: Männlich, Weiblich. Die Entstehung der Geschlechtsunterschiede, Reinbek 1975

Montagu, A.: The Direction of Human Development, New York 1955

Morgan, E.: Der Mythos vom schwachen Geschlecht, Frankfurt a.M. 1975

Moss, H.A. Sex, age and state as determination of mother-infant interaction, in: Danziger,K.: Readings in child socialisation, New York 1973

Mowrer, O.H.: Learning theory and behavior, New York 196o

Müller, W., Pilgrim, E.: Männerbilder, München 1977

Müller-Schwefe: Männersachen, Verständigungstexte, Fankfurt a.M. 1979

Murdock, G.P.: World Ethographic Sample, in: Amrecan Anthrop. Vol. 59 1975

Murken, J.D.: Bestätigt die Hormonforschung einen Aggressionstrieb? in: Plack 1973

Mussen, P.H.: Early Sex-Role Development, in: Goslin, D.A.(Hrsg.): Handbook of socialisation theory and research, Chicago 1969

Myrdal, A., Klein, V.: Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf, Köln, Berlin 1971

Nance, J.: Tasaday, Steinzeitmenschen im phillipinischen Regenwald, Frankfurt a.M. 1979

Nave-Herz.: Das Dilemma der Frau in unserer Gesellschaft, Berlin 1972

Neumann, F.: Hormonelle Regulation der sexuellen Differenzierung bei Säugetieren, in: Allemann-Tschopp 1979

Nicols, Jack: Die Emanzipation des Mannes, Düsseldorf, Köln 1976

Nietzschke, B.: Männerängste, Männerwünsche, München 198o

Oestreich, G.: Erziehung zum kritischen Lesen, Freiburg, Basel, Wien, 1974

Ottomeyer, K.: Oekonomische Zwänge und zwischenmenschliche Beziehungen, Reinbek 1977

Parson, T.: Alter und Geschlecht in der Sozialstruktur der Vereinigten Staaten, in: ders: Beiträge zur soziologischen Theorie, herausgegeben von Rüschmeyer, D., Neuwied, Berlin 1964

Pernhaupt, G., Czermak, H.: Die gesunde Ohrfeige macht krank, Wien 198o

Persky, H. u.a.: Relation of psychological Measures of Aggression and Hostility to Testosterone Production, in: Psychosomatic Medicine 33 (1971), S. 265-277

Pflanz, M.: Soziokulturelle Faktoren und innere Erkrankung, in: Der Kranke in der modernen Gesellschaft, Köln, Bonn 1967

Pietropinto, Simenauer: Abschied vom Mythos Mann, Frankfurt a.M. 1978

Pilgrim, V.: Der UNtergang des Mannes, münchen 1974

Pilgrim, V.: Der selbstvefriedigte Mensch, München 1978

Pilgrim, V.: Manifest für den freien Mann, München 1978

Plack, A.: Der Mythos vom Aggressionstrieb, München 1973

Pleck, J.H.: The Male Sex Role: Definitions, Problems and Sources of Change, in: Journal of Social Issues, Vol. 32, No. 3, 1976

Plenge, I.: Das sexuelle Verhalten des Mannes, Frankfurt a.M. 1965

Plenge, I.: Die Emanzipation des Mannes, Stuttgart 197o

Portmann, A.: Das Tier als soziales Lebenwesen, Zürich 1953

Portmann, A.: Zoologie aus vier Jahrzehnten, München 1967

Pross, H.: Die Männer, Reinbek 1978

Pross, H.: Die Wirklichkeit der Hausfrau, Hamburg 1975

Psychologische Lehr- und Beratungsstelle (Hrsg.): Neue Wege in der Persönlichkeitsbildung, Zürich 1981

Psychologische Lehr- und Beratungsstelle (Hrsg.): Angst und Charakter, Zürich 198la

Rattner, J.: Pioniere der Tiefenpsycholgie, München, Wien, Zürich 1977

Reich, w.: Die Entdeckung des Orgons I Die Funktion des Orgasmus (1927) Frankfurt a.M. 1979

Reich, W.: Der Einbruch der sexuellen Zwangsmoral (1932) Frankfurt a.M. 1978

Reich, W.: Die Massenpsychologie des Faschismus (1933) Frankfurt a.M. 1979

Reich, W.: Charakteranalyse (1933a) Frankfurt a.M. 1978

Reich, W.: Die sexuelle Revoluiton (1936) Frankfurt a.M. 1977

Reich, W.: Reich über Freud, Raubdruck

Richter, H.-E.: Lernziel Solidarität, Reinbek 1974

Rosen, J.: Psychotherapie der Psychose, Stuttgart 1964

Rubin, J.Z. u.a.: The eye of the Beholder: Parents view on sex of newborns, in: American Journal of Orthopsychiatry , 1974 (44)

Rudolph, Wolfgang: Geschlechtsrollen im Kulturvergleich, Werner-Reimer-Stiftung, Bad Homburg 1973

Ruebsaat, H.: Die WEchseljahre des Mannes, Frankfurt a.M. 1979

Ruebsam, E.: Der heilige Wilhelm Reich und sein Fetisch Genitalität, in: Argument 6o (1976), S. 178- 191

Rycroft, Charles: Wilhelm Reich, München 1972

Schütze, F. u.a.: Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontollierten Fremdverstehens, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976

Sears, R.: Identifikation as a form of behavioral development, Minneapolis 1957

Sebald, H., Krauth: Ich will ja nur Dein Bestes, Wien, Düsseldorf 1981

Sherman, J,: On the Psychology of Woman, Springfield 1971

Shostak, M.: Nisa erzählt, Reinbek 1982

Sgusch, V,: Ergebnisse der Sexualmedizin, Basel, München 1973

Studer, H.: Das Gemeinschaftsgefühl in der Persönlichkeitstheorie Alfred Adlers, Zürich 1979

Scheu, U.: Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht, Frankfurt a.M. 1977

Schelsky, H.: Wandlungen der deutschen Familie, Dortmund 1955

Schelsky, H.: Soziologie der Sexualitä, Hamburg 1955

Schenk, H.: Geschlechtsrollenwandel und Sexismus, Weinheim, Basel 1979

Schmidt-Hellerau, C.: Männerleben, Weinheim, Basel 1978

Schwarzer, A.: Der kleine Unterschied und seine grossen Folgen, Frankfurt a.M. 1975

Schwunger, H.: Antisexuelle Propaganda, Sexualpolitik in der Kirche Reinbek 1969

Schenk, H., Langenheder, W.: Wie männlich ist der Mann. Ergebnisse einer Leserumfrage, in: Psychologie heute, Sonderdruck 1977

Spitz: Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1967

Sullivan, H.S.: The Interpersonal Theory of Psychiatry, New York 1953

Taylor, G.: Kulturgeschichte der Sexualitä, Frankfurt a.M. 1977

Theweleit, K.: Männerphhantasien, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1978

Tiger, L., Shepher, J.: Woman in the Kibbutz, New York, London 1975

Trautner, M.: Die Uebernahme der Geschlechtsrollen aus der Sicht der Theorie des sozialen Lernens, der Identifikationstheorie und der kognitiven Theorie, Werner-Reimers-Stiftung, Bad Homburg 1973

Vilar, E.: Der dressierte Mann, Gütersloh, Wien 1973

Vinnai, G.: Das Elend der Männlichkeit, Reinbek 1977

Weler: C.G. Jung rororo 1969

Wesel, U.: Der Mythos vom Matriarchat, Frankfurt a.M. 1980

Wesley, Wesley: Die Psychologie der Geschlechter, Frankfurt a.M. 1981

Wexberg: Individualpsychologie, Darmstadt 1974

Whiting, J.W.: Resource mediation and learning by identifikation, Austin 1960

Will, J.A. u.a.: Maternal behavior and perceived sex of infant, in: American Journal of Orthopsychiatry 1976 (46)

Wirtz, A.: Literaturanalyse zu Thema: Geschlechtsrollenentwicklung und Geschlechtsunterschiede in Abhängigkeit von der Familienstruktur, Werner-Reimers-Stiftung, Bad Homburg 1976

Wyss, D.: Die tiefenpsychologischen Schulen von den Anfängen bis zur Gegenwart, Göttingen 1977

Wolter, G.(Hrsg.): Männerbeschreibungen, Trier 198o

Wrage, K.: Mann und Frau, Gütersloh 1966

Wurzbacher, Gerhardt: Leitbilder gegenwärtigen Deutschen Familienlebens, Dortmund 1952

CURRICULUM VITAE

Ich, Malte Putz, wurde am 16. Januar 1947 als Sohn des Johannes Putz und seiner Frau Gertrud, geb. Schmersow in Itzehoe geboren. Mein Vater war von Beruf Gymnasialdirektor. Ich besuchte in Itzehoe die Grundschule und anschliessend das Gymnasium, das ich 1967 mit dem Abitur abschloss.
Nach Absolvierung des Grundwehrdienstes immatrikulierte ich im Frühjahr 1969 an der Universität Kiel für die Fächer Germanistik und Anglistik. Zum Sommersemester 1971 wechselte ich auf die Pädagogische Hochschule Berlin über, die ich im Frühjahr 1975 abschloss. Unmittelbar anschliessend begann ich an der Freien Universität Berlin ein Psychologiestudium und erwarb das Diplom im Frühjahr 1978. Die Diplomarbeit stand unter dem Thema: Einige psychologische Theorien zum Problem der Störungen männlicher Sexualfunktionen.
Anschliessend widmete ich mich, neben verschiedenen Unterrichtstätigkeiten und Weiterbildungen, der Bearbeitung meiner Dissertation unter der Leitung von Herrn Professor Bach.